FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
II
329
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

BIBLI

Armadio XXIII

Palchetto

Num.° d' ordine 15

B. Rus
329

Johann Gottfried v. Herders

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

DI
NAPOLI

Vierundzwanzigſter Band.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III"
NAPOLI

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1853.

611876

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1853.

Digitized by Google

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Inhalt.

Abhandlungen und Briefe über schöne Literatur und Kunst.

Seite

I. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern da er geblühet.

Eine Abhandlung, welche den von der königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1773 gesetzten Preis erhalten hat. 3

II. Ideen, zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste. 1794. 1796.[1] 49

1. Lucrez von einem Genius der Menschheit. Humanität der römischen Dichtkunst und Geschichte 51
2. Humanität der Griechen 55
3. Resultate. Fragment eines Gesprächs von Shaftesbury . 59
4. Ueber Shaftesbury. Ein Lehrgedicht vom Rechte der Vernunft 62
5. Ueber die Humanität Homers in der Iliade. 66
6. Vom Unmuth. Von Compositionen. Musik nach römischen Dichtern 76
7. Fortsetzung des Fragments über die Humanität Homers in der Iliade. Diderot über die Einfalt im Homer. . . 81
8. Von Lessings Emilia Galotti. Diderot über die Moralität der Schaubühne 89
9. Swift über die Humanität. Sprüche aus Philemon. . 96
10. Menschentugend von Gleim 103
11. [2] Flora. 12. Fortsetzung 105 111
13. Ueber Natur- und Pflanzengedichte. Grabschrift eines Lebenden. Sarbievius Ode über die Vergänglichkeit 116
14. Philomele in Tiefurt 120
15. [3] Petrarca's Charakter und Verdienste. Ideal seiner Laura 123
16. Wie die griechische Kunst eine Schule der Humanität sey. Vom Werthe rein dargestellter Gedankenformen 127
17. Vom bedeutenden Ideal der Kindheit und des jugendlichen Alters in beiderlei Geschlechtern. Von ihrer Sprache zum menschlichen Herzen 130
18. Charaktere ihrer Heldengestalten. Hercules. Laokoon. Castor und Pollux. Verdienst der Griechen in Darstellung dieser Ideen und Ideale 135
19. Götterformen. Bacchus. Ariadne. Apollo. Diana. Mercur. Aphrodite. Vesta. Von verschiedenen Classen menschlicher Charaktere 139

1 Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität, der dritten Sammlung.
2 Aus der vierten Sammlung.
3 Aus der fünftrn Sammlung.

Seite

20. Mars. Vulcan. Ceres. Pallas. Juno. Zeus. Verschiedener Gebrauch und Untersuchung der Mythologie in verschiedener Absicht 145
21. Einwendungen dagegen 150
22. Beantwortung derselben. Von Faunen, Satyren, Centauren, Masken, Ungeheuern in der Kunst. Werth dieser Unterscheidungen für die sittliche Menschheit 150
23. Ob die Griechen künftigen Jahrhunderten alles weggenommen haben? Charakter der heiligen Jungfrau. Andere christliche Ideen 154
24. Was uns die griechische Kunst soll? Vom Werth einer glücklichen Bildung Von unsern Kleidungen, unsern Stellungen, unserm Beisammensehn, verglichen mit Vorstellungen der griechischen Kunst. Charakter der Angelika Kaufmann . . 157
25. Von einer formlosen Güte und Wahrheit 162
26. Daß es eine solche für uns schwerlich gebe. Vom höchsten Anständigen oder Geziemenden der Menschheit 163
27. Stimme der Musen zu Vorstellungen der griechischen Kunst. In Ansehung der Mutterliebe 166
28. In Ansehung der Kindes- und Jünglingsjahre, andrer freundschaftlichen Bande, der Erziehung und Virtuosität des Lebens 170
29. 30. In Ansehung der Unformen, der Gesellung verschiedener Vorstellungen der Allegorie. Von der christlichen Grazie. Raphael und anderer Verdienste. Schluß dieser Materie . 175
31. [1] Vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie, als Werkzeug der Cultur und Humanität betrachtet. Ankündigung einiger Fragmente über diesen Inhalt. Erstes Fragment: Verfall der Poesie bei Griechen und Römern, und Ursache desselben 181
32. Zweites Fragment: Christliche Hymnen. Gebrauch der Psalmen unter den Christen. Eigene Gesänge. Ihr ausgezeichneter Charakter. Ihre Wirkung auf Nationalcharaktere, Musik, Sprache, Wissenschaften und Stimmung der Seele. Proben dieser Gesänge 190
33. Was in der Cultur des Menschen vom Urtheil des Auges und Ohrs abhängt. Poesie des Auges und Ohrs. Resultat dessen was nach dem Gegebenen für eine neue Denkart in Mythologie, Umriß der Begriffe, Interesse, Farbe der Handlungen und Leidenschaften und deren Ausdruck werde entstehen müssen . 203
34. Drittes Fragment: Bildung eines neuen Geschmackes in Europa und dessen erste Verfeinerung. Lieder von Thaten der Vorfahren. Unterschied der nördlichen und südlichen Tonbildung. Nördliches und südliches System der Anklänge und Alliterationen. Erzählungen, Hang zu Abenteuern und Abenteuersagen. Chroniken. Grober Mönchsgeschmack. — Cultur der Araber in Spanien. Entstehung der Provenzalpoesie, als angenehme Unterhaltung 207
35. Daß ein besserer Geschmack hier entstehen müssen. Warum er nirgends anders als von hier aus also entstanden? Höflichkeit der Araber in Reimen 216

[1] Siebente Sammlung.

Seite

36. Wohin der Reim gehöre? Wem er unentbehrlich sey? Nachschrift. Große Verschiedenheit im Entstehen dieses Geschmacks und der Cultur der Alten. Gutes, was die Provenzalpoesie bewirkt hat, Bildung der Landessprache, Freiheit der Gedanken 221

37. Viertes Fragment: Einfluß der Provenzalen in die europäische Cultur und Dichtkunst. Von der italienischen Dichtkunst im Aeußern und Innern. Vom lyrischen Drama der Italiener. Metastasio. Vom Charakter der Franzosen, Erzählen und Repräsentiren. Von der spanischen Dichtkunst . 226

38. Wie schwer es sey vom Charakter eines Zeitalters oder einer Nation zu sprechen! Wie schwer von der Poesie einer Nation zu reden! Was uns dennoch dazu treibe? wie es möglich und nothwendig sey? 236

39. Fünftes Fragment: Vom Werth der europäischen Dichtung mittlerer Zeiten. Ihre Nachtheile und Vortheile. Ihr Charakter in Andacht, Tapferkeit und Liebe 238

40 Fortsetzung. Erweiterung des Feldes der Wissenschaften. Vereinigung vieler Nationen zu Einem Zweck. Gesellung der Stände zu einander. Fröhliche Wissenschaften 244

41. [1] Sechstes Fragment: Wiederauflebung der Alten. Was den mittlern Zeiten gefehlt, und die Erweckung der Alten mit sich gebracht habe? Regel und Richtmaß. Warum die Galanterie der mittlern Zeiten in Liebe, Ehe und Andacht ein falscher Geschmack sey? Wozu durch Erweckung der Alten der Grund gelegt worden? 246

42. Einwendungen gegen die geglaubte Wirkung der alten Schriftsteller zu Erweckung des Genie, zu Läuterung des Geschmacks, zu Mittheilung einer guten Denkart. Wie wenig ächte Kenner des Alterthums es gebe 252

43. Beantwortung der Einwendungen. Was die Alten thun sollen und nicht thun wollen 255

44. Was die Jugend an den Alten zu lernen habe. Composition und die Regel des Anständigen 259

45. Siebentes Fragment: Schrift und Buchdruckerei. Was die Einführung der Schrift auf die Poesie der Griechen und der lebendige Vortrag auf ihre Prose gewirkt. Andre Gestalt der Schriftstellerei bei den Römern als bei uns. Mangel der Büchermaterialien in den mittlern Zeiten. Was die Erfindung des Papiers bewirket? Was die Buchdruckerei gegeben und genommen habe? 262

46. Fortsetzung. Warnungen und Rathschläge. Ein Bund der Guten gegen den Mißbrauch der Buchdruckerei und Kupferstecherkunst 267

47. Achtes Fragment: Reformation, Handel und Wissenschaften. Große Veränderungen durch dieselbe. Scheidung der Völker. Neue Gestalt der Poesie in den protestantischen Ländern. Warum es keine persönlichen Heldengedichte mehr gebe? Neugegebner Umriß des Lobes und Tadels 270

[1] Achte Sammlung.

Seite

48. Unterschied der Poesie aus Reflexion und der reinen Fabelpoesie an englischen Dichtern gezeiget. Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Cowley, Waller, Pope, Young, Thomson. Ihre Verdienste und Charaktere . . 276

49. Von der einkleidenden Prose der Engländer. Ursprung derselben, ihrer Wochenschriften und Romane. Ursprung ihrer humoristischen Charaktere und Schreibart. Addison, Swift, Fielding, Richardson, Sterne. Ob die Griechen den Roman gekannt haben? 283

50. Uebergang zu deutschen Werken des Geschmacks 287

51. Warum wir so lange zurückblieben und so viel nachahmten? Lob der Nachahmung. Ihr hohes Ziel 288

52. Ob der Deutsche charakterlos sey? Charakter der Deutschen von den ältesten Zeiten her in Thaten und Schriften, selbst in ihren Fehlern. Dieser Charakter in ihren Dichtern gezeiget. Brockes, Hagedorn, Haller u. f. — Kleist, Lessing und Gleim, Klopstock, Uz und andere lyrische Dichter. Wieland und Geßner 291

53. Einwendungen gegen die gutmüthige Lehrhaftigkeit der Deutschen 297

54. Ob die Poesie der Deutschen formlos sey? Vorzug unserer Sprache in Annäherung zur Form der Alten. Ramler, Klopstock, Gerstenberg, Göz, Lessing u. a. Goethe. — Ob jede fremde Form für uns sey? Probe an der italienischen Oper und der englischen Komödie. Zachariä 298

55. Ob man den Deutschen Mangel an Kritik zuzuschreiben habe? Charakter der Kritik der Deutschen, Leibnitz, A. G. Baumgarten, Wernike, Bodmer und Breitinger. Haller und die wissenschaftliche Kritik, die er eingeleitet. Bibliothek der schönen Wissenschaften. Literaturbriefe. Mangel weiterer Nachrichten 302

56. Auch zur Kritik ist Genius nöthig. Zerrissene Fäden zwischen uns und den Bemühungen anderer Nationen. Ob die deutsche Poesie eine Kinderpoesie sey? Gut, wenn sie es wäre. Was von der politischen Poesie zu halten? 308

57. Neuntes Fragment: Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit. Die Poesie ist ein Proteus unter den Nationen. Nichtiger Rangstreit zwischen den Alten und Neuern. Schwierigkeit der Vergleichung. Daß jede Nation ihre Dichter werth halten müsse. Was die Deutschen von den ihrigen zu lernen haben. Verschiedene Methoden der Classification der Dichter. Fortgang im großen Gange der Zeiten und Völker 311

Anhang. Preisschriften.

I. Ueber den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften . 322

II. Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten 330

Abhandlungen und Briefe

über schöne Literatur und Kunst.

Erster Theil.

I.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks

bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

Multa renascentur, quae jam cecidere — —

Eine Preisschrift. 1773.

Es ist ein wunderbarer Anblick daß der Geschmack, diese schöne Gabe des Himmels, die er dem menschlichen Geiste nur in den Zeiten seiner schönsten Blüthe bestimmt zu haben scheinet, nicht bloß nur noch einen schmalen Strich des Erdbodens berühret, sondern auch auf diesem schmalen Striche nur durch kurze Perioden gewirkt habe. Kaum ließ er sich irgendwo auf einer glücklichen Stätte nieder, so sammelte er sich auch bald Brennreiser zu seinem eigenen Grabmale, bis spät aus seiner Asche anderswo ein anderer Phönix entstand, und wieder das Schicksal hatte wie sein Vater.

Woher nun diese Wellen auf dem großen Meere des Zeitraums? Aus Ursachen von innen oder von außen? Wer lehret uns das große Naturgesetz der Veränderungen des Geschmacks aus der Geschichte? Wüßte man's, so erschiene zugleich ob sich den Ursachen seines unglücklichen Verfalls nicht zuvorkommen, ob sich der gute Geschmack, wenn er fliehen will, nicht festhalten ließe? Oder wenn sich aus Kennzeichen seine Ankunft nahet, wie kann man sie befördern? wie selbst die Samenkörner seiner Zerstörung anwenden, daß er sich neu belebe? Oder, wenn man dieß alles nicht kann, wozu wirkt selbst dieser Verfall? Zu keinem anderweitigen Guten? Nicht auch etwa zur Glückseligkeit der Menschheit?

Wahrlich eine philosophische, menschenfreundliche, und selbst zur Blüthe äußerer Verfassungen mitwirkende Frage! Und der Weg, auf dem sie untersucht werden soll, das Buch der Geschichte, das der Betrachtung hierüber so merkwürdige und verschiedene Fälle

liefert, ist allerdings die reichste, sicherste und angenehmste Straße. Hier ist die freie Wahrheit sich selbst Bestätigung und Anmuth.

Ich will zuerst die Frage aus Gründen der Seelenlehre, meistens nur verneinend, untersuchen, und Vorurtheile zuerst wegräumen, die uns den Gang durch die Geschichte schwer machen würden. Sodann wünsche ich die Geschichte jedes großen Zeitlaufs auf die allgemeinen Ursachen zurückzuführen, ohne welche sie in einem andern Zeitpunkte nicht genutzt werden kann. Die Folgen die sich daraus zur Anwendung ergeben machen das dritte Stück aus.

I.

Grundsätze zu Betrachtung der Frage aus der Seelenlehre.

Man pflegt die Verderbnisse des Geschmacks bald von gewissen Kräften des Genie's, bald der Vernunft, bald moralischer oder unmoralischer Triebe herzuleiten, und den gewählten Lieblingsgesichtspunkt sodann allen Begebenheiten der Geschichte vorzuschieben. Es ist also nöthig hier erst in Rücksicht unserer Frage die Provinzen dieser Kräfte im Gebiete der menschlichen Seele auszumachen: wiefern sie den Geschmack verderben müssen, verderben können, oder nie verderben werden?

I. Wie sich auch Geschmack und Genie feiner brechen mögen, so weiß jeder daß Genie im allgemeinen eine Menge in- oder extensivstrebender Seelenkräfte sey; Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportion und alle schöne Qualität jener strebenden Größen. Mithin sind beide sich nimmer an sich einander entgegen; durch die simple Natur können sie sich einander nie verderben. Eine Betrachtung, die des Anblicks werth ist; denn sie ist Grundlage aller künftigen historischen Phänomene.

1. Genie iſt eine Sammlung von Naturkräften, es kommt alſo auch aus den Händen der Natur, und muß vorausgehen, ehe Geſchmack werden kann. Der Orient, das Vaterland aller menſchlichen Bildung, war lange das Land des rohen, ſtarken, erhabenen Genie's, ehe Griechenland kam und die Schönheit weckte. In Griechenland ſelbſt gingen viele rohe Namen, ungeheure Verſuche, alle Fälle und Würfe übertreibender und hinſinkender Kräfte voraus, ehe ſich dieſe Kräfte in Ordnung brachten und ſich der Geſchmack erzeugte. Ein Kind unterliegt zuerſt dem tauſendgeſtaltigen, tiefen, unermeßlichen Weltall, ehe ſich ihm die Bilder vom Auge rücken, ſich von einander ſondern und Ideen werden. Erſt durch viel Unſchicklichkeiten roh angewandter Kräfte lernt der Ringer mit Gleichmaß kämpfen und überwinden.

Wir ſehen alſo: Bei einem Volke das noch roh iſt, muß man nicht vom Verfall des Geſchmacks, ſondern von langſamer Bildung zum Geſchmacke, zur Wohlgeſtalt reden. Habe es immer hie und da glücklich oder ſcheinbar nachgeäffet; gebe es ſich auch ſelbſt die größeſten Lobſprüche, „wie ſehr es Geſchmack habe!“ niemand ruft mehr als ein probendes Kind: „Kann ich nicht ſchon? Kann ich nicht ſchon?“ Und wenn es könnte, würde es nicht alſo rufen. Hier muß man alſo weder ſtören, noch niederſchlagen, ſondern weiſen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungenen Regelnmaße, ehe man ſelbſt die Regel als unentbehrlich anſehen lernt, und gleichſam von ſelbſt darauf kommt, ſind ſchädlich und bleiben auf immer ſchädlich, wie man an dem fixirten, ſeyn ſollenden Geſchmacke in Aegypten und Sina ſiehet. Der Schöpfer ſelbſt ließ ja erſt das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgeſetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine Fliege, die aus ihrem Winterſchlafe gewaltſam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu ſterben.

2. Kann alſo der Geſchmack nur durch Genie, d. i. durch raſch und lebend geübte Naturkräfte entſtehen, ſo muß er in ihnen auch nur beſtehen wollen; ſonſt iſt er ein Schall in der Luft, eine nichtige Echo. Reichthum an Bäumen, an Pflanzen und Fluren macht einen Garten; und iſt erſt der Garten da, ſo kann ſich an ihm Ordnung, Geſchmack und Gartenkunſt erzeugen. Ohne Garten bauet man in die Luft. Gemeiniglich macht man Unterſchiede zwiſchen Genie und Geſchmack: „als ob jenes des Geſchmacks nicht bedürfe, als ob es ſich ſelbſt denſelben erſetze und mehr ſey als derſelbe; nur der genieloſe Kopf müſſe ſich mit Geſchmack tröſten und dergl.“ Ohne alle Speculation aber iſt der Geſchmack für Genies, in weitläufigſtem Verſtande, nicht da, ſo weiß ich nicht für wen er da ſeyn ſoll. Das Nichts, der Dummkopf kann ihn weder brauchen, noch faſſen; denn Geſchmack iſt nur Ordnung im Gebrauche der Geniekräfte, und iſt alſo ohne Genie ein Unding. Im Gegentheile, je mehr Kräfte ein Genie hat, je raſcher die Kräfte wirken, deſto mehr iſt ein Mentor des guten Geſchmacks nöthig, damit ſich die Kräfte nicht ſelbſt einander überwältigen, zerrütten, und, im Falle der Uebermacht, auch andere gute Kräfte zertrümmern.

Wo alſo auch in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens ſich ſchon die Kräfte des Genie's verzehrten: man ſiehet wie elend es ſodann mit dem nachjammernden Geſchmacke ſtehe. Iſt er noch mehr als Geſchmack, kann er durch That helfen, und zurückziehen, wohlan, ſo thue er's freudig, und ſeine That wird wirken. Denn die wahre Bildung und Zurückbildung kann nur immer in der Geſtalt von Exempeln geſchehen; die Lehre muß Geiſt und Kraft angenommen haben, ſie muß Uebung und Tugend geworden ſeyn: ſo wird ſie anerkannt, ſo wird ſie gefühlt, verſucht und befolget werden; iſt ſie das aber nicht, ſo kann der bloße Zu-

ruf nicht helfen. Iſt eine Schule ſo verfallen daß weder im Lehrer noch in den Schülern Kraft, Luſt, Vorbild, Nacheiferung iſt, ſo hilft die beſte Schulordnung nichts. Und iſt ein lebendiger Körper im Sterben, ſo kann ihm die beſte Diät oder Promenade nicht helfen. Das zeigen alle einzelnen Stimmen in den Jahrhunderten der Barbarei und des verfallenden Geſchmacks. Waren ſie bloß Stimmen, ſo wirkten ſie nichts; geſelleten ſie ſich aber mit Kräften, belebten ſie das Genie und weckten andere Genies auf, ſo ward eine beſſere Zeit. Die eine Schwalbe, die der Frühlingshauch geweckt hatte, prophezeiete mehrere, und ſie blieben nicht aus. Geſchmack in Einer Kunſt weckte den Geſchmack in allen Künſten; es war gleichſam ein harmoniſcher Aether da, in welchen die ähnlichen Saiten aller verſchiedenen Inſtrumente auf Einen Druck bebten und klangen.

Nur alſo Genies können und müſſen Genies bilden und zurückbilden zur Ordnung, zur Schönheit, zum Gleichmaße ihrer erkennenden oder fühlenden Kräfte; denn auch hier wirkt Wahrheit und Schönheit nur durch Gleichgefühl und durch Nachahmung. Je gleichartiger die Saiten, deſto mehr tönen ſie einander nach; Bild aber und Schall in Regeln an die Wand gemalt, kann nie eine verſtimmte Saite ſtimmen, oder in ihr einen reinen Klang bilden. Es wirken, wie Plato im Gleichniſſe von den Magneten und Korybanten ſagt, die Kräfte am tiefſten durch unmittelbaren Einfluß, wie durch ein halbes Wunder, auf einander. Genies die alſo gebildet ſind und weiter bilden, ſind Ebenbilder der Gottheit an Ordnung, ſchöne und unſichtbaren Schöpferskräften; ſie ſind Schätze ihres Zeitalters, und gleichſam Sterne im Dunkeln, die durch ihr Weſen erleuchten und ſcheinen, ſo viel es die Finſterniß aufnimmt.

3. Und nun iſt's ſonnenhell, wiefern Genies allein den Geſchmack verſchlimmern? Nämlich weil er ohne ſie nicht

existiret, und sie ihn allein verschlimmern können, wenn sie die Kräfte ihres Genie's übel anwenden. Das ist nun auf zweierlei Art möglich: durch falsche Zwecke und durch falsche Mittel. Ist ein Maß schon voll und man gießt mehr, so fließt's über. Will der Kopf voll Kraft was schon am Ziele ist noch weiter treiben, so ist er jenseits des Zieles, im Lande der Unnatur und des falschen Geschmackes an Zwecken. Wählt er sich gar ein Irrlicht zum Ziele, oder will mit Icarus Flügeln zur Sonne hinauffliegen, so wird er Morast oder Meer mit seinem Namen zeichnen; denn er wählte falsche Zwecke und erlag also auf dem Wege. Oder ein Genie hatte ein edles, wahres, ein wohl zu erreichendes Ziel; nur es hatte dahin keinen Führer. Es nahm also im ersten Feuerrausche eine falsche Bahn, sah zu spät, daß es irrete, und war Genie, hatte einiges Gute auf der falschen Bahn erreicht, sah zurück und hatte nicht Größe genug, das alles aufzugeben und neu einzulenken zu einem bessern Wege. Vielmehr spiegelten sich falsche Zwischengegenstände ihm mit Reizen vor, denen es nicht widerstehen konnte; es traute sich zu mit seinen Kräften auf dem schiefen Wege noch immer dahin zu kommen wo kein andrer auf solchem Wege gekommen war; es lief fort und ward mit seinen edeln Kräften ein Urbild des falschen Geschmacks, eine verführende, negative Größe. Das ist die traurige Theorie des verfallenden Geschmacks in allen Zeitaltern, aus dem Gesichtspunkte des Genie's betrachtet.

4. Und das ist zugleich, ohne alle Declamation, die ächte Lobrede auf den Geschmack, wiefern er durch das Genie wirket; er ist nämlich das Steuerruder der Kräfte desselben auf dem wüsten Meere des Zufalls. Daß jeder sich eine Bahn wählen und auf ihr mit Inbrunst streben könne, ist Werk der Natur; daß er sich eine richtige Bahn wähle, und auf ihr zu edeln, erreichbaren, nutzenden Zwecken strebe, ist Werk des Versuchs und der

Erfahrung. Wohl dem, dem, wie Hercules, die Göttin erſchien, ihm den Weg zu zeigen, ihm Muth einzuſprechen und ſich ihm zur Führerin zu entbieten bis zum Ziele. Er wird ſich zehn vergebliche Wege erſparen, von denen er einſt mit Reue und vergeblicher Ermattung zurückkommt, oder die ihn nie zurückkommen laſſen. Wenn die Quelle des guten Geſchmackes austrocknet, wer will ſie wieder füllen und beleben? Neulinge drängen ſich auf den Weg der alten, ächten, ſimpeln Erfahrung, die die Stimme der Lehre dem Neide oder dem Unvermögen zuſchreiben, die ſie meiſtern wollen, weil ſie ſie nicht übertreffen können. „Der dort im Bette wimmert," ſagt man, „iſt ein kranker Greis, und wir klettern auf ſpitzigen, ſteilen Felſen." — Das Genie iſt ein ſolcher Funke von Göttlichkeit, daß es, ſelbſt auf falſchem Wege eines übeln Geſchmackes, nur von Kräften des Genie's und nicht von Regeln anderswohin gelockt werden will. Jedes Samenkorn der Schöpfung wird nur durch ſich ſelbſt erſtattet.

II. Wie das Genie, ſetzt man oft auch die Vernunft dem Geſchmacke entgegen, und weiß ſich viel, wie dieſe immer zu dem Verfalle jenes beigetragen habe. Eine ebenſo falſche und verworrene Meinung.

Iſt der Geſchmack nichts anders als Ordnung, als Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit, ſo ſchnell er auch wirke und empfunden werde, ſo kann er immer nur durch Vernunft, durch Beurtheilung und Ueberlegung wirken, durch die allein Ordnung wird. Selbſt die Bienenzelle (wenn das Genie mit dem Inſtincte der Thiere, die vielleicht im Grunde eins ſind, verglichen werden darf), ſelbſt ſie braucht den trefflichſten Bienenverſtand zur Vollendung, und je edler ein Genie iſt, in je würdigerer Sphäre es ſtrebt, und je würdiger es ſein Streben vollendet, deſto mehr muß es treffende umfaſſende Vernunft zeigen im ſchnellſten Flammenſtrome der Thätigkeit und der Empfindung. Der

Schöpfer, der alles überſah und gut fand, genoß, geiſtig zu reden, den Augenblick der höchſten Vernunft, und ſinnlich zu reden, den Augenblick des entzückendſten Geſchmackes.

Als ſich das griechiſche Trauerſpiel von Theſpis Karre zu Aeſchylus und des großen Sophokles Geſchmack emporhob, was war's, das es ſo fortrückte? Genie mit Vernunft, Ueberlegung mit fühlenden Kräften begleitet, kurz, Geſchmack war's, was ihm Geſchmack anſchuf. Dieß Rohe, Feierliche, Leere, Kalte ließ man hinweg; jenes Wirkſame, Handlungsvolle bog man auseinander; Einheit und Mannichfaltigkeit paarten ſich; da ward Geſchmack, Schönheit! Als Euripides ſich nachher, wenn auch mit den ſchönſten Sokratiſchen Reden von dieſem feſten Ziele der Ueberlegung des Einen, der Handlung, wegwandte, ſo zeigt Ariſtoteles daß die Bühne mit allen dieſen Sokratiſchen Reden nichts gewonnen habe. Was war's alſo, das die Kunſt der Griechen ſchuf? Genie- und thatvolle Ueberlegung. Der alte ägyptiſche Styl war da, hart, trocken, leer von Stellung und Handlung; man dachte, man fühlte, man ſchuf dem Marmor ſeine ſchöne Ründe, Wohllaut, Handlung an; und der Geſchmack der griechiſchen Kunſt ward. So entſtand Homer aus vielen Märchen, aus Schlacken und Troja-Dichtern vor ihm, ſo entſtand die Redekunſt mitten im Kampfe und Vernunftgebrauche bürgerlicher Geſchäfte, ſo die übrigen Dichtarten aus Homer. Die Beiſitzerin der himmliſchen Rathſchläge, die Ueberlegung, leitete die Griechen bei jedem Schritte; daher kamen ſie auch auf ihrem einfältigen Wege ſo hoch. Je mehr man ſich gegentheils davon entfernte, deſto mehr ſank die Kunſt, die Wiſſenſchaft und alles. Verſtand iſt die Seele, Genie gleichſam der Körper, und die Erſcheinung beider in einander heißt guter Geſchmack. Wie ſollen ſich die nun einander widerſtreiten?

Soll alſo die Vernunft den falſchen Geſchmack befördert haben, ſo will man vielmehr Unvernunft, Klügelei,

Sophisterei ſagen. Entweder daß man ſich vor lauter lieber Vernunft der ſinnlichen Gegenſtände entwöhnte, und das thut unſere wahre Vernunft nie: denn über Sternen zu ſchweben iſt uns nicht gegeben. Oder man will ſagen daß man auch über ſinnliche Gegenſtände die Vernunft falſch verwendet, daß man gegrübelt habe wo man empfinden, Merkmale getrennt wo man ſie verbinden, Regeln gegeben wo man hätte handeln ſollen. Und dann war das wiederum keine ächte Vernunft, deren erſtes Geſchäft es iſt zu wiſſen wohin ſie gehöre, und weg oder fern zu bleiben wozu ſie nicht tauget. Unter keinem Vorwande konnte durch ſie falſcher Geſchmack entſtehen.

Das iſt ſo wahr, daß ſelbſt Productionen des falſchen Geſchmacks in der Folge nicht umhin konnten aufs neue die Vernunft zu bilden, und ſich an ihr ſelbſt zu zerſtören. Mochte immer im Anfange des Taumels die Vernunft bezaubert und verführt ſcheinen; ſobald der in den Täuſchungsgärten ermattete Geſchmack ſich im Spiegel der Wahrheit ſah, ermannte er ſich, und die unglücklichen Fälle ſelbſt waren ihm itzt Regeln der Weisheit. So heilig und rein iſt dieſer edle Strahl, daß er, wie die Sonne, zwar umwölkt und zurückgeſchlagen, nicht aber in ſeiner Natur verändert und in Finſterniß verwandelt werden kann. Wohin er wirkt, brennt er und wirft ſein Bild ab.

Eben durch den Geſchmack haben alſo die Griechen an Vernunft und durch ihre leichte Vernunft an Geſchmack gewonnen. Was für eine Welt von Veranlaſſungen bietet der Geſchmack einer prüfenden Vernunft zur Uebung dar! Und alles ſchwebet ihr hier ſinnlich vor, Mittel und Zwecke. Das Urtheil aus ſolchen Erſcheinungen trifft ſchnell, wie der Blitz, und wirkt eben ſo ſchnell weiter. In Werken der Art wird mit Feuer gearbeitet', mit Liebhaberei geurtheilt und empfunden; ſelbſt dieß Urtheil und dieſe Empfindung war bei den Griechen Wettlauf.

Wo noch alles Genie, d. i. rohe Kraft und ein Sturm der Handlung ist, da hat die Philosophie noch keine Stätte; wo ein Volk erwacht und sich aus dem mächtigen Traume sinnlicher Kräfte sammelt, da wird Geschmack; und er, in seinem schnellen richtigen Urtheile, wird ein Vorläufer der Ueberlegung selbst über die unsinnlichsten Begriffe.

Nur muß man auch hier der Vernunft keine falschen Vorrechte geben, womit man alles verdürbe. Sie, ohne sinnliche Werkzeuge und Triebe, ist eine müßige Zuschauerin; und sind ihr diese entgegen, so entstehen Zwistfälle, bei denen der Geschmack nie zur Reife kommt. Ihre Einwirkung wird sodann verdunkelt, getäuscht und überwogen; sie ruft vergeblich; Man muß also das Verderben des Geschmacks anderswo suchen als bei ihr.

III. Man sucht's in den sinnlichen Kräften, und will daß bald Frömmigkeit den Wohlgeschmack, bald Verfall am Geschmack die Gottlosigkeit nach sich ziehen müsse. Mit welchem Rechte?

1) Geschmack und Tugend ist nicht einerlei. Jener ist nur Ordnung und Gleichmaß gewisser sinnlicher Kräfte zu oder in einem Kunstwerke; diese soll Ordnung und Gleichmaß seyn in allen unsern Kräften zum großen Werke unsers Lebens — ein großer Unterschied! Das Kunstwerk kann so eingeschränkt, die Kräfte der Seele darauf so eingeschränkt seyn, als der Instinct der Biene auf die Zelle; die meisten höheren und thätigen Kräfte bleiben also ungeregelt und todt. Das Kunstwerk kann den Menschen so an sich ziehen, daß eben diese Leidenschaft die andern Kräfte und Neigungen aus der Fassung bringt; und so wird die Wuth des Geschmacks, wie jede andere Wuth, für die Moralität ein Fallstrick. Gewisse Werke können endlich wirklich eine Leidenschaft fordern, die denn künstlich-, aber nicht moralischgut ist. Sie wollen

Sturm, nicht aber Sonnenklarheit. Brutus war kein Cicero, und Sokrates kein Perikles, kein Demosthenes. Die Staaten, in denen der beste Geschmack blühte, waren nicht eben die tugendhaftesten, und Athen mit alle seinem Geschmacke war selbst an Bürgertugend kein Lacedämon.

Freilich kann der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Tonkünstler von seinem Kunstgeschmacke Anlaß, Erinnerung, Gestalt und Modell nehmen, seine ganze Seele, sein ganzes Leben zu einem gleichen Geschmacke zu bilden: und das wäre freilich Tugend. Er kann's: ob er's aber auch wolle? ob er's auch bis zur That, bis zur Fertigkeit und täglichen Gewohnheit wolle? welch eine große Frage! Aus einem Infinitesimaltheilchen soll ein Berg des Unendlichen entspringen, durch Nichts! auf einmal!

2) Aber das ist unläugbar daß, wo die Sitten bis auf den höchsten Grad verdorben sind, auch der Geschmack verdorben seyn müsse, und das sehr natürlich. Geschmack ist nur ein Phänomenon der Vernunft, die im Genie durch sinnliche und begehrende Kräfte wirket. Nagt nun an diesen allen der Wurm von innen, so ist auch ihre äußere Erscheinung schändlich und häßlich, und das heißt schlechter Geschmack im weitesten Verstande. Wo Ueppigkeit, Schande, Schwäche, Knechtschaft, Lüsternheit herrschen, da hat keine Kraft der Seele mehr edle Zwecke oder edle Mittel. Man setzt abscheuliche Gottheiten auf den Altar, denen man auch abscheulich opfert. Die Ordnung der Kräfte wird zerrüttet, die Kräfte selbst nehmen ab, weil man sie entweder gar nicht oder verstimmt und unwürdig brauchet. Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend seyn; wo sie gar nicht ist, da ist auch ihr Bild und Kleid nicht mehr kenntlich.

Sofern ist's also gewiß daß Geschmack die guten Sitten mit erhält, aber nicht als gute Sitten, sondern als einen

ſchönen Anſtand, als Wohlordnung. Und gute Sitten in gewiſſem Grade befördern den Geſchmack, ſofern ſie ihm Materie, Beiſpiel, Triebfedern zu wirken reichen. Fällt die ſchöne Hülle ſogar weg, ſo iſt alles verloren. Der Geſchmack war das Organ einer gemeinſchaftlichen Convenienz über Begriffe der Wohlordnung, und alſo doch wenigſtens eine ſcheinbare Larve.

*

Mit allen dieſen Begriffen kommt man alſo nicht weit, und es muß nicht durch Speculation nach ſolcher oder einer andern Hypotheſe, ſondern aus der Geſchichte unterſucht werden wie ſich Geſchmack, ein Phänomenon von Kräften des Genie's, des Verſtandes und ſittlicher Triebe, je auf die Irrbahn lenken konnte? In jedem Zeitalter muß dieß ſo eigen unterſucht werden als ob es gar keinen andern Geſchmack als dieſen gegeben habe. Und wie kann man ſicherer und tiefer gehen, als wenn man in jedem Zeitpunkte ſimpel fragt: Woher entſtand der gute Geſchmack hier? Warum dauerte er ſo lange? Alsdann wird man gleich ſehen daß er mit den Veranlaſſungen ſeiner guten Natur zugleich mit verfiel, indem nun andere Zeitumſtände kamen das ſchöne Phänomenon zu zerſtören. Auf dieſem Wege wird's auch offenbar warum er in aller Geſchichte ſo ſelten geweſen? Warum er nie an einem Orte in der Geſtalt wiedergekommen ſey in der er vorher geweſen u. ſ. f. Endlich gibt dieſer Weg der Betrachtung auch die reichſte und tiefſte Anwendung. Wir verſuchen ihn alſo.

II.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet.

1. Wenn wir nach den Urſachen forſchen, aus denen ſich der Geſchmack unter den Griechen erzeugt, und zu ſolcher Höhe erhoben hat: ſo ſind wir auf dem Wege die Geſchichte des verfallenden Geſchmacks zu erſehen. Jene Veranlaſſungen wirkten, wie alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere ſchädliche an ihre Stelle, und der Geſchmack ſank. Er ſank ſelbſt bei dem Volke, bei dem er am meiſten Natur war.

1) Homer entſtand im ſchönen griechiſchen Jonien in einem Zeitalter, da er die erſten Schritte zu einer feineren Bildung ſah, und von den ſtarken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen, in einer Zeit wo Schrift und Proſe noch nicht erfunden war, von ſelbſt eine dichteriſche Geſtalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenſtand, wie es ihnen einſt der Zug der Argonauten geweſen war; nur war dieſer Gegenſtand ihnen heller, näher und ſtärker. In ihm lagen die Keime abgeſonderter Helden- und Freiheitsſtaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn geſungen. Homer ſang ihn auch auf eine eben ſo natürliche, und dazu ſeinem Zeitalter die angenehmſte und mildeſte Weiſe. Die griechiſche Sprache trieb damals in aſiatiſcher Himmelsluft Blüthen; die Mythologie formte ſich zu einer ſchönen, menſchlichen Geſtalt; die Leidenſchaften der Menſchen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer ſang wie er ſie ſah und hörte, und ſeine Geſänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg ſammelte ſie endlich, da eben das Zeitalter der griechiſchen Bürgercultur anbrach, und ſo wurden ſie mit der Zeit ein Codex der Sit-

ten, der Geſetze, ja der ganzen Geſchmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des griechiſchen Geſchmacks auf die natürlichſte Weiſe. Eine Reihe ſchicklicher Veranlaſſungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2) Eben ſo natürlich entſtand das griechiſche Drama in aller Blüthe ſeines Geſchmacks. Aus Heldenſabeln und Spielen, aus Muſik, Zeitvertreib und Gottesdienſt (alles auf griechiſche Art gefühlt, gemiſcht und behandelt) ſtieg jene Bühne hervor, auf der Aeſchylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Beſtandtheile, die Ariſtoteles aufzählet: Handlung, Sitten, Meinungen, Muſik, Sprache, Verzierung, lagen im Keime der Entſtehung des griechiſchen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Weſen des Gedichts, die Vorſtellung einer Handlung, war zugleich Probeſtein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von griechiſcher Bildung war, wie man aus den Wettſtreiten ſiehet, darüber Richter, und auch dem Inhalte und der Wirkung nach war die griechiſche Bühne eine lebendige Angelegenheit eines ſolchen Publicums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Ariſtoteles iſt gleichſam dem Munde des Volks entnommen, ſo wie in den nordiſchen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine, jedesmal nach der Natur der Sache, über ſie erkannten. Kurz, das griechiſche Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlaſſungen des damals lebendigen Geſchmacks hervorgewachſen, wie Jahrhunderte vorher die Märchen und Rhapſodien der Aoiden. Sophokles entſtand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3) Die griechiſche Redekunſt nicht anders. Sie war in den Republiken eine öffentliche Anſtalt und Triebfeder: Gemeingeiſt, öffentliche Rathſchlagung über Geſchäfte des Staats, kurz die Verfaſſung der griechiſchen Republiken war ihr Element; da gab es denn eben ſowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geſchäften

geborne Männer; die damalige Philoſophie, Erziehung und Uebung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, nämlich auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die griechiſche Sprache war in ihrer ſchönſten lebendigen Form; alle äußeren Anſtalten trieben zu eben dem Zweck; ſie weckten, ſie bildeten und belebten. Da gab's alſo Perikles, Alcibiades und einen Demoſthenes, noch ehe die Flamme verlöſchte. Naturgeiſt einer griechiſchen Republik oder Lehre wehete in den Reden griechiſcher Redner.

4) Die Kunſt endlich, die das weiteſte Feld von Veranlaſſungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgeſtalt, für leichte Handlung, Luſt und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienſt, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Urſachen, die Winckelmann vortrefflich entwickelt hat, ſchufen ihre Kunſt zur Blume der Schönheit; ſie war eine lebendige, veredelte griechiſche Natur, wie alle vorigen Producte.

Was folgt aus dem allen? Ein ſehr einfacher Satz, den man ſich immer gar zu gern als künſtlich und vielfach denket: nämlich, der gute Geſchmack war bei den Griechen in ihren ſchönſten Zeiten eine ſo natürliche Hervorbringung, als ſie ſelbſt, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfaſſung waren. Er exiſtirte, wie alles, zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte, zwanglos, aus den ſimpelſten Veranlaſſungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken; und da dieſe ſchöne Zeitverbindung aus einander ging, ſchwand auch das Reſultat derſelben, der griechiſche Geſchmack.

a) Hätte jemand der Griechen Homer ſeyn wollen, unter Umſtänden da kein Homer ſeyn konnte, gewiß iſt's daß er nur ein falſcher Homer geworden wäre. Apollonius unter den Ptole-

mäern iſt davon Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weßhalb beſtieg er's? konnte und wollte ihm jemand nachſteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt, noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward alſo ein todter Nachahmer, er ſang außer ſeinem Elemente. Hätten die Griechen früher ſo angeſtrebt und geſungen, was ihnen zu ſingen nicht gebührte, ſo hätte auch der gute Geſchmack ſo lange nicht geblühet. Ihr guter Genius bewahrte ſie aber vor dieſer Bahn des unnützen, kraftloſen Neides. Sie ſangen, worüber ſie Herren waren, die Dichtkunſt rückte mit dem Zeitalter weiter; ſie folgten Homer, indem ſie ſich von ihm entfernten.

b) Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatiſchen Geſchmacks zuſammengewirkt hatten, ſank dieſer mit ihnen. Die Gegenſtände der Bühne aus dem Kreiſe der griechiſchen Fabel, den ſie den Cyklus nannten, waren erſchöpft: man wählte ſchlechtere oder behandelte die vorigen neu, das iſt, ſchlechter. Der erſte glückliche Blick war von den Meiſtern des Drama geſchehen: die Muſter ſtanden da, und verſchatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, ſtatt frei zu behandeln, und eine zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft getheilte Seele wirkt nie ganz und edel. Da der Geſchmack nur im ganzen freiwirkenden Genie lebet, ſo wich man natürlich um ſo mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weiſe nachſtrebte. Auch die Umſtände des Volks hatten ſich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publicums geweſen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauſpielen wetteifern, da dann durch die Menge der Speiſen der Gaum gewiß den Geſchmack verlor und ſchon der unerſättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie ſich der Thaten- und Freiheitsgeiſt des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren;

der gute Geſchmack lebte alſo in alten Reſten, und war zu neuen Hervorbringungen todt, wie man bereits die Keime zu dieſem Verfall in Ariſtoteles Poetik ſelbſt ſiehet.

c) Mit der Redekunſt ging's eben alſo. Als die Freiheit der Griechen ſank, war auch ihr Feuer dahin; in Demoſthenes war es, wie in der letzten Noth, eine auflodernde Flamme geweſen. Die Redekunſt kroch in Schulen, oder in enge Gerichtsſchranken, ſie krümmte ſich im Staube und verſtummte. Das hat Longin ſchon ſimpel und ſtark gezeiget.

d) Die Kunſt, die ein größer Feld von Veranlaſſungen, zudem einen ſehr ſinnlichen, anſchaubaren und beinahe mechaniſchen Cirkel hatte, konnte ſich länger, und auch im Vorhofe der Monarchie, noch erhalten, ſolange ſie entweder keine Sklavin war, oder unter einem guten Joche diente. Der gute Geſchmack in ihr war gleichſam fixirt, und da bei ihr alles auf Uebung und Nachahmung beruhet, ſo konnte ihr dieſe nicht ſchaden, ſondern erhielt ſie. Viel Anwendung der Kunſt, z. B. zur Verehrung der Gottheiten und idealiſchen Bildſäulen blieb, und die Achtung der Künſtler gewann an liebhaberiſchen Höfen, ſo wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien ſchaffte. Die Kunſt alſo, zuſammt der Komödie, dauerten über das Zeitalter der griechiſchen Freiheit und Staatswirkſamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar ſiehet, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären dieſe nicht längſt voraus gepflanzt und gepflegt worden, ſo hätten ſie jetzt dieſe Geſtalt nicht gewonnen. Auch die Kunſt hatte ihre ſchönſte Zeit gehabt, da ſie am meiſten Nationalblüthe und lebendige griechiſche Natur war, in den Zeiten des Wohlgeſchmacks, des Ruhms, der politiſchen Wirkſamkeit und Freiheit, zwiſchen dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege. Später brannte ſie nur ruckweiſe und aus vorigen Funken.

So ging's mit dem griechiſchen Geſchmacke bis auf ſeine kleinſten Productionen.

Das Zeitalter Alexanders alſo, ſo blühend es für die Gegenwart ſchien, ſo tief untergrub's den griechiſchen Geſchmack in ſeinen erſten Quellen. Sobald der republicaniſche Gemeingeiſt der Griechen, ihre leichte Art mit Luſt und Freude zu wirken, hin war; was ſollte nun blühen? Dichtkunſt, wo keine Sitten und Leidenſchaften für die offne Muſe mehr waren? Oder Redekunſt des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbſtwirkſamkeit, keine politiſche Freiheit mehr war? Selbſt die Geſchichte gerieth in Feſſeln, und Alexander hat für ſeine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte daß kein Alexander da ſeyn mußte. Die Kunſt blühete hie und da, und dann und wann an Höfen; dieſe waren aber Treibhäuſer und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte ſich mit Menander, eben weil ſie ſich jetzt an feinem Spiele begnügen konnte. An Ptolemäus Hofe gab's ein Siebengeſtirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengeſtirn waren. Der einige Theokrit, der ſich ins Schäferleben, von welchem immer Reſte alter Unſchuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrete, fand einigermaßen eine wahre Sphäre, den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muſe, und an freiem, lebendigem Raume zu wirken. Die Dichtkunſt wartete im Vorgemach auf, ſie ſchnitzelte Becher und Blumen, wenn ſie nur gefallen konnte, oder ſuchte durch Kunſt, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrſamkeit ihren Mangel zu erſetzen, das iſt, alles zu verderben. Selbſt die griechiſche Sprache verfiel, da ſie in andere Länder wanderte; und die Länder, wohin ſie wandern mußte, waren leider Aſien und Aegypten, in denen ſo viel Schwärmerei, ſo manches ſüße Gift keimte. Bis ins Herz von Perſien und Indien waren Griechen verſtreuet. Geiſtige, überſpannte Ideen der Perſerphiloſophie und

des neuen Hellenismus gährten also vom Kaukasus bis nach Libyen zusammen; der griechische Geschmack verlor sein Anschaubares, seine schöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja, er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich, auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlage zum guten Geschmack von Natur; Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewahren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmackes. Man sieht aus allen Nachrichten daß nur der Genius einer schönen Zeit, die vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wiederkommen dürfte. Kurz, der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheittrunkenen Genie's, ihres hellen, treffenden Verstandes; als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verpestende Winde wehten, starb sie.

II. Die Römer drängten sich hart auf die Griechen; der Geschmack ist ihnen aber nie geworden, was er den Griechen war, weder Nationalsache, noch Element der Bildung. Man weiß wie lange sie sich ohne Geschmack behalfen, ja ohne ihn groß und mächtig wurden, sogar daß sich die alten, wahren Römer der Einführung des Geschmacks, als einer fremden, schädlichen Pflanze, widersetzten; die Griechen hatten sich wie unter dem Gesange Amphions und Homers gebildet. Den Römern sind also auch die Productionen des Geschmacks, die bei den Griechen Grundlage zu allem waren, Kunst und Dichtkunst, nie wirksame Triebfedern geworden; die Dichtkunst entstand nur spät, d. i.

ſie ward aus griechiſchem Samen in den Garten eines Kaiſers verpflanzt, wo ſie als eine ſchöne müßige Blume daſtand und blühte. Die Bühne (nach Ariſtoteles der Mittelpunkt wirkſamer Dichtkunſt) hat bei den Römern nie ächte Wirkung gehabt; die Kunſt eben ſo wenig; ihre beſten Dichter waren Verſificatoren, d. i. Philoſophen, Redner oder gar Schmeichler in Verſen. Gleich hinter der ſchönſten Dichterperiode konnte, ſobald ſich zwei Augen ſchloſſen, auf Einmal der falſche Geſchmack einbrechen, welches, wenn Dichtkunſt, Kunſt und guter Geſchmack ein Nationalmedium der römiſchen Denkart geweſen wäre, nie hätte ſeyn können. Daß aber der Geiſt eines Horaz und Virgils mit nichten Geſchmack des Publicums geweſen, dieß zeigt des Horaz Brief von der Dichtkunſt mit ſeiner ganzen Seele. Trotz aller Schmeicheleien der Dichter konnte Auguſt ſein goldenes Rom nicht Einen Augenblick zum Athen, in Abſicht auf Geſchmack und ſchöne Fühlung, ſchaffen. — —

Redekunſt und Geſchichte waren die Nationalproducte des römiſchen Geiſtes, an denen ſich ihr Geſchmack bilden konnte, und an denen er ſich auch tüchtig und ſtark den Griechen nachgebildet hat. Die älteſten Namen derer, die ihre Sprache übten, waren Geſchichtſchreiber; ſelbſt Ennius ſchlug dahin, und die alten Tragiker gaben mehr Geſchichte zur Anſchauung als Gedicht. Cato kam bald und gab einen ſtarken Druck auf Bürgerredekunſt und Geſchichte, bis Livius, Cicero, Salluſt, Cäſar den Geſchmack, der etwa Römergeiſt heißen könnte, gleichſam feſtſtellten. Die Dichtkunſt blühete bei erſter Muße des Staats jenen Früchten nach, und hat allerdings viel zur Bildung der Sprache und Philoſophie der Römer beigetragen; nur aber als ein fremdes Gewächs, das eben nicht tief aus römiſchem Boden ſproßte, noch auch dahin einwirkte. Der Geſchmack der Römer war Geſchichte oder ernſte geſetzgebende Beredſamkeit, kurz

That; so wie er bei den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf.

So lange also in Rom Veranlassungen waren den ächten Thaten-, Rede- und Geschichtgeist zu wecken, so wuchs auch der feste römische Geschmack. Die ersten Redner waren einfache, verehrte Obrigkeiten, Oberpriester, Feldherren, Censoren; ihre Beredsamkeit war aus dem Herzen, ihr Wort war That und Muth. Die ersten Geschichtschreiber Roms waren Chronikschreiber voll Stadt- und Bürger- und Familiengefühls, voll That und Wahrheit. Väterliche Majestät und das Gedächtniß der Vorfahren belebten alles. Aus dem Geiste ist Rom erwachsen; in dem Geiste konnten die Gracchen wüthen, Cato donnern, Antonius fortreißen, bis Cicero sich endlich mit allem Wohlklange der Griechen schmückte. Thatvolle Rede war das Steuer, das ihr ruderndes Schiff lenkte und Geschichte das weisheitsvolle Reisebuch, darnach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar waren Redner, Geschichtschreiber oder Freunde derselben; es war Geist des alten Roms.

Da dieser Geist wich und das republicanische Rom unter das Joch der Monarchie kam, so hoch auch die Blumen und Kränze dieses Jochs gepriesen wurden, so wenig konnte doch ein zierlicher August und ein spielender Mäcenas mit allen ihren Geschenken das ersetzen woraus Römergeist geworden war; das siehet man sogleich nach Augusts Tode. Ein argwöhnischer neidiger Fuchs, ein Ungeheuer über das andere waren nun schöne Auguste; und die Geschichte hat's mit Blut und Thränen geschrieben, wozu jener ächte Geschmack, der Sohn des alten Römergeistes, nun ward. Er ward als Rebell und Verräther angesehen; ein Tyrann strafte den mit dem Leben, der ihm im äolischen

Dialekte antwortete; der andere will den Homer verbannen; der dritte neuen Wörtern und Buchstaben das Bürgerrecht geben; der vierte bringt gereimte Verse und eine erbärmliche, aber mit eigener Hand verfertigte Geschichte als Muster auf; das war jetzt statt Römergeistes und Römergeschmacks. Alles versinkt in Sklavenfurcht vor Lieblingen und Tyrannen; die wahre Geschichte schweigt und muß schweigen; wo irgend ein besseres Genie aufblickt, wenn es sich nicht wie Persius in ein unverständliches Dunkel hüllen will, muß es seinen bessern Geschmack und die Wahrheit mit dem Leben büßen. O ihr Mörder der menschlichen Freiheit, Unterdrücker der Gesetze des Staats und der Rechte eurer Mitbürger, an welchen Gräueln der Nachwelt seyd ihr schuldig! Wenn denn nun auch Ein August mit Ruhe, Geschmack und Milde zu regieren denkt, aber Tiberen, Caligula's, Claudius und Neronen in seinem Geschlechte Platz macht, welche Folge von Unthaten und unwiederbringlichen Räubereien ruhet auf ihm!

Wo war nun die alte Römererziehung? jene ehrwürdigen Bilder der Vorfahren? die Freiheit selbst den Censor und Dictator zu strafen? Das Leben in Geschäften, die Bildung für die Republik, Ehre und Werth im Wohl des Vaterlandes, die Macht darüber reden, rathschlagen, überreden, handeln zu dürfen — wo war das alles itzt? In Ueppigkeit und Schande, in Furcht und Elend war alles versunken, die Beredsamkeit staubigen Pedanten, die Erziehung den Sklaven, die Geschichte den Schmeichlern, das Wohl aller dem Wink des Tyrannen und der Raserei seines Lieblings überlassen. — Das vortreffliche Gespräch über den Verfall der römischen Beredsamkeit spricht hier, statt meiner, als Richter und Zeuge.

Man denke nicht daß dieß Zeitalter kein Gefühl seiner Krankheit gehabt habe, wie man ihm oft vorzubuchstabiren pflegt. Eben das genannte Gespräch über den Verfall der Beredsam-

keit, deßgleichen Quintilian u. a. entdecken die Quellen dieſes Verfalls mit bitterer Empfindung. Wer hat mehr und ſtärkere Stellen vom einreißenden üblen Geſchmack als Petronius? Plinius ſagt treuherzig daß die natürlichſten Stellen ſeiner Rede, die ihm die wenigſte Mühe gekoſtet hätten, auch die wirkſamſten geweſen ſeyen. Selbſt in Seneca ſind Klagen über den Verfall des Geſchmacks häufig, und Perſius, Martial, Juvenal machen ja eben das zum Gegenſtande ihrer empfindlichen Geißel, was ihnen doch oft ſelbſt anhängt. Wie anders iſt's aber, ein Uebel bemerken und es ausrotten; die Peſt fühlen und ein ganzes Land von der Peſt heilen.

Noch weniger glaube man, es habe den Leuten von Geſchmack (wie man das Wort in einem ſchwatzenden Zeitalter nimmt) damals an Speiſe und Trank, an Dach und Fach gefehlet. Tiber hielt ſich ja ſeine Akademie von Grammatikern, denen er's einſt an einem Morgen antrug, eine Barbarei ſeines Mundes in ihre Schriften aufzunehmen und alſo viel gnädiges Zutrauen zu ſeiner Akademie hegte. Claudius ſchrieb Bücher, eine Schutzſchrift für den Cicero ſogar, und hieß alſo gewiß ein Herr von Geſchmack. Er ſprach in Verſen, erfand Buchſtaben, erweiterte das Muſeum zu Alexandrien; er hieß alſo gewieß ein großer Beförderer der Wiſſenſchaften. Nero raubte aus Griechenland alles Schöne das er wegbringen konnte; er war alſo ein großer Liebhaber des Schönen und bereicherte Rom mit den ſchönſten Denkmalen der Kunſt. Der ſparſame Veſpaſian gab den griechiſchen und lateiniſchen Rhetoren Penſionen. Domitian ehrte den Quintilian, daß er ſogar die Gnade hatte ihm die Erziehung ſeiner Prinzen anzuvertrauen. Trajan ſchrieb an den Plinius wie Freund an Freund, und ließ jungen Leuten von Hoffnung nach ihrem Tode Statuen ſetzen. Der bereiſete Hadrian war Kenner, Dichter, Gelehrter, Künſtler; an ſeinem Hofe gab's Atellaniſche Spiele,

Komödien, Rhetoren, Poeten, Geometer, Philoſophen, denen er nach ihrem Tode ſelbſt Grabſchriften ſchrieb u. ſ. f. — Ferne daß wir ein einziges Goldſtäubchen verunglimpfen wollten, das je vom Throne in die Harfe eines Dichters, auf die Schrift Eines Weiſen geſtreuet worden; das Körnchen Goldſtaub macht aber nicht alles; vielmehr kann's die Harfe ſtumpf machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt kann ohne Anläſſe und Triebe, ohne Wahrheit und rufendes Bedürfniß werden was es werden ſoll; am wenigſten die edelſte Gottesgabe, Geſchmack und Genie. Nehmet dieſen Baum aus ſeinem Klima und Erdboden, aus ſeiner freien, hohen, milden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauſes, ſo fängt er doch unvermerkt zu kränkeln an, und ehe man es glaubt, iſt er dahin. Füttert dieß koſtbare, fremde Vieh außer ſeinem Elemente ganz umſonſt in öffentlichen Gebäuden, es ſtirbt, trotz Speiſe und Trank, oder wird fett und abgeartet. Es pflanzt ſich gar nicht oder äußerſt mühſelig fort, und iſt langen, lebendigen Todes vermodert. So war's mit dem römiſchen Geſchmacke, da auch er gefüttert werden mußte.

Traurig iſt die Bemerkung, aber wahr, daß, ſobald der Geſchmack ſein lebendiges Element verloren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herſtellen können. Quintilian predigte umſonſt; Plinius und Tacitus, in der kleinen beſſeren Zwiſchenzeit auf die ſie trafen, blieben immer noch ſehr fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Urſachen davon ergeben ſich aus ihren Werken. In einer eigen angelegten Lobrede, wenn es auch auf einen Trajan wäre, kann ſich ſo wenig Römerberedſamkeit zeigen als in Briefen die man fürs Publicum ſchreibt und ſammelt, der ächte Briefgeiſt, gleichſam der Spiritus familiaris unſers Lebens athmen kann. Des Tacitus tiefſinnige, überladene Kürze iſt offenbar nur zur Bedeckung ſeiner

und ſeines Zeitalters Mängel. Wäre die Geſchichte noch eine ſo offene, gemeine, republicaniſche Sache geweſen, als ſie zu Salluſt und Livius Zeiten war, ſo würde er gewiß nicht ſo raffinirt haben. In einer Republik, in der jeder am Ganzen theilnahm und keiner ſolche Winkelzüge kannte, wäre er mit ſeinem Roman tiefer Bosheit- und Staatsgeheimniſſe verachtet oder verlacht worden; er hätte ihn aber auch nicht geſchrieben. Jetzt aber, da er alles aus fernen Zeiten der Tyrannei, der Liſt, des Ohrenblaſens herholte, nahm auch ſeine Geſchichte unvermuthet die Geſtalt der Zeiten an die ſie beſchreibet. Sie flieht die offene Einfalt und liebt das Zuliſpeln des Harpokrates, mit dem Finger auf dem Munde, d. i. einen vieldeutigen, verborgenen und zuſammengeſetzten Charakter. Tacitus ſchreibt über ſchwarze, argwöhniſche Zeiten auch argwöhniſch, ſchwarz und mit philoſophiſcher Galle. Der liebe Quintilian ſchrieb ſeine Inſtitutionen für ſeinen eigenen Sohn aus Herzensgrunde; er konnte aber nicht ohne Wind ſegeln, er war Declamator und Sachenführer ſtatt eines Römers und Redners. Seneca wollte ſein Zeitalter übertreffen, und übertraf's in ſpitzfindigem Scharfſinne und ſüßen Fehlern. Sein Weiſer und freiwillig Armer wohnte in Paläſten, ſeine Moral flog in Lüften, denn ſie hatte auf der Erde keinen beſtimmten Raum zu wirken. So war's mit den Productionen die noch näher am Zeitgeiſte hingen; die andern die jenen als Zierat folgten, konnten noch leichter des Weges verfehlen. Wie Seneca, der Tragiker, die Windſucht hat, weil er nämlich auf keiner Bühne eigentlich wirken konnte was Sophokles in Athen gewirkt hatte; ſo hat Lucans Muſe die Waſſerſucht, weil ſeine Zeit wohl keine Heldenzeit war. Juvenals Satyr ward ein ſtarker Waldſaun mit blutiger Geißel, weil der kleine, leichte Satyr des Horaz jetzt nicht mehr tangte. Perſius, voller Genie, ward mit ſeiner Satire was Tacitus mit ſeiner Geſchichte damals geworden wäre, und Silius betete Virgils Statue

an, ohne ſeinen Dämon aus ihr zu erobern. Martial endlich pflückte unten am Parnaß, wenn auch in Moräſten und Schandpfuhlen, Blumen — das beſte und leichteſte das er für ſein witziges, üppiges Zeitalter thun konnte: denn oben in den Sturm hinauf war's zu weit, auch zu gefährlich. Ueber das alles läßt ſich nichts ſagen, als: Fluch auf die Tyrannen die mit den Kräften menſchlicher Thätigkeit auch jeden edeln Schwung des menſchlichen Geiſtes feſſeln!

So ſchleppte ſich die Zeit hinunter bis die Barbaren andrangen und ſich allmählich ſchon Sprachen, Sitten und Denkarten miſchten. Im großen römiſchen Reiche waren überall fremde Kriegsvölker: die Provinzen drängten ſich mit Bürgerrecht und ohne Bürgerrecht und ohne Bürgergeſinnung ins üppige Rom, ins erſchöpfte, verlaſſene Italien; es war alſo eine Sprachenverwirrung. Die Kaiſer liebten barbariſche Tracht und barbariſchen Geſchmack; die römiſche Ueppigkeit hatte ſchon, der griechiſchen Einfalt müde, das Ungeheuer des ägyptiſchen Geſchmacks lange geliebet; unter den dreißig Tyrannen goß ſich auch aus Aſien ein verdorbener Geſchmack hinüber; es ward alſo ein Taumelkelch von Sitten und Denkarten, wie von Völkern im römiſchen Reiche. Die Griechen verſtanden unter Commodus den Homer nicht mehr; und die lateiniſche Sprache neigte ſich zur **Rustica Romana**; alles ging endlich in die große barbariſche Fluth unter. Zufälligerweiſe trug von den Zeiten Hadrians und der Antonine an die chriſtliche Religion auch ihren Theil zum allgemeinen Verfalle bei; denn da die Muſter des alten, ächten Geſchmacks mit dem Syſteme der Abgötterei verbunden waren, ſo mußten die Chriſten, wenn ſie wider dieß ſtritten, auch jenen zu ſchaden oder zu entweichen ſcheinen. Mit Götzentempeln verödeten ſie auch ſchöne Statuen, und das Gift der Abgötterei ſchien ihnen auch im Honig der Dichtkunſt ein zu gefährliches Gift. Ihre Re-

ligion ſollte die Welt zu einem höhern, unſinnlichen Syſteme läutern; vorerſt ging alſo auch vieles von der ſchönen Sinnlichkeit unter, bis endlich die barbariſche Form alles füllte.

Der Verfall des römiſchen Geſchmacks hat alſo eine ſimple Geſchichte. Dieſer war aus Griechenland her und in Rom lange ein Fremdling; er hielt ſich ſo lange als es Boden und Luft und Wartung erlaubten; und während der Zeit nahm er eine harte, feſtere, die römiſche Geſtalt an. Sturmwinde riſſen bald, wie alles, ſo auch dieſe Pflanze aus der Erde, ſie hielt eine Zeitlang am obern Raſen, unter zufällig guten Umſtänden, und inſonderheit an den Reſten der wirklich großen Form Roms und ihrer vortrefflichen Sprache; aber nur noch mit weniger Kraft und Wirkung. Der römiſche Geſchmack war nur die kurze Blüthenzeit geweſen da Rom ſich in ſeinem Thatengeiſte zuerſt mit ſicherer Ruhe und Majeſtät fühlte; Parteiengeiſt, Ueppigkeit und Sklaverei vertilgten bald die ſchöne, dem Staat minder weſentliche Blüthe. Wehe alſo uns wenn der Wunſch unſerer Grammatiker einträfe, die von keinen Muſtern der Geſchichte des Geſchmacks als von den gewöhnlich figurirenden römiſchen Zeitaltern, dem goldenen, ſilbernen, ehernen u. dgl. wiſſen. Des völlig Zufälligen, das nie wieder kommen kann zu geſchweigen, weiſſagen ſie uns damit eine ſchleunige Verderbniß, Peſtilenz und Tod auf den Rücken; das ihnen denn freilich nichts thäte, ſobald man dabei nur Latein ſpräche.

III. Im neuern Europa iſt man gewohnt Leo dem Zehnten und den Medicis die Wiederherſtellung des guten Geſchmacks zuzuſchreiben, und nichts iſt wahrer als dieß, wenn man dabei nur Genie und Geſchmack unterſcheidet. Die Genies, die die italieniſche Sprache in Dichtkunſt und Proſe gebildet hatten, hatten auf die Medici nicht gewartet; ſie hatten in trübſeligen Zeiten das Werk ihres Berufs gethan, und auch noch zu

Leo's Zeiten wurde nicht Arioſt, das große Genie, ſondern die Luſtigmacher und lateiniſchen Nachahmer belohnt. Da nun bekanntermaßen die Wiederherſteller der Wiſſenſchaften und Künſte, Lorenz von Medici, Politian, Bembo, Caſa, ſelbſt der große Michael Angelo, da Vinci u. ſ. w. alleſammt Petrarchiſten, und zwar zum Theil mit unter den mittelmäßigen Cinquecentiſten waren, ſo ſieht man, die Wiederherſtellung des guten Geſchmacks hatte längſt im verborgenen gearbeitet, ehe dieſe ſogenannte goldene Zeit kam. Petrarca, Dante, Boccaz, Cimabue, Giotto hatten längſt gewirket; auch war in allen dunkeln Zeiten das Schöne und die Kunſt nicht ſo ganz weggeweſen von der Erde, wie man oft wähnet, aber die Miſchung der barbariſchen Ideen hatte ſich zu tief und zu weit verbreitet als daß ſie plötzlich verſchwinden konnte. Der Strom des guten Geſchmacks floß hinter einer ſo tiefen Vorburg unter der Erde daß er erſt nach vielen vergeblichen kleinen Ausbrüchen im ganzen vorſtreben konnte, als es das Schickſal wollte. Und auf dieſen Zeitpunkt, da Griechenland wieder nach Italien kam, trafen die Medici, und machten, von dem was in den dunkeln Jahrhunderten geſäet war, Ernte.

Weiß man alſo was der Geſchmack des Zeitalters war? woraus er ſich bildete, neu bildete, wornach er ſtrebte, ſo weiß man zugleich die Urſachen ſeines Verfalls. Die unvollkommene Geneſis ſelbſt ſchloß dieſe ſchon in ſich.

Man fand die Alten wieder, reinigte und glättete nach ihrem Muſter die Sprache, ahmte ihren Vortrag und ihre Kunſt nach — eine ſchöne, beneidenswerthe Periode! Nur das feine, ſcharfſinnige, unter vieler Leidenſchaft noch ſtille, tiefe Genie der Italiener konnte ſeine Vorahnen und die Lehrer derſelben alſo nachahmen! Wenn's aber nur Nachahmung war; wie lange konnte das dauern? Bis es nachgeahmt war und

man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war polirt, nun hing man es auf oder zerbrach's, oder ließ es roſten, um es aufs neue poliren zu können; — das iſt, dünkt mich, die Geſchichte des italieniſchen Geſchmacks.

Bei den Griechen war der Geſchmack Natur geweſen, ein Bedürfniß, eine Angelegenheit, wozu ſie zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden alles einlud; bei den Römern, obwohl in kürzerer Friſt, und auf eine eingeſchränktere, unvollkommenere Weiſe ebenfalls. In Italien jetzt ungleich weniger als ſelbſt in Rom. Die Alten nachzuahmen, damit ſie nachgeahmt würden und weil ſie nachzuahmen doch ſchön ſey, iſt ein zu kalter, bebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunſt belohnen zu laſſen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja ſie neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr ſagen; ward aber von den wenigſten geſucht, und konnte nicht geſucht werden, weil nicht dieſelben lebenden Antriebe da waren die die Alten gehabt hatten, und doch immer die neuere Kunſt nur beſtimmt war ein Kranz der Alten zu ſeyn. Wozu z. B. die den griechiſchen Göttern und Helden nachgeahmten Bildſäulen itzo? Etwa um Allegorien, Tugenden, Päpſte, bibliſche Perſonen vorzuſtellen? War das im mindeſten mit der griechiſchen Kunſt vergleichbar? Der Künſtler ward alſo nicht befeuert, der Lauf der Kunſt nicht von lebendiger Geſchichte, noch von edeln Bedürfniſſen des Volks fortgeſtoßen, alſo auch nicht durch ſolche beſtimmt und in Schranken gehalten, und ſiehe darin lag ſchon der Verfall der Kunſt. Wenn's nur Nachahmung war, ſo durfte man auch nicht, oder nur bis zu einem gewiſſen Grade nachahmen, d. i. man durfte ausſchweifen wohin man wollte. Weder Religion, noch Geſchichte, noch Staat, noch der lebendige Geſchmack des Volks gab einen engen, ſtarken Trieb,

und dieſem Triebe regelmäßige Schranken; die Kunſt ſchwebte alſo wirklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künſtlers und ſeiner Belohner.

Selbſt die Künſte die eine nähere Beſtimmung für ihre Zeit hatten, Malerei und Baukunſt, bezeugen was ich ſage. Allerdings fanden ſie im Staate und in der Religion mehr Gegenſtände, Bedürfniſſe und Anwendung als die Bildnerei; noch aber konnten ſie ſich an ſicherer Natur mit den Griechen nicht vergleichen. Nachahmung lag doch nur zum Grunde, nicht etwa ein urſprüngliches, erſtes, dringendes Bedürfniß. Solange alſo die vorſtehenden Muſter noch Reiz genug hatten um Liebhaberei und Nacheiferung zu erwecken, wurden ſie nachgeahmt und im erſten Feuer der Nacheiferung ſehr glücklich. Als der Nachahmungen zu viel wurden, und ſelbſt die glücklichen Nachahmungen ſchon verzagt machten, war es allerdings ein ſtumpferer Stachel, ſich hinter hundert Nachahmern, vielleicht als der hundert und erſte, bloß leibliche, Nachahmer aufgeſtellt zu ſehen; man ſuchte ſich alſo durch Originalität, d. i. durch Keckheit zu unterſcheiden. Die Kunſt hatte keine neuen, zum Guten und Beſſern dringenden, lebendigen Zwecke, und gerade was den erſten Malern geholfen hatte, das Licht der Neuheit, ſchreckte jetzt ab oder verführte. Man ſah ſelbſt das Schöne in ſeinen frappanten Zügen nicht mehr, weil man es zu oft ſah; die geſättigte Henne ging über die Körner weg und hackte nach Farben. Es war nichts als Mangel des Bedürfniſſes am guten Geſchmacke, wodurch der gute Geſchmack verdarb und ein ſchlechterer aufkam.

Die ſchöne lateiniſche und griechiſche Sprache waren als Werkzeuge des Schönen in der Wiſſenſchaft freilich viel; was ſind aber Werkzeuge ſobald ſie ſelbſt Zwecke werden? Wenn Bembo die venetianiſche Geſchichte römiſch ſchreibt, die doch nicht römiſch gedacht und geführt war; wenn der Cardinal ſich ſcheut die

Vulgate ſeiner Kirche zu leſen, um ſich ſeinen Styl nicht zu verderben, und ſeinen allerheiligſten Vater ſelbſt als einen römiſchen Grammatiker ſchreiben läßt, in deſſen Qualität er doch nicht Briefe eines ſolchen Inhalts ſchreiben konnte: ſo ſieht man das Spiel, die Disproportion zwiſchen Zweck und Werkzeug, den phantaſtiſchen Zwang. Und alles Spiel, aller Zwang, alle Phantaſterei muß ſich bald ſelbſt auflöſen. Ueber ſolche ſchöne Nachahmung der Alten ohne ihre Gedanken und Sitten war nun nichts möglich als todte Gelehrſamkeit, Buchſtabenkram, Akroſticha und Anagrammen, die alſo auch alle folgten. Das ſiebenzehnte Jahrhundert folgte aufs ſechszehnte, und noch unterliegt Italien, einem großen Theile nach, ſolchem Wuſte. Die Samenkörner des guten Geſchmacks ſind in ihm aufgeſchüttet; ſie können alſo nicht Früchte tragen.

Der Verfall der Dichtkunſt hat eben den Weg genommen. Da ſie ganz idealiſch war und am Geiſte der Zeitbedürfniſſe und Zwecke ſo wenig als möglich hing, ſo gerieth ihr nächſter Schritt immer ins Land des Abenteuers und des Uebertriebenen. Das Jahrhundert des wiedererweckten griechiſchen Geſchmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben allen den hohen Muſtern und vortrefflichen Nachahmungen von elenden Petrarchiſten wimmeln, ja die Nachahmer der Alten waren dieß oft ſelbſt; ein deutlicher Beweis wie untief der damalige Geſchmack war, um die ganze Natur und Seele in allem und für alles griechiſch zu bilden. Arioſt kam und bauete ein Zauberſchloß mit hundert Pforten in der Luft, denn einen Nationaltempel auf feſtem Boden konnte er nicht bauen; was drüber ging, ward natürlich Fratze und Märchen. Taſſo ahmte im Lande der Phantaſien kalt nach; Marino übertrieb — es konnte nicht anders werden. Ein engliſcher Kunſtrichter meint, man könne ſich den Geſchmack an nichts ſo leicht als an

italieniſchen, zumal Liebes- und Schäfergedichten verderben und ich weiß nicht ob er ganz unrecht habe? Die wirkſamſte und natürlichſte Dichtungsart, das Trauerſpiel, hat daher in Italien nie Kräfte gewonnen; der Wälſche ſchwebt mit ſeiner Muſik, mit ſeiner Kunſt und auf gewiſſe Art ſelbſt mit ſeiner Dichtkunſt in der Luft, in einem Ideale, das ihn nie auf feſten Boden kommen läßt. Der Grund davon daß er nicht weiter kommt, iſt weil er ſchon ſo weit kam und nichts ihn bringet etwas anders zu werden.

So traurig dieß auf der einen Seite ſcheint, ſo iſt's auf der andern wiederum ein gutes Werkzeug in den Händen des Schickſals. Eben weil die Italiener nur fanden, nur nachbildeten und nachahmten, dieß aber auf eine Weiſe thaten wie es keiner thun konnte, ſo idealiſirten und imitirten ſie, zwar nicht enge und tief genug für ſich, aber gewiſſermaßen für ganz Europa. Sie haben alle Nachbarn gebildet, und die Samenkörner des Geſchmacks über ſie geſtreuet; Arioſt bildete Spenſer, die italieniſche Satire den Rabelais, die Novellen den Shakeſpear; die neue politiſche Philoſophie der Italiener kam mit bittern Folgen zuerſt nach Frankreich und von da weiter. Karl der Fünfte und Franz der Erſte eiferten an Kunſt und Geſchmack mit Italien und unter einander. Die Nachahmer der lateiniſchen Sprache keimten in allen Landen; Italien ſollte durch ſeine Lage und durch alle ſeine Schickſale eine Vorrathskammer der Materialien des guten Geſchmacks für alle Welt werden, und iſt's geworden.

IV. Ein neues Zeitalter des Geſchmacks kam unter Ludwig XIV wieder, auf das ſich, mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Umſtände, anwenden läßt was bisher bei andern Nationen iſt bemerkt worden. Wie jene, war es durch Genies lange vorbereitet worden; Rabelais und Montagne warteten auf keinen Ludwig; Corneille hatte Richelieu und die Akademie gegen ſich; ſelbſt

die ſtärkſten Genies unter Ludwig waren nicht von der Hoffecte; Paſcal, Fenelon, Rouſſeau, la Fontaine; und Racine hätte es weniger ſeyn dürfen. Nicht alſo Genie, aber Geſchmack konnte Ludwig wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter der Genies traf. Um ihn lebte Anſtand, Thätigkeit, Glanz und Würde. Zu ihnen alſo bildete ſich die Sprache; ſo handelte Ludwig und jeder ihm nach in ſeinem Kreiſe; eine Form der Eleganz nahm alſo der Geſchmack in allen ſeinen Aeußerungen an. Die Beredſamkeit, die nicht mehr fliegen konnte, regete wenigſtens mit Anſtand ihr Gefieder; das Theater, das nicht mehr wirken konnte, ward eine Bühne der Sitten, des Anſtandes, der Philoſophie, des Heroismus im Scheine. Die Künſte, die keine Nationaltriebfeder mehr ſeyn konnten, dienten dem Stolz des Königes und ſeinen Thaten. Wer nicht dichten konnte, machte ſchöne Verſe, und wer nicht Geſchichte ſchreiben konnte, declamirte ſchön und zeichnete hiſtoriſche Gemälde. Die Sprache, der ihre Stärke, ihr Reichthum, ihre Fülle längſt dahin war, bildete ſich zum Ton der Geſellſchaft, der Richtigkeit und des Wohlanſtandes. Das war die Farbe vom Zeitalter Ludwigs, die ſeinen Quellen völlig gemäß war.

Die Verderbniſſe mußten bald aus eben der Quelle kommen. Wenn die Wurzeln des Geſchmacks nicht tief im Bedürfniß der Nation, in der Beſchaffenheit ihrer Sitten lagen, wenn offenbar Ludwig keinen Geſchichtſchreiber ſeines Reichs hatte und haben konnte, wie Xenophon und Livius geweſen waren; wenn ſein Theater der Nation das unmöglich ſeyn konnte was das Theater in Athen war oder ſeyn ſollte; wenn ſein Bourdaloue weder gegen noch für ihn zu reden hatte, was Demoſthenes gegen den Philippus für Athen ſprach und wahrſcheinlich kein Grieche bei Boſſuets erhabenem **Madame est morte! — Madame est morte!** in Thränen zerfloſſen wäre:

ſo wird offenbar daß der glänzende Geſellſchafts-, der edle Hofgeſchmack, der damals allein regierte, ſich auch als ſolcher bald verderben mußte. Dasſelbe Publicum, dieſelben aufgeklärten und witzigen Kreiſe, die einſt der Sprache Leichtigkeit, Reinheit, Anſtand verſchaffet hatten, gaben ihr auch gar bald einen kleinfügigen Witz, Spitzfindigkeit und den elenden Geſchmack durch Wendungen zu frappiren. Man verließ alſo, wie Fenelon, St. Mard, Racine und wer nicht mehr? klagen, die ſimple Größe, die unzerſtückte, zwangloſe Natur, die edle Einfalt, und zerlegte den Gedanken ſo fein, ſo manierlich neugeſagt und artig, bis kein Gedanke mehr da war. Was den Römern Seneca geweſen, ward Fontenelle; la Motte ward Petron; der jüngere Crebillon mit ſeinem unerſchöpfbaren Märchenwitze brachte aus ſeinen Geſellſchaften eine ſineſiſche Puppe hervor, die üppig, fein und klein iſt; Marivaux zerlegte die großen Charakterbilder des Molière in Miniaturgemälde voller Sentiments. Die Akademie des guten Geſchmacks lieferte was ſie liefern ſollte: Complimente; das Feld des Hofgeſchmacks konnte nichts anders erzeugen. Unglückliche Schickſale der Regierung, von der zuletzt doch alles abhing, kamen dazu, die natürlicherweiſe alles ſehr ſtörten. Und da das Beſte das hervorgebracht ward auf der Meinung eines engen Publicums, d. i. eines ausgeſuchten Kreiſes ſogenannter Kenner ſchwamm, ſo mußte das garſtige Ungeheuer, Cabale, den Geſchmack hier mehr verengen, aufhalten und verderben als irgendwo und jemals in andern Zeiten. Die üppige Erziehung, die Lebensart der Hauptſtadt drang, weil alles auf einem Modegeſchmack beruhete, bis auf Richter und Richterinnen, alſo auch auf Verfaſſer und Künſtler hin; viele andere Sprößlinge zu geſchweigen, die alle aus derſelben Wurzel kamen. Ein Geſchmack iſt übel daran, ſobald er nur Geſellſchafts- oder Hofgeſchmack ſeyn kann und

darf: gar bald wird er ſchwach; und da er dem Publicum vorgehen ſoll, bleibt er hinten.

Die größeſten Männer nach der Zeit, ſehen wir, mußten dieſe alten Vorurtheile durchbrechen, um nur freiere Luft zu athmen. Rouſſeau rief, wie aus der Wüſte, hervor; und hätte dieß nicht thun dürfen, wenn die Gegenſeite nicht gar zu blühend geweſen wäre. Montesquieu, wie des Horaz Marcellus, erwuchs als ein edler Baum, allein auf ſeinem Raume; und noch hätte er manches nicht durch Eſprit erſetzen wollen, wenn er ſeinen großen Gegenſtand beſtimmter hätte umfaſſen dürfen. Voltaire endlich ward wie Columbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs noch Eine Welt glaubte. Er ſchiffte ins Land der Feinde ſeines Nationalgeſchmacks, nach England, hinüber und raubte einen Brand von ihrem Feuer; er bildete ſich außer den ſchönen Kreiſen von Paris **inter discrimina rerum** und ward Voltaire. Das Land, das mehrere Muſter von Leichtigkeit, Anſtand, Richtigkeit [1] und Klarheit für ganz Europa aufgeſtellt hat, hat ſich ſelbſt vielleicht auf eine Zeitlang tiefe Originalempfindung erſchweret. Das Licht iſt in lichten Schimmer umher verbreitet, und flammt alſo in keine helle Flamme auf. Man ſteht zu dicht unter den Bildſäulen voriger Zeiten und liefert ihnen nur Poſtamente. So hatten die Urſachen des Geſchmacks in Frankreich auch Samenkörner ſeines Verfalls in ihnen ſelbſt.

Und nun gehe ich aus Beſcheidenheit nicht weiter. Wir haben an den vier verſchiedenen Perioden des Geſchmacks genug geſehen, um die Wahrnehmungen in ihnen zu erkennen, dazu wir ſie durchlaufen ſind. Nämlich:

Zeit des Geſchmacks, ſehen wir, iſt unter allen Geſtalten eine Folge der Kräfte des Genie's, wenn dieſe ſich ordnen und regeln. So verſchieden alſo die Zeiten ſind, ſo

[1] Précision

verſchieden muß auch die Sphäre des Geſchmacks ſeyn, obgleich immer einerlei Regeln wirken. Die Materialien und Zwecke ſind zu allen Zeiten anders.

Kann nun keiner der Menſchen Genies ſchaffen (ſie keimen aus höhern und mehrern Veranlaſſungen oft ſehr mißlicher Umſtände hervor), ſo, ſieht man, ſind auch die goldenen Zeitalter des Geſchmacks nie ganz Eines Menſchen Wille. Sie folgen und richten ſich nach jenen. Sie ſind in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts wie die conſonen Punkte der Saite; es müſſen Diſſonanzen zwiſchen liegen, und auf jenen heben ſich dieſe.

Mithin wird das Räthſel erklärt warum die großen Männer immer zuſammen leben, was ſich aus mechaniſcher Nacheiferung, Belohnung, aus dem Klima u. dgl. nur äußerſt unvollkommen auflöſen läßt; ſie ſind nämlich alle insgeſammt nichts als der conſone Punkt Einer Saite. Die Diſſonanzen ſind erſchöpft, die Zeitalter halber und ganzer Barbarei, leerer Verſuche, übereinandergeſtürzter Rieſenarbeiten ſind vorbei; man fängt an natürlich zu ordnen, mit offenen Augen umherzuſehn und mit geregelten Kräften zu wirken; die menſchliche Seele kommt in den Wohlklang. Da ſind denn alle Künſte vergeſchwiſtert, ſie folgen ſchnell und bald aufeinander, und ſind im Grunde nur Eine Kunſt. Da fehlen ſodann weder Mäcene noch Maronen; in einem gewiſſen Kreiſe auch ſehr verſchiedener Beſchäftigungen tönt's conſon.

Der Verfall des Geſchmacks wird alſo auch ſolch ein Naturphänomenon, als ſeine Entſtehung war, ja in dieſer liegen ſchon die Anlagen zu jenem. Alles nämlich unter dem Monde iſt vorübergehend: laſſen nun die guten Veranlaſſungen nach, ſo treten ſchlechte an die Stelle, und der Geſchmack ſinkt.

Wer alſo auf die Geſchichte des Geſchmacks wirken will muß auf ſeine Veranlaſſungen wirken; er pflege den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüthe, ſondern in der Wurzel. Wer eine goldene Zeit ſchaffen will, ſchaffe erſt Veranlaſſungen zu goldnen Zeiten; dieſe kommen von ſelbſt. Wer den Geſchmack beſſern oder ſichern will, ſchaffe die Urſachen des Schlammes weg wodurch er ſich trübet, oder ſichre die Stützen die ſein Gebäude erhalten; ſonſt iſt ſeine Arbeit vergeblich.

Je tiefer die Veranlaſſungen des guten Geſchmacks liegen, deſto wahrer iſt auch ſeine Natur, deſto feſter und länger ſeine Dauer. So war's in Griechenland, wo der Geſchmack Nationalblüthe war, und zu gewiſſer Zeit unter den Edeln in Rom. Das alte Griechenland iſt nie wiedergekommen; alſo hat auch der Geſchmack nie mehr ſo tief gefaſſet, ſo lange gedauert. Bei uns iſt er nur immer auf der Oberfläche der Nation geweſen.

In der Natur iſt aber nichts müßig; Kräfte gehen nie verloren: alle Zerſtörung iſt nur ſcheinbar. So auch mit dem Geſchmack: er iſt nur Phänomenon und kann nur als Phänomenon leiden. Das Uhrwerk der Natur wirkt gleich weiter fort zum Guten; denn nur das Unvollkommene, das Eingeſchränkte (wie dieſe ganze Geſchichtabhandlung zeigt) zerſtört ſich; das gewirkte Vollkommene bleibt, wird immer lauterer und wirkt auf einer weiteren Fläche weiter. Selbſt die neuerzeugten Fehler wirken ein höheres Gute; ſie ſind Diſſonanzen zu einem höhern Wohlklange.

Nie alſo müſſen wir hinter dem was gethan iſt ſtehen bleiben und verzweifeln. Solange die Natur Genies weckt, bereitet ſie auch Perioden des Geſchmacks, und das geſchieht in wechſelnden Intervallen von Land zu Lande, von Zeiten zu

Zeiten. Sind einmal die Spenſers, Shakeſpears, Miltons einer Nation da, die Steele, Pope und Addiſon werden zu ihrer Zeit nicht ausbleiben. Vielleicht arbeitet Deutſchland jetzt unter Trümmern und zerfallenden Rieſenwerken einem Zeitalter des philoſophiſchen Geſchmacks entgegen, zu dem jetzt alles, Fehler und Tugenden, Theorie und Uebung, ſie mögen noch ſo blind gegen einander ſtoßen, das ſeine beiträgt.

Geſchmack iſt aber nur Phänomenon; und wie ihn die Natur höheren Zwecken untergeordnet hat, ſo ſollen's auch ihre Diener und Statthalter, die Menſchen. Wer einen Menſchen ans Kreuz ſchlägt um ihn, der Kunſt zu gut, ſterben zu ſehen, iſt ein Böſewicht, und wer Rom in Brand ſteckt um den Brand von Troja zu ſingen, ein Nero der zuletzt doch als ein Narr und Verzweifelnder, qualis artifex pereo! ſterben mußte, und in ſeinem Leben gehaſſet oder verlacht ward. Wir ſind geboren Glückſeligkeit der Menſchen zu ſchaffen; das Genie ſchaffet der Schöpfer, und aus mehreren Verſuchen des Genie's bildet ſich der Geſchmack von ſelbſt. Wir müſſen nur, wie Aerzte oder Hebammen (nach Sokrates Gleichniß), der immer ſchaffenden, bildenden, regelnden und wiederzerſtörenden Natur folgen.

III.

Folgen.

So voll von praktiſchen Lehren jede Geſchichte bei jedem Schritte iſt, ſo thut's inſonderheit wehe ein Thema dieſer Art in unſerm Zeitalter fahren zu laſſen, ohne noch einige Blicke der Anwendung thun zu dürfen. Wenn ſie nicht neu ſeyn können, ſind ſie wenigſtens nothwendig und nützlich.

1. Muß, wer den Geſchmack am ſicherſten pflegen will, das Genie, d. i. Kräfte der Natur pflegen, ſo ſiehet man, iſt Erziehung die erſte Triebfeder des guten Geſchmacks. Aber Erziehung mit Geſchmack, zum Geſchmack — die Ausdrücke haben gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendungen als daß ſie nicht noch näher beſtimmt werden müßten.

Zum Geſchmacke erziehen heißt nicht (oder es wäre bisher alles vergebens geſchrieben) Geſchmack predigen, über den Geſchmack murren; ſondern ihn zeigen, damit an die Seele bringen, ihn von Jugend auf melodiſch und thätlich lehren, oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings mit ſanft fortgehendem, nie nachlaſſendem Schwunge Ordnung bringen, der Seele desſelben einen hellen, freien und leichten Blick, ſeinem Herzen ein ſanftes Gefühl des Schönen und Guten, mit Vernunft und Wahl begleitet, geben: das iſt ſo wenig Wort und ſo ganz Pädagogie, ſchweigende That und Führung, als etwas ſeyn kann. Die Seele ſoll in allen Kräften und Kraftanwendungen conſon geſtimmt werden, wie die Leier Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen ſoll nicht weniger Geſchmack herrſchen als in Kenntniſſen der Phantaſie oder des Verſtandes; denn in Büchern und Schriftexercitien iſt immer nur der Schatten des Roſſes ſichtbar, nicht aber das Roß mit allen ſeinen Kräften. Iſt der Grund nicht tiefer gelegt, ſo reißt nachher eine heftige Neigung die Phantaſie ſowohl als das Kunſtgedächtniß hin; iſt aber die ganze Seele gebildet, ſo muß der Geſchmack in jeder Kunſt, wenn ſie geübt wird, den andern gebildeten Kräften wohl folgen.

Wie ſchwer aber die Bildung des Geſchmacks in einem verderbten Zeitalter werde, iſt unſäglich. Dem Zöglinge kommen lauter Gegenſtände vor Augen die ihm immer den richtigen Wink und Anſtoß verderben; das Bäumchen ſteht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt. — Das iſt auch die

Urſache warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geſchmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, ſelbſt geiſtige Zwecke widerſetzen ſich, und wollen die ſchöne Sinnlichkeit zerſtören; unſre edelſte Tugend ſelbſt ſcheint ſich ihren Schranken zu entziehen. Der Geſchmack wird uns alſo immer eine ſubordinirte Sache bleiben müſſen, die, höherer Urſachen wegen, aufgeopfert werden darf; und bei den Griechen war ſie ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend.

Jede Mühe alſo, die auf Einigung des Geſchmaks mit dem Verſtande, der Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, iſt unſchätzbar; und hier kommt uns der vorige Grundſatz, daß nichts in der Natur vergebens geſchehe, vortrefflich zu Hülfe. Quintilian, der Lehrer des Geſchmacks, ſtrebte über ſein Zeitalter hinaus, die alten Muſter des Geſchmacks noch mehr; Wahrheit und Tugendſchöne iſt, wie das Sonnenlicht, unwandelbar, wirkſam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit vereinigten Kräften ganz wirkten, ſie könnten Wunder thun, oder doch, wie jene drei Gerechten, eine Stadt vor dem völligen Verfalle des Geſchmacks und der Tugend ſichern.

Mich dünkt, wir ſind hierin an der Schwelle einer ſich entwölkenden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man ſonſt nur mechaniſch empfand und anordnete, wenn dieſe Vernunft ſich einſt von ihrer Ueberſpannung erholet, und (ein noch größerer Wunſch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geſchmacke des Lebens gattet: wohl alsdann dem Namen der Vorwelt, der hierzu, und zwar in den tiefſten Quellen der Gewohnheit, Denkart und Neigung, d. i. in der Erziehung beitrug. Ein beſſer erzogener Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anſtalt, eine ſchweigendthätige Niederlage des guten Geſchmacks iſt ein Tempel, der kommenden beſſern Menſchheit heilig!

2. Selbſt die eigentlich ſogenannten Werke des Geſchmacks, die Muſter der Alten, können in der gewohnten Erziehung, dieſe auch nur als Sphäre des Lernens betrachtet, oft die ärgſten Anläſſe des Ungeſchmacks, des Ekels und der Verführung werden; ja, was man an deren Stelle ſetzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg.

Wenn ich einen Künſtlerknaben Jahre lang am Werkzeuge ſchnitzeln lehre daß er die Natur ſelbſt nie einmal zu Geſichte bekommt, ſo iſt er ſtatt eines Bildhauers der ärgſte Tagedieb geworden, und hat dazu ſein Werkzeug zerſchnitzelt und auf immer verderbet. So geht's den Schulmeiſtern und Phraſesdrechslern bei Cicero und Homer. Nicht bloß daß ſie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch ſehr viel): ihre armen Gefangenen haben den Cicero und Homer ſelbſt nie geſehen, ja ſich an ihnen verekelt, um ſie ewig nicht ſehn zu wollen. Motten haben ſie alſo gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phraſes zu zernagen; ſie haben Buben gebildet, die, ſtatt zu malen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Panière des guten Geſchmacks zu Stangen brauchen, womit ſie Vogelneſter ſtören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird ſodann das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geſchmack mit Gewalt gezwungen daß er ſich verwahrloſe und nach elenden, kindiſchen, unſinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei die dieſem heilloſen Ungeſchmacke entgegen wirken ſoll, hat alles noch mehr verderbet. Realien ſollten's ſeyn, womit die Jugend als ein Kornboden überſchüttet würde; und dann freilich kann ſie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Baco hat geklagt, wie aus der Wiſſenſchaft nichts werden könne wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche ſuche, und wenn dieß bei der Erziehung ſelbſt geſchieht, ſo verliert dadurch ein ganzes menſchliches Leben. Nicht was, ſondern wie es die Jugend lerne, iſt das Hauptſtück der Erziehung. Ge-

ſchmack, d. i. Ordnung, Maß, Harmonie aller Kräfte, iſt die Leier Amphions oder Orpheus, nach der ſich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es ſey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt (was er ihnen dafür auch von ſeinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie), er kann den Schaden mit nichts erſetzen. Das war Julians Kunſtſtück, wodurch er ſeinen Feinden die tiefſte Wunde ſchlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird ſich von ſelbſt bilden; oder der Geſchmack und die Werke der Alten können es gar verderben!“ Ein böſer Dämon hat dieſen Grundſatz erfunden, der die häßlichſte Lüge iſt. Ein Genie, das der Geſchmack verderben kann — fahre es hin! gut daß es ſelbſt verdirbt, ſtatt es andere mit verderbe. Wer nach rechtſchaffener Leſung der Alten (nicht, wie ſie freilich meiſtens geleſen werden) ſchlimmer iſt als er war, der ſey ſchlimmer! an ihm iſt nichts verloren. „Shakeſpear! Shakeſpear!“ ruft man — und was denn Shakeſpear? Hatte Shakeſpear keinen Geſchmack, keine Regeln? Mehr als jemand; nur es war Geſchmack ſeiner Zeit, Regeln zu dem was Er erreichen konnte. Hätte er mit ſeinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr daß er den Geſchmack mit Füßen würde von ſich geſtoßen haben? Oder würde er dadurch ſchlechter geworden ſeyn als er jetzt iſt? Aber freilich iſt's ein jämmerliches Wort, Geſchmack, nach einem Compendium, auf einer Eſelsbrücke von Vorleſung über die ſchöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geſchmack wirkt durch Genie, und ein edles Genie iſt immer wie ein Stern im Dunkeln. Licht ſtrahlt nur Licht ab, eine Sonne nur Sonne.

3. Aber endlich iſt freilich die größeſte, beſte Schule des guten Geſchmacks das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten ſtehen, wehe der zarten Sproſſe! Wenn da Luftſeuchen

des guten Geſchmacks herrſchen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe dir, raſcher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtſchaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde reich zu werden den Geſchmack vergifte! wie endlich der Hunger nach Brod alles Edle in den Staub trete und zerknirſche — darüber ſpricht Longin ſtatt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienſt und Ehre ein Abgrund ſey aus dem nichts gutes erwachſe: darüber klagt der Verfaſſer des Geſprächs über den Verfall der Beredſamkeit mit edlem Römerherzen. Was hilft's unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geſchmack noch ein Vorwurf iſt: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geſchmack wird über neue Provinzen herrſchen!

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Cabale ſich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen: wohl, auch die Guten können ſich vereinigen! Das Licht der Sonne iſt ſtärker als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muſter des Geſchmacks herrſchen, ſprecht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnet, ſprecht mit der überwindenden Beredſamkeit des ſtillen beſſeren Muſters.

Endlich, da Freiheit und Menſchengefühl doch allein der Himmelsäther ſind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin iſt und verweſet, ſo laſſet uns mehr nach dieſen Quellen des Geſchmacks als nach ihm ſelber ſtreben. Er iſt doch nichts als Wahrheit und Güte in einer ſchönen Sinnlichkeit, Verſtand und Tugend in einem reinen, der Menſchheit wohlanſtändigen Kleide. Je mehr wir alſo dieſe Humanität auf die Erde rufen, deſto tiefer arbeiten wir

an Veranlaſſungen daß der Geſchmack nie mehr eine bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeſchmack, auch ſelbſt nicht mehr ein griechiſches und römiſches Nationalmedium, das ſich bald ſelbſt zerſtöret, ſondern mit Philoſophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menſchheit werde! **Multa tum et altiora renascentur, quam quae cecidere.**

II.

Ideen zur Geschichte und Kritik

der Poesie und der bildenden Künste.

In Briefen.

1794 — 1796.

Digitized by Google

1.

Wer vermag der Würde von ſolchen Dingen, dem Geiſte
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? Und wer hat
Kraft im Buſen, und Worte der Zunge, zu ſtrömen ein Loblied
Jenem vortrefflichen Mann der ſolche Schätze der Wahrheit,
Die ſich ſein Herz erworben, uns zum Geſchenke gelaſſen?
Möcht' es auch einer wagen, von ſterblichem Blute geboren?
Wenn der Dinge Gewicht, die ſein hoher Geiſt uns entdeckt hat,
Ihren vortrefflichen Werth wir bedenken, ſo war er ein Gott uns,
Ja ein Gott war's, ruhmvoller Memmius! welcher zuerſt uns
Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeiget, den jetzt wir
Weisheit nennen; und der, durch ihre Hülfe, das Leben
Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden Fluthen gerettet,
Und in den friedlichen Port, in klares Licht es geſtellt hat.
Nimm die Erfindungen andrer, die man für göttlich erkannt hat:
Ceres pflanzte die Aehren, es lehrte die Sterblichen Bacchus
Den gekelterten Moſt aus der Rebe drücken; da dennoch
Ohne Gebrauch von dieſen Dingen das Leben beſtehn mag,
Wie man's an Völkern erſieht die jetzt noch ihrer entbehren.
Iſt die Bruſt dir nicht rein, ſo ſuchſt du vergebens ein Glück dir,
Denkeſt umſonſt an Lebensgenuß. Drum ſcheint er ein Gott uns,
Und mit mehrerem Recht als jene, von dem in die Herzen
Aller Völker ſo ſüßer Troſt für das Leben gefloſſen.
Sollte dir aber dünken, es gingen des Hercules Thaten
Dieſen weit noch voran, ſo würdeſt du gröber dich irren;
Denn was hat des nemeiſchen Löwen gefürchteter Rachen
Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des arkadiſchen Keilers?

Was aus Kreta der Stier? was des lernäiſchen Sumpfes
Giftige Peſt, die Hydra, mit ziſchenden Nattern umgürtet?
Was kann die Rieſenbruſt des dreifachen Geryon, was die
Roſſe die Flammen ſchnauben, die über Thraciens Felder
Auf die biſtoniſchen Fluren und auf die fruchtreichen Saaten,
Wo ſich Ismarus hebt, Tod brachten und wildes Verderben?
Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene Krallen
Uns noch fürchterlich werden? wodurch der heſperiſche Drache,
Der um den Baum gewunden in ungeheueren Kreiſen,
Tod aus den Augen blitzend, die goldenen Aepfel bewachet?
Was möcht' dieſer uns ſchaden an ſeiner atlantiſchen Küſte,
An dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von uns den Fuß hin
Setzet, das der Barbar ſelbſt zu betreten ſich ſcheuet.
Alſo verhält es ſich auch mit den übrigen Abenteuern:
Hätte ſie keiner beſtanden, wer möchte ſie jetzt noch beſtehen?
Niemand, wie ich glaube. Was ſollten ſie Schaden uns bringen?
Noch iſt voll die Welt von Ungeheuern, es herrſchet
Noch in den Thälern, den Wäldern, den tiefen Klüften der Berge
Raubbegierige Wuth; allein was gehet ſie uns an?
Aber welche Gefahr, und welche tödtende Zwietracht
Schleicht ſich in eine Bruſt die von Leidenſchaften nicht rein iſt!
Wie zerfleiſchen das Herz die ängſtlichen, ſcharfen Begierden?
Wie zernaget die Sorge den Menſchen! wie quälet die Furcht ihn!
Welche Verwüſtungen richtet der Stolz nicht an, und die Geilheit,
Und der Uebermuth, das Praſſen, die niedrige Faulheit!
Alles dieſes hat er, mit Waffen nicht, aber mit Worten,
Tief aus dem Herzen hinweggeräumet und ſelber gebändigt;
Und ihm gebührete nicht der Dank der Göttern gebühret?
Ihm, dem Manne, der ſelbſt mit Götterzunge von ihnen
Oft geſprochen und ganz der Dinge Natur uns enthüllt hat.
Auf die Spuren von ſeinem Pfade tret' ich —

So pries ein römiſcher Dichter, Lucrez, einen ſeiner Lieblinge der Vorwelt, und er hat mehrere derſelben als Genien unſers Geſchlechts, als Götter und Sterne an den Himmel geſetzt, weil ſie Lebensweisheit und Humanität unter den Menſchen gegründet oder befördert haben. Keiner ſeiner edeln Mitbürger iſt ihm hiebei in Wort und That nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber ſeine Sermonen und ſogenannten Satiren ſind ſeine Bearbeitungen der Menſchheit; ſie haben alle, wenigſtens mittelbar, zum Zweck einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Perſonen, dieſer Stände nach dem Richtmaß des Wahren und Guten, des Anſtändigen und Schönen zu ordnen. Perſius, Juvenal, Lucan und andere wirken dahin, jeder nach ſeiner Weiſe; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, ſeine Geſänge mit einem zarten Druck der Menſchenliebe. Unmöglich iſt's daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieſer Heiligthümer aufgeſchloſſen wird, ſein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es iſt als ob jenen großen Autoren die Menſchheit reiner vorſtand, oder als ob ſie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit ihre wahre Geſtalt lebhafter anzuerkennen, ſtärker und reiner zu ſchildern; wozu denn, nebſt vielem andern, auch ihre Sprache und der Begriff beitrug den ſie ſich von Poeſie machten.

Doch nicht bei Poeſie allein blieb dieſe Bildung ſtehen; trotz alles Harten und Drückenden zeigt ſie ſich auch in der römiſchen Geſchichte. Man leſe im Cornelius des Atticus, in Salluſt Catilina's, in Tacitus Agricola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen ſeiner dunkeln Härte ſo berüchtigten Tacitus; und man müßte ein entſchiedener Barbar ſeyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beſchreibt die gräuelvollſten Zeiten, die laſterhafteſten Charaktere; er deckt einen

Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf vor dem man ſchaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemälde ſolcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht geſtellt hätte dahin es gehöret! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenſchen weiter heißen; gegentheils jede unterdrückte Sproſſe des Guten, die ſich auf dieſem abſcheulichen Boden zeigte, alle ſind von ihm, wenn auch nur mit Einem Worte, in Einem Zuge, dem unparteiiſchen Mit- oder Gegengefühl nahe gebracht; ſie ſtehen auf ewig in der Claſſe menſchlicher, halb- und unmenſchlicher Weſen, wo ſie ſtehen ſollten. Wer uns keine Umſchreibung, ſondern eine Ueberſetzung dieſes Geſchichtſchreibers ganz in ſeinen Umriſſen, in ſeiner Phyſiognomie gäbe, könnte nicht anders als den Sinn der Menſchheit auch für unſere Zeit tauſendfach erwecken und bilden.

Laſſen Sie uns alſo glauben daß Jung und Alt in beiden Geſchlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geiſt lieſet, nicht anders als zur Humanität bearbeitet werden könne. Die barbariſche Rinde des Herkommens, die uns von außen angeſetzt iſt, muß einigermaßen gebrochen werden, wenn wir andere Menſchen zu einer andern äußerſt verderbten Zeit männlicher denken, würdiger ſprechen hören. Wir werden aus unſerm Todesſchlafe geweckt, und lernen in ſtrengern Umriſſen kennen:

Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
Quis datus, aut metae quam mollis flexus, et unde,
Quis modus argento, quid fas optare, quid asper
Utile nummus habet, patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re —
Discite, o miseri, et caussas cognoscite rerum.

2.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leier aus Thieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das

emollit mores nec sinit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingepräget daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger griechischen Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur daß wenn in spätern Zeiten bei irgendeinem Schriftsteller, er sey Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edeln ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben; fast also ist's auch, weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn man's zu finden weiß, oft mehr als unsere verworrensten Deductionen; die Probleme welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar

auseinandergeſetzt und durch die Erfahrung längſt entſchieden. Die Kritik des Geſchmacks endlich, ja die reinſte Philoſophie des Lebens, woher ſtammen ſie als von den Griechen? In den ſchönſten Seelen dieſer Nation bildeten ſie ſich; hie und da hat ſich ihr Geiſt ſchweſterlichen Seelen mitgetheilet. Da alſo die Griechen bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen ſind, wird, ſolange ſie uns nicht geraubt ſind, wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unſern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechiſcher und römiſcher Muſen höre. Eine Ausgabe, eine Ueberſetzung, eine wahre Erläuterung dieſes oder jenes Dichters, Philoſophen und Geſchichtſchreibers halte ich für ein Bruchſtück des großen Gebäudes der Bildung unſeres Geſchlechts für unſre und die zukünftigen Zeiten. Eine verſtändige Stimme, die über unſere jetzige Weltlage aus alter Erfahrung ſpricht, iſt mir mehr als ob ein Barde weiſſagte.

3.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes:

1. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unſeres Geſchlechts, das wir gewöhnlicherweiſe Menſchlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ziert es den Menſchen allerdings; da Sympathie in reinem Verſtande, d. i. eine lebhafte, ſchnelle Verſetzung in den Zuſtand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteſte Kitt der Vereinigung ähnlicher Geſchöpfe, und unter Menſchen das lindeſte Band ihrer Verbindung iſt. Nichts ſtößt mehr zurück als gefühlloſe, ſtolze Härte. Ein Betragen als ob man höheren Stammes und ganz anderer oder gar eigener Art ſey erbittert jeden, und ziehet dem Uebermenſchen das unvermeidliche Uebel zu daß ſein Herz ungebrochen, leer und ungebildet bleibt, daß jedermann zuletzt ihn haſſet oder verachtet.

So nothwendig indeſſen eine menſchliche Lindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unſerer Nebengeſchöpfe bleibt, ſo muß ſie doch, wenn ſie zu weich und ausſchließend wird, den Charakter erſchlaffen, und kann eben dadurch die härteſte Grauſamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit beſtehet Billigkeit nicht; eine Nachſicht ohne Einſicht der Schwächen und Fehler iſt eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Roſen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehrt.

2. Auch iſt Humanität Ihnen nicht bloß jene leichte Geſelligkeit, ein ſanftes Zuvorkommen im Umgange, ſo viel Reize dieß auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr iſt ſie, ſubjectiv betrachtet

3. Ein Gefühl der menſchlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einſicht. Was zum Charakter unſeres Geſchlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommnung desſelben, dieß iſt das Object das der humane Mann vor ſich hat, wornach er ſtrebet, wozu er wirket. Da unſer Geſchlecht ſelbſt aus ſich machen muß was aus ihm werden kann und ſoll, ſo darf keiner der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen theilnehmen, und ſeinen Theil Vernunft, ſein Penſum Thätigkeit mit gutem Willen dem Genius ſeines Geſchlechts opfern.

4. Zum Beſten der geſammten Menſchheit kann niemand beitragen, der nicht aus ſich ſelbſt macht was aus ihm werden kann und ſoll; jeder alſo muß den Garten der Humanität zuerſt auf dem Beet wo er als Baum grünet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was wir ſeyn ſollten und nicht ſind; die Schlacken die wir ablegen, die Form die wir erlangen ſollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden ſollen, wir nicht anders als durch uns und andere,

von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können; so wird nothwendig unsere Humanität mit der Humanität anderer eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Uebungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befleißigt euch, sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben als uns zu humanisiren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben die die Vernunft billigt, die Pflicht fordert, nach der unser Bedürfniß strebet. Daß die Wissenschaften die man humaniora nennt zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Putz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dieß nicht also. Vollends Künste und Wissenschaften die den angebornen Stolz, die freche Anmaßung, das blinde Vorurtheil, die Unvernunft und Unsittlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönen, sollte man brutalisirende Künste und Wissenschaften nennen, werth von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Thierheit ruhe.

Es freuet mich daß Sie den Dichter der den unmenschlichen Achill besang aus der Reihe humanisirender Weisen nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen seyn. Das Gemüth läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes als dieser Name saget.“

Nachschrift.

Fragment eines Gespräches des Lords Shaftesbury.

Theokles. Kann eine Freundschaft so heroisch seyn als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt und gegen unser Vaterland für nichts? Oder glauben Sie daß die besondere Freundschaft ohne solche erweiterte Neigung und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles. Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand läugnen der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug, und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig großes und liebenswürdiges an dem menschlichen Geschlechte, und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th. Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ph. Ohne Zweifel; sie sind ja die vornehmsten.

Th. Gesetzt also, der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohlthäter, würde dieß jenen von seiner Dankbarkeit lossprechen?

Ph. Nicht im geringsten.

Th. Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph. Mich dünkt vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mir's an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen

wenigſtens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter ſicher zeigen zu können daß ich ſeine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th. Und was die Güte betrifft, ſagen Sie mir, mein Freund, ſollen wir denn bloß denen gutes thun die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menſchlichkeit uns nicht vielmehr einem Vater bloß weil er Vater, einem Kinde bloß weil es Kind iſt, gutes zu thun? Und ſo in jedem Verhältniß des menſchlichen Lebens.

Ph. Ich glaube, das letzte iſt das richtigſte.

Th. O Philokles! Bedenken Sie alſo was Sie ſagten, da Sie die Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht, der menſchlichen Gebrechen wegen, verwarfen, und den großen Haufen, ſeines elenden Zuſtandes wegen, verachteten. Sehen Sie nun ob dieſe Geſinnung mit der Menſchlichkeit beſtehen kann, die Sie ſonſt ſo hochſchätzen und ausüben. Wo kann Edelmuth ſtattfinden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundſchaft beweiſen, wenn nicht an dieſem Hauptgegenſtande derſelben? Gegen wen werden wir treu und dankbar ſeyn, wenn nicht gegen das menſchliche Geſchlecht und gegen die Geſellſchaft, welcher wir ſo ſtark verpflichtet ſind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine ſolche Unterlaſſung entſchuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entſpringt? Können Sie, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlichguten Temperamente, Vergnügen daran finden Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienſtfertigkeit zu beweiſen, Gegenſtände des Mitleidens ſelbſt aufſuchen, und, wo es in Ihrer Macht ſteht, ſelbſt Unbekannten dienen; kann es auch in fremden Ländern, oder, wenn's Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen die es bedürfen auf die leutſeligſte, freundſchaftlichſte Art zu helfen, zu rathen, beizuſtehen; und ſollte Ihr Vaterland, oder, was noch mehr iſt, Ihr ganzes Geſchlecht weniger Wohlwollen

von Ihnen fordern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als einer von jenen Gegenſtänden die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? —

Ph. Ich befürchte daß ich auf dieſe Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen eine einzelne Perſon kann ich ſo ziemlich faſſen; aber dieſe zuſammengeſetzte, allgemeine Art von Liebe (ich geſtehe es, Theokles) iſt mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben wovon ich nicht irgend ein ſinnliches Bild habe.

Th. Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben als auf dieſe Art? War Palämons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechſel vermochte der Ihrer neuerlichen perſönlichen Bekanntſchaft voranging?

Ph. Ich kann dieß nicht läugnen; und jetzt dünkt mich, verſtehe ich Ihr Geheimniß, und begreife wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals, als ich Palämon zu lieben anfing, mich genöthigt ſah mir eine Art von materiellem Gegenſtande zu bilden und immer ein ſolches Bild im Kopf hatte, ſo oft ich an ihn dachte, ebenſo muß ich's in dieſem Falle zu machen ſuchen —

Th. Mich dünkt, Sie könnten immer ſo viel Gefälligkeit gegen das menſchliche Geſchlecht haben als gegen die alten Römer, in welche Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer verliebt geweſen ſind, beſonders unter der Vorſtellung eines ſchönen Jünglings, der Genius des Volks genannt.

Ph. Wäre mir's möglich meiner Seele ein ſolches Bild einzudrücken, es möchte nun das menſchliche Geſchlecht oder die Natur bedeuten, ſo würde das vermuthlich auf mich wirken und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch beſſer aber, wenn Sie es ſo veranſtalten könnten daß die Liebe zwiſchen uns wechſelſeitig würde; wenn Sie mich überreden könnten, zu glauben dieſer

Genius ſey nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig ſie zu erwiedern —

Th. Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die öſtliche Sonne, wie die Dichter ſagen, mit ihren erſten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet, dann wollen wir, wenn's Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieſer unſerer Liebe nachſpüren, erſt den Genius des Orts anrufen, und dann verſuchen ob wir nicht wenigſtens eines ſchwachen, fernen Anblicks des höchſten Genius und der erſten Urſchönheit gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken nur einmal dieſe zu ſehen, ſo ſtehe ich dafür alle jene widrigen Züge und Häßlichkeiten, ſowohl der Natur als des menſchlichen Geſchlechts, werden augenblicks verſchwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden die ich Ihnen wünſche.

So weit dieß Geſpräch. Wie Theokles ſeinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortrefflichen Rhapſodie: „die Moraliſten," beim edeln Shaftesbury ſelbſt leſen.[1]

2.

Mit Recht nennen Sie Shaftesbury einen edlen Schriftſteller; ob ihn gleich hie und da ſein Stand, ich möchte ſagen ſeine Lordſchaft übereilte. Sein zuweilen zwangvoller Styl, manche Späße die er ſich über die Geiſtlichkeit erlaubte, ſein Einfall: „Witz und Humor zum Prüfſteine aller, auch der ernſteſten Wahrheit zu machen," haben Tadler und Widerleger genug gefunden; über ſeinen Kunſtgeſchmack wäre auch manches zu ſagen. Die beſſere philoſophiſche Seele aber, die in ihm wohnte, ſein honestum und decorum in

[1] Meiner Geſinnung nach iſt es eins der ſchönſten Verdienſte Spaldings daß er zu jener Zeit, 1745, in ſeiner Lage, uns Shaftesbury's Moraliſten bekannt machte Mehr als dreißig Jahre nachher iſt zuerſt die Ueberſetzung des ganzen Shaftesbury gefolget. Shaftesbury, Philoſophiſche Werke, Leipzig 1776—79.

der Moral, hundert feine Bemerkungen über Grundsätze, Sitten, Composition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen daß ein unbefangener honetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unsrer Sprache zum übersetzten Shaftesbury eine Zugabe: „wie Shaftesbury zu lesen, und was in ihm zu berichtigen seyn möchte. Wie Leibnitz, so hielten Diderot, Lessing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsers Jahrhunderts, auf Männer die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedener Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirket.

Und doch, m. F., dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das **decorum et honestum** als auf ein Gefühl gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im Ganzen aber, scheint mir's, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter allem doch endlich mit der stoischen Philosophie zum alten Worte Gottes zurückgehen: „Du sollt! du sollt nicht, sofern uns dieß nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Neulich kam mir ein Lehrgedicht zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sey liebreich mit Vernunft; nur weise Huld ist ächt,
Gibt jedem was sie soll, und kränket keines Recht.
Kein Schimmer äußrer Macht, kein Geld das Sklaven rühret,
Hält den Gerechten ab zu thun was ihm gebühret.
Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts.
Unfähig zu der Kunst die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem der nackend gehet

Bei ihm ist was du hast so sicher als bei dir,
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Bahre,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit! vergesset Gottes nicht!

Gereizt durch diese Stelle, schlug ich weiter zurück, und fand die Geschichte der Humanität so vorgetragen:

Vernunft, der Gottheit Strahl, der rohen Völkern schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus Barbaren,
Gebot den Wilden selbst Verträge zu bewahren.
Dieß hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,
Und rief aus Scythien den Anacharsis vor.
So war der Menschheit Recht der Leitstern alter Weisen;
Doch keiner wagte sich es andern anzupreisen — —
Die Welt verdankt dir's nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst sich selbst beschaun zu lernen.
Es sah der Mensch das Licht das längst in ihm gebrannt,
Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit nicht erkannt.
Da fühlte sich Athen, und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagyr, des Epiktets, verehren;
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
Der Tugend ächter Freund und Kenner der Natur. —
Verehrungswürd'ges Rom, groß durch erfochtne Kronen,
Noch größer durch den Geist gepries'ner Ciceronen;
O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft Joch
Vorlängst entlediget, ehrt dein Gesetze noch.

Aus Quellen der Natur ſind deines Rechtes Lehren
Urſprünglich hergeführt; ſie müſſen ewig währen!
Die Nacht der Barbarei verfinſterte dieß Licht,
Die Welt verwilderte und ſah die Tugend nicht.
Ein ſchwarzes Wunderthier, der Ketzereifer, ſiegte,
Der Dummheit Tugend hieß und mit der Wahrheit kriegte;
Bis ihr verſtärkter Glanz der Welt mehr Einſicht gab;
Da fielen der Vernunft die ſchweren Feſſeln ab.

Der Dichter nennt Baco, Grotius, Pufendorf u. a. mit verdientem Ruhme; er gehet die Pflichten durch gegen Seele und Leib, gegen Gott und andre. Ueber Irrthum und Unwiſſenheit, Klugheit und Thorheit, über die Verbindlichkeit zur Wiſſenſchaft und zu allgemeinen Begriffen, über Erfahrung, Vernunft, Geſchichte, Fabel, Selbſterkenntniß, als Mittel zu Beſſerung des Verſtandes und Willens, enthält ſein Gedicht ſchöne Stellen. Deßgleichen über einzelne Pflichten, die Mäßigkeit, Sittſamkeit, Genügſamkeit, Verbindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in Glück und Unglück, über die Dankbarkeit gegen Gott, das Vertrauen auf die Vorſehung, über geſellige Hülfe, Sanftmuth, Großmuth, Wahrheitsliebe, Freigebigkeit u. ſ.; wobei ſowohl die entgegenſtehenden Laſter, als die Gränzen der Tugend bemerkt oder geſchildert werden. Es ſind Lehren in ihm die der Jugend Gedächtnißſprüche werden ſollten, indem ſie die Grundveſten aller moraliſchen Wahrheit enthalten; z. B.

Es ward ein gleicher Trieb in aller Herz gelegt,
Und allen Sterblichen die Regel eingeprägt:
Du ſollt das Gute thun, du ſollt das Böſe laſſen;
In dieſen Götterſpruch läßt das Geſetz ſich faſſen,
Das die Natur uns ſchrieb. Er hält ein Recht in ſich:
Beginne, denke, flieh, begehre, ſchweige, ſprich.

Nicht Erz das Roſt verzehrt, nicht Blätter die veralten,
Kein Stein hat dieß Geſetz der Menſchen aufbehalten!

Der Allmacht Tochter grub mit ewig heller Schrift
Es in die Seelen ein, die nie Verweſung trifft.
Ein ewiges Gebot, darin ich wandeln müßte
Wenn, welches ferne ſey! ich auch von Gott nichts wüßte! —

Zu wünſchen wäre es daß der Verfaſſer ſich durchaus auf dieſem ſtrengen Pfade gehalten hätte. Da er aber das ſogenannte Syſtem der Vollkommenheiten als Grund der Moral annimmt, ſo wird ſein Gebäude hie und da ſchwankend. Allerdings vervollkommnet uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber müſſen wir ſie thun um über Gewinn an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt: Du ſollt! nicht: Du wirſt! welches bloß eine höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dieß ſchöne Lehrgedicht für ein Manuſcript; leider iſt's ſeit ſeiner Bekanntmachung im Jahre 1758 für viele ein Manuſcript geblieben. Es heißt: „Lichtwers Recht der Vernunft," und ſcheint unſrer poetiſchen Welt ſo veraltet wie Hallers, Hagedorns, Käſtners, Uz, Witthofs, ja überhaupt die Lehrgedichte. Unſer Publicum iſt jung; es liebt Tändeleien der Jugend.

5.

Die Blätter über die Humanität Homers, die Sie zu ſehen wünſchen, nehme ich aus einer unvollendeten, größern Schrift, die ihr Verfaſſer Jonien genannt hat, deren weitern Inhalt ich aber hier nicht zu verrathen habe.

*

Ueber die Humanität Homers in ſeiner Iliade.

Wir kommen allmählich wieder in die Zeiten zurück da man von Homers Rohheit nicht genug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geſchmack vor; in Deutſchland

ſcheint es ein Lieblingsgeſichtspunkt zu werden in den Sitten ſeiner Helden, mithin wohl gar in Homer ſelbſt, Mangel an Bildung, an moraliſchem Geſchmacke zu finden, und dieß unſterbliche Gedicht endlich nur als die „hiſtoriſche Tradition wilder Zeiten" zu behandeln, die, wie man ſich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und feſtſtellte. So viel wahres dieſer Geſichtspunkt in manchem Betrachte zeigen mag, ſo zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und ſein weniges gewiß nicht auf die nützlichſte Weiſe. Dazu gehört keine Kunſt, hie und da Uebereinſtimmung der Zeiten die er beſang, mit Völkern die auf einer, wie uns dünkt, niedrigern Stufe der Cultur leben, zu finden, dieſe gefundene Aehnlichkeit zu übertreiben, und dabei das Auge vor allem ſittlichen Gefühl, inſonderheit aber vor der Kunſt und Weisheit zuzuſchließen, die Homer unſtreitig auf die Compoſition ſeines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunſtcompoſition fragt man: wozu hat ſie der Künſtler componiret? was war dabei ſeine Idee? und wie ſetzte er die Theile ſeines Werks zuſammen? Sind Homers Rhapſodien die rohe Stimme eines griechiſchen Barden, der einem rohen Volke Märchen aus roheren Zeiten vorſingt um dieſe mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu laſſen; warum wandte man Jahrtauſende hindurch auf ihn ſo viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinſten Denker, waren unter den Griechen Geſetzgeber, Künſtler, Weiſe, Dichter nicht abergläubig und blödſinnig daß ſie aus einer Tradition vergangener Unmenſchlichkeiten ſo viel Weſens machten, und einen unreinen Schlamm in ſo viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenſchheit oder Halbmenſchheit um ſo gefährlicher feſthalten, weil ſie mit Homers Farben geſchmückt war.

Fragt man bei jeder Geſchichte, bei jedem Drama: „wer ſpricht dieß? wann? wozu ſpricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu ſtellte ihn der Geſchichtſchreiber oder Dichter auf?" wie? und bei der größeſten Compoſition der Welt wollte man nicht alſo fragen?

Was beſingt Homer? nicht den trojaniſchen Krieg, nicht eine Geſchichte alter Zeiten, als ſolche; auch nicht Achilles Geſchichte; ſondern

Den Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tauſend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfre Seelen der Helden zum Orkus hinabſtieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achills, er möge gerecht oder ungerecht ſeyn, nicht unbedingt preiſen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine verderbliche Plage der Götter, die um ſo bedauernswürdiger war, weil ſie bloß aus einem unſeligen Zwiſte entſtand den ſein Held mit dem Könige Agamemnon hatte —

Und wer iſt Schuld an dieſem Zwiſte? Homer eröffnet ſein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leſer oder Zuhörer im Zweifel laſſen kann. Ein Vater, ein Prieſter Apolls, ein ſchonenswürdiger, unantaſtbarer Greis kommt, unter dem Schutze ſeines Gottes, um ſeine geraubte Tochter zu bitten. Er ſpricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will ſie nur, und zwar überreichlich, loskaufen. Seine kurze Bitte iſt ſo geziemend, ſo artig; und welche harte, ungeziemende Antwort gibt der König der Griechen dem flehenden Alten!

Alter! daß ich dich nie bei den hohlen Schiffen erblicke!
Treff' ich ferner dich an: es ſey du weileſt noch jetzo,
Oder du kehreſt ein andermal wieder, ſo möchte der Goldſtab
Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr ſchützen. Die Tochter
Geb' ich nicht los, bis einſt in unſrer Wohnung in Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Webſtuhl,
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben dir lieb iſt.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt dieſe Antwort allein; ſie beleidigt den Gott in ſeinem Prieſter, und iſt wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun ſteigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menſchen ſterben, die Holzſtöße flammen; Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die Verſammlung zuſammen, um die Urſache auszukunden warum ein Gott auf ſie alle jetzt alſo ergrimmt ſey. Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden als alſo? Der Hirte der Völker war durch ſeinen Trotz ihr Verderben worden; ſein königliches Herz machte ſich keinen Vorwurf ob er vielleicht an ihrem Untergange Schuld ſey, noch ſuchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als ſolcher erſcheint er ſofort in ſeinen Reden unbefangen, wie es die Großherzigkeit iſt, und gerade. Da der weiſeſte Seher ſich nicht erkühnt zu ſprechen, weil er ſich vor dem Unwillen des Mächtigſten, deſſen Gemüthsart ihm bekannt iſt, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beſte in Schutz; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerſt auf den Seher, ſogleich, nach einer ſehr billigen Rede des Achilles, auf dieſen herfällt. Und da Achilles nicht geſchaffen war ſich vor der Verſammlung oder ſonſt ſchmähen, beleidigen, das Seine ſich rauben zu laſſen, am wenigſten aber vom ſtolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden, ſo entbrennet der Zwiſt, ſo folgt die Erbitterung, bei der (ich wage es zu ſagen) Achill auch im wildeſten Feuer gerecht bleibet. Pallas erſcheint ihm zu rechter Zeit ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbeſonnene Fürſt, auch nachdem er Zeit zu beſſerer Ueberlegung gehabt hatte, ſein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm ſein Eigenthum, ſeine geliebte Briſeis, raubet, beträgt ſich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern, wie Briſeis dahingeht, ſehn wir ſie hingehn, und ſetzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit

ihr den Jammer um einen ſo herrlichen Sohn, den, bei einem kurzen Leben, ohne ſeine Schuld, dieſe öffentliche Beleidigung, dieſer Gram, dieſer Unmuth treffen mußte. Mit Freuden ſehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Geſänge der Iliade hindurch, unſchuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen: wer iſt an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verluſte ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er ſtreitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter nicht mitſtreiten. Unmuthig ſitzt er in ſeinem Zelt, und ſeine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her daß er ſie nicht zum Streite führe. Der übermüthige König allein iſt's, der dadurch die Völker ſtürzt daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, ſondern ſogleich auch, im Wahne ſeines Ruhms, zu zeigen daß er Achills nicht bedürfe, ſeine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich iſt's, wenn man es nicht ſähe, mit welcher moraliſchen Zartheit Homer dieß alles einleitet und beſchreibet. Eben dieſelbe Mutter des Beleidigten, die den höchſten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht einen falſchen Traum vom Himmel kommen zu laſſen, der dem Könige einbilde er könne jetzt, dem Achill zum Trotze, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt ſich nun freilich der alte Neſtor
— Und ſagte mit Weisheit:
Hätte den Traum von allen Achäern ein andrer erzählet,
Würden wir ſagen: du lügſt! und ihn unwillig verſchmähen.
Aber ihn ſah der König. —

Und ſogleich ſteht der König von ſeinem Sitze auf, ſtützet ſich auf ſeinen über alles geprieſenen Scepter, hat ſogar eine herrliche

Liſt erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an ihn, an ſeinen Bruder Menelaus und deſſen Weib Helena zu prüfen, überzeugt daß ſie ſich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Perſuaſion mißräth; der kluge Ulyſſes, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Fauſt, kann ſie kaum wieder zu ihren verlaſſenen Sitzen bringen; wo denn Therſites aufſteht, und er allein auf die unſchicklichſte Art der Sache Achills erwähnet.

So mancherlei über dieſen häßlich lächerlichen Therſit geſchrieben worden, ſo ſteht jedermann das vor Augen daß den Edelſten der Schlechteſte, den Herrlichſten der Häßlichſte allein und aufs niedrigſte vertheidigt. Jeder gönnet dieſem die Schläge des Ulyſſes; es iſt aber große Weisheit des Homer daß er ſie dem Therſites zukommen läßt, indeß alle Fürſten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu ſchwiegen. Allen bekommt dieß Schweigen, die ganze Iliade hindurch, ſehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Capitel davon die Rede ſeyn wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menſchliches Geſchöpf, geſchweige gegen den König ſeiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geſchont, ſondern, wo er irgend konnte, königlich und feſtlich ausgeſchmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem donnerbewaffneten Zeus gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Bruſt und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier ſich in der verſammelten Heerde
Ausnimmt, unter den Rindern der erſt' und größte von Anſehn.

Er läſſet ihn den tapferſten Kriegern, einem Diomedes ſogar, Verweiſe geben; doch dieß alles thut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Neſtor mit dem Bekenntniß doch heraus:

— Ich denke noch heute ſo wie ich ſchon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briſeis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltſam entführteſt,
Nicht nach unſerm Ermeſſen; ich rieth es mit vielen und ſtarken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeiſtert,
Kränkteſt die Ehre des Helden, der ſelbſt von Göttern geehrt war,
Und noch haſt du bei dir den Siegslohn den du ihm raubteſt.

Er ſchlägt zur Ausſöhnung Geſchenke und ſchmeichelnde Worte vor; Achilles ſchlägt ſie aus, und muß ſie ausſchlagen; ja, wäre Agamemnon ſelbſt in ſein Zelt gekommen, er hätte einen böſen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieſer Raum ſeine Wunder der Tapferkeit und Oberherrſchaft zu erweiſen, die aber alle dahin ausgingen daß, nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erſtürmt ward, und Hektor, ans Schiff des Proteſilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!“ — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geſchenke, noch eines ſchlauen Ulyſſes Reden: Achilles eigner Entſchluß, mit welchem ſich ſeines Freundes Patroklus Thränen verbanden, hemmte die äußerſte Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklus ſeine Waffen, mit dem gemeſſenen Befehl wie weit er gehen ſollte. Als Patroklus dieſen überſchritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor die Waffen Achills zu ſeinem eignen Verderben gekleidet daſtand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch ſeine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erſcheint er in der Verſammlung; und wie klein iſt gegen ihn Agamemnon, ob er ſich gleich noch jetzt, zur Entſchuldigung ſeines Fehlers, in einem Märchen von der Ate, dem Jupiter gleichſtellt. Wie groß dagegen iſt Achilles und wie zart! zart in den Klagen um ſeinen Freund, in den Klagen an ſeine Mutter; groß in der Verſöhnung mit ſeinem Feinde, in der Anordnung des Begräbniſſes ſeines Freundes:

Laßt Patroklus Gebein, des Menötiaden, uns ſammeln
Mit ſorgfältiger Wahl; es iſt nicht ſchwer zu erkennen.
Dieſes legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hauſe des Pluto — —
Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmal; aber ich wünſch' ihn
Nicht von ſtolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, ſo viele von euch mich
Ueberleben — —

Groß endlich in den Kampfſpielen, in der Ueberwindung ſein ſelbſt, da er den Leichnam Hektors zurückgibt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend ſpricht er zu Priamus:

Greis, wie ſchläfſt du ſo unbekümmert, kein Uebel befürchtend;
Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt, und die andern Achäer: —

Dieß iſt das letztemal da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief ſteht er unter Achill, in deſſen Zelte ſein Feind ruhig ſchläft!

Ich weiß wohl daß man die gedrohte Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiſet ſie Homer? und verhindern ſie die Götter nicht ſelbſt, denen Achilles ſogleich wie ein Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklus Leiche im Sinn, über die ein ſo hitziger Kampf war? —

Man iſt gewohnt Achill und Hektor zum Nachtheile des erſten zu vergleichen; nach welchem Maßſtabe? Nicht nur waren es verſchiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; ſondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten aſiatiſchen Königsſitze, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrſchte als in den meiſten griechiſchen Staaten ſeyn konnte, zeigt ſich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des erſten Trojaners mußte dieſem Zuſtande gemäß ſeyn. Der Spiegel Homers, in welchem ſich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darſtellen,

zeigt alle Geſtalten gleich menſchlich und milde. Bei völligen Gegenſätzen ſcheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Strahl der Menſchheit.

Sein Gedicht endet ehe Troja erobert wird, ehe wir alſo die Gräuelthaten der Griechen in dieſer eroberten Stadt gewahr werden. Selbſt ſein Held hatte das gute Schickſal, die ſchreckliche Folge ſeiner Tapferkeit nicht zu erleben: er fiel, wie wir aus andern wiſſen, im Thore von Troja. Und bei Homer, ſobald Achill mit ſeinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Dieß weiſſagt ihm ſeine Mutter, ſeine weinenden Roſſe, der ſterbende Hektor und er ſelbſt weiß es. Sein Leben iſt an Patroklus Leben geknüpft; Ein Hügel ſoll ſie decken und Eine goldene Urne beider Aſche am troiſchen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schickſal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindſchaft gegen Völker und Menſchen, in die Compoſition Homers an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, iſt unſäglich. Man nehme dieſe göttliche Farce, wie manche ſie genannt haben (*μωρὸν*), aus ſeiner Iliade — und das Ganze wird widrig oder platt, wie faſt alle politiſche Geſchichte. Und doch iſt alles Zuwirken der Götter bei ihm ſo menſchlich, ſo natürlich! Nirgends ein zerſtörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menſchengemüthes, der Menſchenkräfte, ſofern er ans Zufällige, ans Unvorhergeſehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen und über Achills Roſſe ſprechen, die einem Sterblichen dienen, iſt ſeelezerſchneidend.

Menſchlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Geſtalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena haſt du nicht verſchmähet, und beide in das ſchönſte Licht geſtellt in welchem ſie ſtehen konnten. Nicht vergeſſen ſind ihre Brüder Caſtor und Pollux; ihr Menelaus, ſammt Ulyß, ſind mit allen Würden geſchmückt, deren ſie auf der Ebene vor Troja fähig waren. So

Ajax, Diomed, Idomeneus, Neſtor; jeder erſcheint an ſeinem Orte, zu ſeiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet ſein Schein, aber er geht nach Verdienſt auf und nieder.

Drei Lehren drückſt du ſchweigend vor allen uns ins Herz:

1. Discite justitiam, miseri, et non temnere divos,

welches ich hier ſo überſetzen möchte:

Lernt, ihr Fürſten, gerecht ſeyn und treffliche Männer verehren.

Dieß lehrt uns mit ſeinem Uebermuthe der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausſchweifungen die Ariſtoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolaſie), den Neid, die Schamloſigkeit und Beifallgebung, die Prahlſucht; doch gränzt er nur daran, denn der weiſe Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahrt. Er iſt und bleibt bei ihm ein unſträflicher König. Achilles dagegen beſitzt den Kern deſſen was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (μεγαλοψυχία) und edlen Stolz, hohes Selbſtgefühl und die äußerſte Wahrheitsliebe. Er iſt freigebig und auf eine anſtändige Art prächtig, höflich in ſeinem Zelte und bis zur Scham beſcheiden; dabei gebildeter als alle Griechen, denn er war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmuth ſein ſchwerbeladens Herz durch Töne. Der wärmſte Freund ſeines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an dieſem gottgeliebten Sohn einer Göttin und eines Helden zeigt uns Homer μῆνιν

2. die erſchreckliche Plage des harten, obwohl gerechten, Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen; denn der Vorfall der ihn dazu reizte, drang auf ihn ohne daß er ihn ſuchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln als er handelt. Das Unangenehme aber dieſes Unmuths für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix,

ja aus Achills eignem Mund und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schickſal des Edelzürnenden ſehen wir in dieſe Reihe der Dinge verflochten, in dieſem ihm unvermeidlichen Unfalle. Konnte ein zarterer Punkt des menſchlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wiſſen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüthe aber iſt er die Klippe des Glücks, ſeiner Brauchbarkeit fürs gemeine Weſen des häuslichen und täglichen Wohlſeyns, ja endlich des Lebens ſelbſt worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klagen angeſtimmt die Achill am Ufer des Meers ſeiner Mutter zuſeufzte; er konnte aber keinen andern Troſt hören als jenem die Göttin ſelbſt zu geben vermochte.

3. Endlich welch eine böſe Sache iſt der Krieg! Und wie mißlich iſt jede Regierungsart unter den Menſchen, ſo unumgänglich ſie iſt im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer ſo vorzüglich und hell dargelegt daß wir auch hier den Meiſter ſehen, der in die roheſten Dinge Weisheit und Menſchlichkeit brachte.

6.

Sohn, dir werden die ſiegende Stärke, nach ihrem Gefallen,
Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme des Herzens
Stolzaufwallenden Muth, denn gütige Triebe ſind edler.

Dieſe Lehre läßt Homer den alten Peleus ſeinem Achilles auf den Zug vor Troja mitgeben, und die ganze Iliade iſt eigentlich ein Lob der Philophroſyne, d. i. gefälliger, menſchenfreundlicher Geſinnung; Unmuth iſt dem Homer eine Plage des Lebens, ſelbſt wenn es ein gerechter, göttlicher Unmuth (μῆνις) wäre. Er frißt am Herzen, und naget ab die Blüthe des menſchlichen Lebens; bei den menſchlichſten Geſinnungen wird der Gekränkte wider ſeinen Willen ein Unmenſch. Die älteſte griechiſche Philoſophie ging da

hinaus, das Gemüth der Menſchen vor jedem Aeußerſten zu bewahren; die älteſte Philoſophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtſchaffenheit, Ruhm und Geſundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, ſtelleten ſie als den höchſten Wunſch der Sterblichen dar, und warnten vor jedem Uebermaße, vor jeder zu hart angeſeſſenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers geweſen ſeyn, da er, ſein ganzes Gedicht hindurch, gleichſam die Wage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menſchen gegen einander im Streite und in Folgen abwog! Der Schild Achilles zeigt bei ihm wie er ſich die Welt dachte; unbefangen ſah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengeſetzten Scenen; fröhliche und traurige, ruhige und ſtürmiſche Scenen, und ſchildert ſie, wie dort Vulcan ſie hammerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muſe den Nebel vom Auge nimmt, gewinnet über die Dinge der Welt gewiß eine große, weiſe und am Ende fröhliche Ausſicht.

Wie Achill mit ſeiner Leier den Unmuth ſich zu zerſtreuen ſuchte, ſo war es das Amt der lyriſchen Dichter, der Menſchen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu ſtimmen, und es zur Freude, Freundſchaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider ſind die meiſten derſelben untergegangen; die übriggebliebenen Reſte aber zeigen dieſe Beſtimmung. Pindar ſelbſt, ob er gleich laute Siege beſingt, hat ſo manchen Spruch in ſeinen Geſängen, der zur Mäßigung im Glücke, zum behutſamen Gebrauche des Lebens einladet; ſo manchen, der dem Unmuthe zuvorzukommen ſucht, oder nach Erfahrungen desſelben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Das feine Echo der Griechen (wie einer unſerer Freunde ihn nannte), Horaz, thut ein gleiches. Es wäre zu wünſchen daß er in ſeiner wohlgefälligen, einſchmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht iſt dieß aber unmöglich, denn die meiſten ſeiner Oden ſind zu künſtlich eingelegte muſiviſche Arbeit.

Mehrere derſelben, wiſſen Sie, ſind nach dem Lateiniſchen in Muſik geſetzt; ich wollte daß auch aus den für uns nicht ganz brauchbaren, Oden alle rein menſchlichen Strophen, alle beruhigenden, tröſtenden, aufheiternden Sprüche und Empfindungen latein componirt würden. Stellen aus Virgil deßgleichen. Ich erinnere mich aus Luther daß ihm einige Worte der ſterbenden Dido in der Muſik einen unvergeßbaren Eindruck gemacht hatten; wem würden nicht jene ewigen Sprüche der Alten, mit welchen ſie im einfachſten, kräftigſten Ausdruck das Menſchengemüth ſtärken, einen nach- und wiedertönenden Eindruck geben? Durch Muſik iſt unſer Geſchlecht humaniſirt worden; durch Muſik wird es noch humaniſiret. Was dem Unmuthigen, dem lichtlos Verſtockten die Rede nicht ſagen darf, ſagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dieß von Geſängen der Alten gilt, ſollte es nicht vielmehr von Sprachen gelten, deren Genius uns vertraulicher und näher Laute des Troſtes und der Weisheit zuliſpelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier ſchlummern Töne, die, wenn ſie durch Muſik und Anwendung zur Weisheit des Lebens würden, Völker und Stände menſchlich machen müßten.

Auch in unſern lyriſchen Dichtern ſind Strophen die der Sokratiſchen Schule würdig ſind; warum leben ſie ſo wenig im Ohr der Nation? warum ſchlafen ſie mit ihren Erfindern vergeſſen im Staube? Die Urſache iſt leicht zu finden: „weil nur ein ſo kleiner Theil unſerer Nation cultivirt iſt, und bei einem andern die ſcheinbare Cultur zu einem falſchen Schmuck fremder Ueppigkeit geworden iſt.“ Wir wollen es uns nicht bergen; man ſpricht viel von Cultur und Aufklärung; man affectirt und fürchtet ſie ſogar, vielleicht weil man an ſich ſelbſt weiß daß ſie nicht tief gehet, daß ſie ſelten von rechter Art iſt. Denn wirklich gebildete Gemüther (in dem Verſtande wie Griechen und Römer dieß Wort uns zugebracht haben) können am Nutzen der ächten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerathe ich hin? Laſſen Sie uns ſchnell zu unſerer Materie, zu dem unverfänglichen Wunſche nach Compoſitionen ſchöner Stellen aus lateiniſchen Dichtern, zurückkehren. Oft, gar oft, wenn ich geiſtliche Muſiken über lateiniſche Mönchsworte hörte, regte ſich das Verlangen in mir auch altrömiſche Stellen mit ſolcher Muſik begleitet zu hören; und als in Reichardts Todtenfeier auf Friederich nach Lucheſini's Worten altrömiſche Tugenden, eine nach der andern, auf des Unſterblichen Grab auch in Tönen ſich zudrängten, ward der Wunſch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus Horaz (z. B. B. 1. Ode 7. V. 21—32. B. 2. Ode 10. V. 13 — 24.), oder ganze Stücke mit zweckmäßiger Abwechſelung (wie vielleicht B. 1. Ode 9. 24. 26. B. 2. Ode 3. 11. 14. 16, 19. 20. B. 3. Ode 2. 9. 21. B. 4. Ode 7. Epode 7.), würden der Muſik nothwendig den eigenthümlichen Schwung geben der ihr bei unſern verbrauchten Sylbenmaßen zu finden oft ſchwer wird. Der Hörer würde dadurch gewiſſermaßen in die römiſche Welt, oder wenigſtens in Zeiten ſeiner Jugend verſetzt, in welchen er Horaz zuerſt lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieſer Dichter! Nicht nur im Leben, ſondern auch in der Reihe von Wirkungen die ihm nach ſeinem Tode das Schickſal anwies. Die lyriſchen Dichter der Griechen ſind untergegangen; er faſt allein hat uns mehrere Formen ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Sylbenmaße in ſeinen Nachbildungen gerettet; und was damit für ein Schatz gerettet ſey, hat die Zeitfolge erwieſen. Die Pindariſche Form, die Form der griechiſchen Scholien und Chöre, war und blieb den Sprachen Europa's unanwendbar; in der Horaziſchen Form erhob ſich die Ode, ſelbſt zu einer Zeit da die Nationalſprachen der europäiſchen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern ſchloſſen ſich die Geiſter des Geſanges dem Venuſiniſchen Schwan an, und drückten zuerſt in der geliehenen lateiniſchen Sprache Geſinnungen

aus die ſie in ihrer Landesſprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig iſt's was Balde u. a. Deutſch ſangen; wie edler, wo ſie das von Horaz geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen Sarbievius, deſſen Oden, von Götz u. a. wiederum in unſere Sprache übertragen, immer noch den römiſch griechiſchen Geiſt athmen. Gehen Sie in dieſem Geſichtspunkt die Sammlungen durch, die Gruter u. a. von den lateiniſchen Dichtern der Italiener, Gallier, Belgen, Deutſchen, Dänen, Schotten, Engländer u. ſ. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unſtreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichſam den Lauf der Dinge um ihn her; über die Vorurtheile ſeines Landes, ſeiner Secte, ſeines Ordens hinausgeſetzt, mußte er gleichſam mit dem römiſchen Dichter auch römiſch denken. Was ſpäterhin in unſerer Sprache eben auch durch die Horaziſche Form geweckt und in ihr vorgetragen ſey, darf ich Ihnen aus Klopſtock, Götz, Uz, Ramler u. a. nicht anführen. Horaz iſt Sänger der Humanität gleichſam vorzugsweiſe, die Form ſeiner Gedanken iſt das erwählte Lieblingsmaß der lyriſchen Muſe worden. O daß wir alſo ſchon Stellen, wie ſolche: **Vitae summa brevis — nil desperandum — Tu ne quaesieris — felices ter et amplius — quod si Threicio — linquenda tellus — aequam memento — rebus angustis — eheu fugaces — tecum vivere amem, tecum obeam libens** — in lateiniſcher Sprache componirt hörten!

Hier eine von Sarbievs unſchätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit.

Die du, höchſte Vernunft, weiſe die Schickung lenkſt;
Wie zuweilen der Ernſt deiner Verfügungen
Uns ergötzet, ergötzen
So die menſchlichen Spiele dich?

Mit freigebiger Hand ſtreueſt du Güter aus.
Und wir raffen ſie auf, wenn ſie gefallen ſind,
Wie die Jugend die Nüſſe
Mit kurzweiligem Zanke rafft.
Wer jetzt Kronen erhaſcht, bricht ſie; wer Scepter kriegt,
Sieht ſie wieder entführt, ehe er ſie tragen kann.
Welt! ſo ſchwankſt du, zerriſſen
Von den Händen der Mächtigen.
Was das geizige Glück unter die Völker theilt,
Iſt ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe dir!
Mich, indeß ſie ſo zanken,
Mit dir lachen und fröhlich ſeyn.

7.

Ein zweites Fragment aus der Handſchrift Jonien handelt: Von der Humanität Homers in Anſehung des Krieges und der Kriegführenden ſeiner Iliade. Laſſen Sie es jetzt ſtatt meines Briefes gelten.

*

Selbſt in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger beſingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menſchlich. Nicht nur daß er jenen ſo oft den thränenreichen, männerfreſſenden, verderblichen, harten, böſen Krieg nennet, er läßt keine Gelegenheit vorbei ihn ſeiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatſachen zu ſchildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greiſe, der um ſeine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verſchwiegen daß die Griechen alle benachbarten Küſten und Inſeln geplündert, daß ſie die neun Jahre her großentheils vom Raube

gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, ſie wiederzuſehn —

daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorſchlag that nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu beſteigen und

— zu fliehen zum werthen Geburtsland,

ſo hatte er kaum das Wort geſprochen als die Verſammlung es in freudigem Ernſt befolgte;

— Der Staub ſtieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß ſie die Schiff' erreichten und bald ins Waſſer ſie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die kriegsſatte Schaar wieder in die Verſammlung, durch neue dringende Vorſtellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte ſich zur Laſt des Krieges auch die Plage der Peſt gefunden; eben ſie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade ſchreckhaft zu zeichnen.

— Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die ſcharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäiſchen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem iſt unbekannt daß anſteckende Krankheiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere ſind, und elender metzeln als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttin endlich im Buſen der Griechen die Streitluſt wieder erweckt,

Daß ſie nach unabläſſigem Kampf und Schlachten ſich ſehnen,

und ihnen der Krieg wiederum viel ſüßer dünkt,

— als vormals
Ihnen die Rückfahrt ſchien zum werthen Lande der Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein iſt, um derenwillen Menſchen hingeopfert werden, ſollen durch einen Zweikampf den Zwiſt entſcheiden.

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer,
Hoffend das Ende zu ſehn des elendbringenden Krieges.

4. Da dieß Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müſſen, von wem läßt ſie der Dichter empören? Die Trojer von Mars, den ſein Vater Jupiter ſelbſt ſpäterhin alſo anredet:

Wiſſe, dich haſſ' ich am meiſten von allen Bewohnern des Himmels,
Denn du findeſt nur Luſt an Zank und Kriegen und Schlachten.
Aehnlich biſt du der Mutter am unerträglichen Starrſinn,
Der nie weichet und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern ſind

— Das Schrecken, die Furcht, die raſtloswüthende Zwietracht,
Schweſter des menſchenverderbenden Mars und ſeine Gehülfin,
Die, erſt klein, ſich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt ſich
Hoch in Wolken verbirgt, indem ſie die Erde bewandelt;
Dieſe durcheilte die Heer' und ſäte zu beider Verderben
Streitgier unter ſie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind dieſe Namen hier allegoriſche Kunſtwerke? Geſpenſter ſind's, die Homer eben deßwegen ſchreckhaft einführet, weil durch Perſonen, die in beſtimmten Umriſſen erſcheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war die er hervorbringen wollte. So ſcheint er zu anderer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das ſchrecklichergreifende Todesverhängniß zu perſonificiren; zu gleichem Endzweck, unſere Begriffe nämlich zu verwirren durch dieſe unum-

ſchriebenen Wortlarven. Der Zorn iſt ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt ſich gleicher Geſtalt zwiſchen Himmel und Erde. — Von allen Künſtleribeen weggeſehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entſpringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umſchrieben in ihrem Weſen kommt ſie vielleicht aus einer Kammer hervor und durcheilt Staaten, durcheilt Heere, ſäet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabſehlichen Wolken verborgen. Selten wiſſen die Menſchen weßhalb ſie ſtreiten; je länger aber, deſto hartnäckiger hadern ſie; denn von Schritt zu Schritt wächst die unerſättliche Eris.

5. Jetzo trafen ſie nah' auf Einem Raume zuſammen,
Schild und Lanzen begegneten ſich und Kräfte der ſtarken
Eiſengepanzerten Männer. Es ſtießen die bäuchigen Schilde
Wechſelnd gegen einander, und ward ein ſchrecklich Getöſe.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger,
Schlagender und Erſchlagner; es ſtrömte von Blute die Erde.

Da ſich Homers Iliade einem großen Theile nach mit dieſem Gemetzel beſchäftigt, ſo wird das Menſchengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todten läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, ſoviel er kann, in einigen Verſen als Menſchenfreund ihr trauriges Schickſal. Dieſer wird nie mehr zu ſeinen geliebten Eltern, zu ſeinen Brüdern, ſeiner Gattin, ſeinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlſtand, eine glückliche Ruhe verlaſſen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künſtler, als einen geſchickten, ſchönen, gottbegabten Mann; ſeine Kunſt iſt dahin, ſeine Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Aſche begraben. Jenen hat falſche Hoffnung, eine trügliche Weiſſagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, ſchwarze Nacht umhüllet ſein Auge. Und ferner. Mehrere dieſer Erinnerungen ſind ſo zart daß ſie Inſchriften zu den Grab-

mälern der Erſchlagenen ſeyn könnten, wenn arme Kriegserſchlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig iſt hiebei daß Homer dieſes zärtliche Andenken am meiſten den Trojanern ſchenket. Er, ein Grieche, der den Ruhm griechiſcher Helden verewigen wollte, war zugleich ein Aſiat, ein Jonier, ein Menſch, und, ich möchte ſagen, ein Bedaurer des trojaniſchen Schickſals. Weit entfernt von der barbariſchen Kleinmuth, ſeine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künſte, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen an denen ſich offenbar das Auge des Dichters ſelbſt ergötzte. Die armen Trojaner ſind ihm eine Heerde Schafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen ſind viele fremde Bundesgenoſſen, die am Schickſal der bedrängten Königsſtadt nur aus nachbarlichem Mitleid theilnehmen. Uns den inneren Wohlſtand Troja's zu zeigen, unſer Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er ſeinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und ſeiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena ſelbſt in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Geſtalt; ſo die Aelteſten der Stadt, ſo endlich Andromache und ihr Kind. Rührender iſt wohl kein Abſchied geſchildert worden als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es iſt eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verſe zu allgemein und zu viel ſeyn ſollten. Bei dem Dichter ſpricht ſie im Namen aller trojaniſchen Frauen, für ſie und ihre verwaiſeten, gefangenen Kinder. Auch hat ſich Homer wohl gehütet uns die Unthaten ſelbſt zu erzählen die dieſer traurige Abſchied nur vorahnet, ob ſich gleich der Grund ſeiner ganzen Odyſſee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großentheils auf ſie bezog. Weder mit der Gräuelthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und anderer unwürdigem Morde hat ſeine Muſe ſich befleckt; die Künſtler und

tragiſchen Dichter nahmen ihre Vorſtellung dieſer Scenen aus andern ſogenannten cykliſchen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja iſt bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttin verſöhnen und ſeine geliebte Vaterſtadt entſündigen; daher er auch den Miſſethäter Paris ins Feld fordert, bis am ſkäiſchen Thore endlich, an dieſem Unglücksorte, der traurige Abſchied die Scene endet — —

Homer war keiner von denen die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers ſeiner Geburtsſtadt. Beide Helden konnten in dem menſchenverderblichen Kriege nicht auf einmal glänzen; indeß jener alſo einige Tage ruhet, läſſet er dieſen ſein Glück aufs höchſte treiben — bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemeſis reizet, und dem Tode ein Opfer daſteht. So übertrieb Patroklus ſeine Beſtimmung und ſank, nicht von Hektor, ſondern zuerſt von Apollo ſelbſt rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So ſollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da ſein Ziel erreicht war, auch ſinken. Das Schickſal aller Dreien, der edelſten Männer, iſt in einander verwebt, und der Tod eines ein Verkündiger vom Tode des andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er ſeinen eigenen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und ſeinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelſte Weiſe.

Und wie den Hektor, ſo hat Homer den alten Priamus und alle ſeine Kinder geehret. Deiphobus iſt vom Apoll begeiſtert, wie keiner im griechiſchen Heere; ſelbſt Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verſchwiegen.

7. Warum unterſagt Priamus bei dem Begräbniß der Erſchlagenen ſeinem Heere die weinende Trauerklage? Offenbar lag dieß Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Verſammlung

aſiatiſcher, weicherer Völker, an die laut weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet; ſie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächſten Freunde und Landsleute beſtatten, und in ihrem Tode ihr eigenes Schickſal vorausſahen, ſie hatten ein ſolches Verbot nöthiger als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und, fern von den Ihrigen, nur ihre Mitſtreiter begruben. Um Patroklus Leiche weinen die Griechen, inſonderheit die Myrmidonen, am heftigſten Achilles; auch Briſeis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklus zum Schein, im Grund um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menſchlichkeit Homers ſich in der Weisheit mit der er über das Schickſal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entſtehen, durch Fehler und Leidenſchaften der Götter und Menſchen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigenſinne eines unverſöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsſtätte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuſcheſte ſtolzeſte Göttin erröthet nicht ihre Umarmung zum Netze des Betruges zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmucke an offenem Tage aus der Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr beſtochener Kämmerling, der Schlaf, dem ſchickſalwägenden Gott die Augen zuſchließt. Das Aeußerſte der Rache eines Weibes! Gegen Troja ſtehen zwo Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Partei zum Ziele gelangen werde? Ging es in den hartnäckigſten Kriegen der Erde je anders?

In der menſchlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolze und Wahne des Königes ab, dem keiner der rathgebenden Fürſten ſich zu widerſetzen getraute. Ein falſcher Traum iſt ſeine belehrende Gottheit; ſonſt erſcheinet ihm keine (deren mehrere doch andern erſcheinen)

während der ganzen Iliade. Dieſer falſche Traum heißt Dünkel, dem Agamemnon, ſchon ſeinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben ſeines Volkes gehorchet. Den älteſten Rathgeber beſticht er damit daß der Traum in ſeiner Geſtalt erſchienen ſey; andere Fürſten ſchweigen oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhm. So kommt durch einen, durch wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu ſpät wird geſprochen, zu ſpät geweinet; und unter dieſem allen iſt und bleibt Agamemnon der ſorgſamſte Hirte der Völker. O Homer, ſo oft ich von neuem deine Iliade leſe, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menſchenliebe, mit der du wilde Verhältniſſe eines rohen Zeitalters erzähleſt. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob ſie die deinige wäre; jedes Laſter, jede Thorheit, jede Leidenſchaft ſelbſt lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in Homer.

„Die Natur hat mir Geſchmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich dieſen Geſchmack durch das Leſen der Alten vollkommner zu machen.

„O mein Freund, wie ſchön iſt die Einfalt! Wie übel haben wir gethan uns davon zu entfernen!

„Wollen Sie hören was der Schmerz einem Vater eingibt, der jetzt ſeinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wiſſen wie ſich ein Vater ausdrückt der dem Mörder ſeines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

„Was iſt in dieſen Reden? Kein Witz, aber ſo viel Wahrheit daß man faſt glauben ſollte man würde eben ſowohl als Homer darauf gefallen ſeyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienſt ſo einfältig zu ſeyn ein wenig kennen, mögen dieſe Stellen

nur leſen, mögen ſie mit Bedacht leſen, und hernach alle unſre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt ſich fühlen, aber nicht nachahmen." —

Was Diderot hier von Homers Einfalt ſagt, möchte ich von ſeiner Humanität ſagen. Man leſe ſeine Beſchreibungen des Todes der Erſchlagenen, man leſe Hektors Abſchied von ſeinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug mit dem der Dichter des Achills erwähnet, inſonderheit wenn er ihn ſelbſt redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menſchlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geſchlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gaſtfreundſchaft, Verſchwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schickſals und die ihnen entgegengeſetzten Thorheiten und Laſter einſtreuet — welch eine Schule der Humanität iſt in ihm!

8.

Leſſings Emilia Galotti hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden, ja geſättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterſtück muß geſehen, nicht geleſen werden; denn wenn es iſt was es ſeyn ſoll, ſo iſt ja eben auf die Vorſtellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden daß wenn Stücke dieſer Art (aber auch keine andern als ſolche) wöchentlich nur einmal, auf die leidlich vollkommenſte Weiſe gegeben würden, und dieſe Stücke lauter Stände und Situationen unſerer Welt, wie dieſes, enthielten, das Publicum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des Diderot'ſchen Theaters bezeugte Leſſing dieſem Schriftſteller öffentlich ſeine Dankbarkeit, als dem Manne der an der Bildung ſeines Geſchmacks großen Antheil habe.

Denn, fährt er fort, „es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn wie es will, ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt daß er ohne Diderots Muſter und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch ſchwerlich eine mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.“ Und ſetzt ſodann weiter den Einfluß ins Licht den Diderots Stücke, inſonderheit ſein Hausvater, auf das deutſche Theater gehabt habe.

Sie wiſſen wie viel Diderot darauf hielt daß Stände aufs Theater gebracht werden ſollten, und was Leſſing in ſeiner Dramaturgie dabei zu erinnern fand. Natürlich können Stände ohne beſtimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung thun; aber bilden ſich die Charaktere der Menſchen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß als der Stand eines Prinzen? Hier hatte alſo Leſſing ein weites Feld, das philoſophiſche Allgemeine, dadurch Ariſtoteles die Poeſie von der nackten Geſchichte unterſcheidet, als Philoſoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in ſeinem Stande, den Stand in ſeinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in ſeiner gegenwärtigen Gemühsſtimmung mit den verſchiedenſten Perſonen, Männern und Weibern, mit Künſtler und Kanzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten die er jetzt nicht geliebt haben, und einer andern die jetzt von ihm eben nicht geliebt ſeyn will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derſelben, ja mit ſich ſelbſt in Geſpräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit in jeder dieſer Situationen eigentlich nach dem Ringe zu rennen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt, das Prinzliche dabei zu charakteriſiren. Niemand wird unverſchämt genug ſeyn deßhalb das Stück eine Satire auf die Prinzen zu nennen; denn nur dieſer Prinz, ein italieniſcher, junger, eben zu vermählender Prinz iſt's, der ſich dieſe Späße gibt und bei Marinelli

andre zuläßt. Auch iſt ſein Stand, ſeine Würde, ſelbſt ſein perſönlicher Charakter in allem zart gehalten, und mit wahrer Freundlichkeit geſchonet. Am Ende des Stücks, aber, wenn der Prinz ſein verächtliches Werkzeug ſelbſt verachtend von ſich weiſet, und dabei ausruft: „Gott! Gott! iſt es zum Unglücke ſo mancher nicht genug daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“ und die unſchuldige Braut dabei im Blute liegt, der Vater, ihr Mörder, ſich eben vor dieſen Fürſten, als vor ſeinen Richter ſtellt, Marinelli, der Unterhändler dieſes Gewerbes, ſich noch bedenkt den Dolch aufzuheben — wer iſt, dem, wenn in ſolcher Situation der Vorhang ſinkt, nicht noch andre Gedanken, außer dem den der Prinz ſagt, in die Seele ſtrömen? Nothwendig fragt man ſich wie wird das Gericht über den alten Odoardo ablaufen? Wie lange wird Marinelli entfernt ſeyn? d. i. wie bald wird er, wenn ſein Dienſt abermals brauchbar iſt, wiederkehren u. ſ.?

Es iſt vielleicht das höchſte Verdienſt der Poeſie, inſonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art (wenn mir das niedrige Gleichniß erlaubt iſt) an dem feinſten Spieße, aufs langſamſte am Feuer eigner Thorheiten, Neigungen und Leidenſchaften umzuwenden. In der Seele des Zuſchauers werden dieſe Stände und Charaktere dadurch gahr, oder, mit einem edleren Ausdruck, gegründet. Man ſiehet was an der Figur Ernſt oder Scherz, Wort oder That iſt; man blickt auf den Grund hinunter, und greift das Beſtändige oder Unſtatthafte ihres Charakters, ihre Verſatilität und innere Ehrlichkeit gleichſam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darſtellung unerwartet ſchrecklicher Königsunfälle und Kataſtrophen die Urtheile der Menſchen zu berichtigen, ihre Grundſätze zu ſichern, und das poco più und poco meno der Leidenſchaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuſchauer auf ächter Wage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn ſie gleich ihren Bogen nicht ſo ſcharf ſpannen und

ihre Keule ſo raſch ſchwingen kann als die alte, hat dennoch mit ihr einerlei Endzweck. Sie ſpricht zum innerſten Gefühl, zur treueſten Ehrlichkeit des Menſchen: die Uebelthat kann ſie auch jenſeits der Geſetze verfolgen, ſo wie das Luſtſpiel die Thorheit auch jenſeits der Geſetze ſtraft. Beide ſind Sprecherinnen vor dem erhabenſten Richterſtuhl unſers Geſchlechts, vor der Humanität ſelbſt, und ventiliren, beſcheinigen und gegenbeſcheinigen vor ihr auf die ſchärfſte, freieſte Weiſe.

Leſſing kannte dieſen Proceß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs genaueſte; ſein Tellheim iſt ein von allen Seiten geprüfter, militäriſcher Charakter; alles was um ihn ſteht, was ihm begegnet, ſichtet ihn das ganze Stück hindurch moraliſch. Wen ſolche Komödien und Trauerſpiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte ſchwerlich zu bearbeiten ſeyn.

Man rückt Leſſingen vor daß er die zarteſte Weiblichkeit, das über allen Ausdruck reizende je ne sais quoi des ſchönen Geſchlechts nicht gekannt, und ſolches eben ſowohl in der Emilie als der Minna, der Recha als der Orſina verfehlt habe. Sie ſind, ſagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder ſchwache Geſchöpfe. — — Ich kann über dieſen Punkt nicht entſcheiden. Sollte es aber keinen Unterſchied geben wie ein weiblicher Charakter im Roman und auf der Bühne erſcheinen darf? Das neuere Theater iſt bei allen Völkern Europa's, vorzüglich Spaniern und Franzoſen, aus romanhaften Erzählungen und Sitten entſtanden; ſollte es dieſe nicht ablegen dürfen? ja, ſollte es ſie endlich nicht ablegen müſſen, da dieſe fremde Schminke aus der wirklichen Welt theils ſchon verbannet iſt, theils in manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte dieſe romantiſche Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch ſey, in dieſem Stücke getraute ich mir den Charakter der Emilie, Orſina, geſchweige der Claudia, völlig vertheidigen zu können; ja es bedarf dieſer Vertheidigung nicht, da ſich

hier alles in der Sphäre eines Prinzen, um ſeine Perſon, um ſeine Liebe, Treue und Affection drehet. Wer kennt die Uebermacht dieſes Standes beim ſchönen Geſchlechte nicht? und wer darf es der Emilie in dieſen Augenblicken einer ſolchen Situation verargen, wenn ſie den Dolch ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen (verzeihen Sie das naturhiſtoriſche Gleichniß) fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der nahen großen glänzenden Schlange, es fühlet denſelben ſchon, ſieht ihren auf ſie gerichteten Blick — oder ohne Gleichniß, ſie glaubt ſich ſchon umſchlungen von tauſend feinen Netzen liebenswürdiger Eigenſchaften, weiß wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion ſelbſt vorm Altare ſtörte, und wagt, wie eine Heilige, den Sprung in die Fluth. Wie verſtandvoll hat Leſſing das Herz der Emilie mit Religion verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer ſolchen Stütze zu zeigen! Wie überlegt läßt er den Prinzen ſie am heiligen Orte aufſuchen, ſie in der Capelle vor aller Welt anreden, und ſtellt die ſchwache Mutter, den ſtrengen, grollhaften Fürſtenfeind, Odoardo, neben ſie. Ihr Tod iſt lehrreich ſchrecklich, ohne aber daß dadurch die Handlung des Vaters zum abſoluten Muſter der Beſonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat eben ſowohl als das erſchrockene Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verloren; und eben dieſe Verwirrung, die Gefahr ſolcher Charaktere in ſolcher Nähe, wollte der Dichter ſchildern.

So erlaube ich auch der Orſina (die nothwendig mit Mäßigung geſpielt werden muß) ihre Verhöhnung des Marinelli, ſelbſt ihre hölliſche Phantaſie im ſiebenten Auftritte des vierten Acts. Wenn ſie nicht den Mund öffnet, wer ſoll ihn öffnen? Und ſie darf's, die geweſene Gebieterinn eines Prinzen, die in ſeiner Sphäre an Willkür gewöhnt iſt. Als eine Beleidigte, Verachtete muß ſie anjetzt übertreiben, und bleibt in der größeſten Tollheit die redende Vernunft ſelbſt, ein Meiſterwerk der Erfindung.

So auch das Uebereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen, und vor allem ſeine unbeſcholtene Rechtfertigkeit, alles veranlaßt, gebilligt und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt, nichts befohlen, nichts gethan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er ſich ſelbſt ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß abſolviret. Bei der Vermählung mit der Fürſtin von Maſſa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, ſie abzuholen. Appiani dagegen iſt todt; Odoardo hat ſich in ſeiner Emilie ſiebenfach das Herz durchbohret, ſo daß es keines Bluturtheils weiter bedarf. Schrecklich! —

Als ich, voll dieſes Eindrucks, nach Hauſe kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

„Der Schauplatz iſt der einzige Ort wo ſich die Thränen des Tugendhaften und des Böſen vermiſchen. Hier läßt ſich der Böſe wider Ungerechtigkeiten aufbringen die er ſelbſt begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden die er ſelbſt veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Perſonen von ſeinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck iſt geſchehen, und er bleibt, auch wider unſern Willen; der Böſe gehet alſo aus dem Schauplatze, weit weniger geneigt übels zu thun als wenn ihm ein ernſter und ſtrenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

„Der Dichter, der Romanſchreiber, der Schauſpieler bringen verſtohlenerweiſe ans Herz, und treffen es um ſo gewiſſer und ſtärker je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich gibt. Die Unglücksfälle durch die man mich rührt, ſind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem ehrlichen Manne der ſich der Welt entzogen, im Dechant von Killerine, im Cleveland, erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und koſtet mich Thränen. — Könnte es eine unſeligere Kunſt geben als die die mich zum Mitſchuldigen des Laſterhaften machte? Aber wo iſt

auch eine ſchätzbarere Kunſt, als die die mich unvermerkt für das Schickſal des rechtſchaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und ſüßen Faſſung in der ich mich befand reißet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Höhlen zu verſetzen in die er flüchten muß, mich zum Mitgenoſſen der Unfälle zu machen durch die es dem Dichter beliebt ſeine Beſtändigkeit auf die Probe zu ſtellen?"

„Wie ſehr erſprießlich würde es für die Menſchen ſeyn, wenn ſich alle Künſte der Nachahmung einen gemeinſchaftlichen Gegenſtand wählten, und ſich einmal mit den Geſetzen dahin verbänden uns die Tugend liebenswürdig und das Laſter verhaßt zu machen! Des Philoſophen Pflicht iſt es ſie dazu einzuladen; er muß ſich an den Dichter, an den Maler, an den Tonkünſtler wenden, und ihnen auf das nachdrücklichſte zurufen: „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?" — Wird er gehört, ſo werden gar bald die Mauern unſrer Paläſte nicht mehr von Gemälden der ſchändlichſten Wolluſt bedeckt ſeyn; unſere Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Laſters ſeyn; und Geſchmack und Tugend werden dabei gewinnen."

„Ich habe manchmal gedacht daß man gar wohl die wichtigſten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißenden Fortgange der dramatiſchen Handlung zu ſchaden."

„Nicht Worte, ſondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortrefflichſte Gedicht iſt dasjenige deſſen Wirkung am längſten in mir dauert."

„O dramatiſche Dichter! Der wahre Beifall nach dem ihr ſtreben müßt, iſt nicht das Klatſchen der Hände, das ſich plötzlich nach einer ſchimmernden Zeile hören läßt, ſondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillſchweigens aus der Seele dringt und ſie erleichtert. Ja, es gibt einen noch heftigeren Eindruck, den ſich aber nur die vorſtellen können die für ihre Kunſt geboren

ſind, und es voraus wiſſen wie weit ihre Zauberei gehen kann: dieſen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehaglichkeit zu ſetzen; ſo daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrſchen, und eure Zuſchauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuſer wanken ſehen, und die Erde ihnen einen feſten Tritt verweigern fühlen." — —

9.

Als Swift über Gullivers Reiſen brütete, ſchrieb er an Pope: „ich habe ganze Nationen, ganze Profeſſionen und Zünfte immer gehaſſet; meine Liebe gehet nur auf einzelne Perſonen. Z. B. ich haſſe die Zunft der Rechtsgelehrten, aber ich liebe den Rath N., den Richter N. N. So habe ich's (von meiner eigenen Perſon nichts zu ſagen) mit den Aerzten, mit den Soldaten, den Engländern, Schotten, Franzoſen u. ſ. Vornehmlich aber haſſe und verabſcheue ich das Geſchöpf, der Menſch genannt, obſchon ich den Johann, den Peter, Thomas u. ſ. von Herzen liebe. An dieſes Syſtem habe ich mich (unter uns geſagt) nun viele Jahre her gehalten, und werde mich immer daran halten. Ich habe Materialien zu einer Abhandlung geſammelt, welche zeigen ſoll daß man den Menſchen unrecht durch ein vernünftiges Thier definirt, und daß man bloß ein vernunftfähiges Thier ſetzen ſollte. Auf dieß ſtarke und feſte Fundament der Miſanthropie (wiewohl nicht nach Timons Manier) gründet ſich das ganze Gebäude meiner Reiſen; und ich werde nimmer ruhig ſeyn bis alle ehrlichen Leute hierüber meiner Meinung ſind. Die Sache iſt ſo klar daß ſie keinen Widerſpruch leidet, ja, ich will Hundert gegen Eins ſetzen daß Sie und ich in dem Punkte übereinſtimmen."

Dieſe Uebereinſtimmung war ein freundſchaftlicher Wahn, oder ein Compliment, das der von ſeiner Meinung durchdrungene Swift

ſich ſelbſt machte. Pope ſchien ihm Recht zu geben, äußerte aber zugleich daß er Maximen ſchreiben wollte die Rochefoucaults Grundſätzen insgeſammt entgegengeſetzt wären; wogegen Swift in noch härteren Ausdrücken den Rochefoucault, als ſeinen Liebling, in welchem er ſeinen ganzen Charakter gefunden, heftig in Schutz nimmt.

Bei Swift nämlich war dieſe Menſchenfeindſchaft nicht witzige Laune, ſondern ein bitterer Ernſt, wie ſeine Schriften, wie ſein Leben es zeiget. Er hatte einen ſo tiefen Groll gegen die menſchliche Geſellſchaft gefaßt daß ſelbſt ſeine Menſchenfreundſchaft, ſeine ſtrenge Sorge für die von der Natur und dem Staate verwahrloſeten Unglücklichen ſich in dieß rauhe Gewand kleidete; er ſchien ein Zuchtmeiſter, auch wenn er ein wohlwollender Freund war.

Es hieße Worte verſchwenden, wenn man über das von Swift aufgeſtellte Paradoxon in der Form disputiren wollte; jedermann ſiehet was in ihm wahr oder übertrieben ſey.

Eine andere, oft aufgeworfene Frage: ob es beſſer ſey von den Menſchen zu gut oder zu ſchlimm zu denken? d. i. den Menſchen zu ſchmeicheln, oder ſie mit Schärfe zu behandeln? führt, wie mich dünkt, ihre Auflöſung auch mit ſich. Man muß keines von beiden, und eben hierin beſtehet die Philoſophie und Kunſt des Lebens. Alle Uebertreibungen ſind eben ſo unwahr als ſchädlich; meiſtens fallen ſie auch zuſammen und löſen einander auf. Young z. B., der in ſeiner Schrift über die Originalwerke den armen Swift heftig und in der Geſtalt des Menſchenfreundes ſelbſt menſchenfeindlich angriff, hat ſich gegen das von ihm verehrte Geſchlecht eben ſo verſündigt, da er ihm in ſeinem jetzigen Zuſtande die Würde des Seraphs anſchmeicheln, als Swift, da er es zum Yahoo erniedrigen wollte. Jener, um ſein Syſtem zu verfolgen, ward gezwungen den Lorenzo zu einem Teufel zu machen, damit der erdichtete Engel in ſein Licht träte; dieſer mußte ſeine vernünftigen Pferde mit allen Vollkommen-

heiten ſchmücken, die er doch nur im Menſchengeſchlechte kannte. Dem guten Rouſſeau iſt es in ſeinen Uebertreibungen nicht anders gegangen; in der Phantaſie ein Idealiſt fürs Gute, mußte er in einzelnen Urtheilen und im Betragen des Lebens ein leidendes Kind werden.

Zwiſchen zwei Aeußerſten gibt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtſchaffenheit als die Mittelſtraße. Man ſage ſo viel gutes, man ſchreibe ſo viel böſes vom Menſchen, als man wolle; lediglich kommt's auf den Gebrauch an den man von beiderlei Urtheilen macht, wie man ſie durch thätige Güte und Weisheit zuſammen vereinet.

Das edlere Schauſpiel der Griechen hatte zum Zweck zwiſchen beiden Extremen eine weiſe und tugendhafte Mitte im Menſchen zu befeſtigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauſpiele! Die übriggebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen daß in ihnen der Menſch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgeſtellt worden, wie es denn auch Terenz, der halbirte Menander, klar an den Tag leget:

Sprüche aus Philemon.

Beſchwerlich iſt ein unverſtändiger
Zuhörer; vor dir ſitzend, tadelt er
Aus Thorheit nie ſich ſelbſt —

*

Viel leichter eine Krankheit, als den Gram
Ertragen. —

*

Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

*

Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menſchen Gräber ſieht, der ſage ſich:
Auch jeder dieſer ſprach einſt zu ſich ſelbſt:
„Ich werde, wenn die Zeit kommt, ſchiffen, pflanzen,
„Die Mauer brechen und beſitzen.“ Jetzt
Beſitzen ſie ein Grab.

*

Ihr Götter, welch ein wohlgeartet Thier
Iſt eine Schnecke! Kommt auf ihrem Gange
Sie einem böſen Nachbar nah, ſie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie ſorgenlos, weil ſie die Böſen immer flieht.

*

Er iſt ein Knecht; hat aber Fleiſch und Blut
Wie du, denn keiner ward durch die Geburt ein Knecht;
Unglücklich Schickſal macht zum Sklaven nur.

*

Ein böſer Diener wird der Strafe nicht entgehn;
Du aber ſey der Strafe Büttel nicht.

*

Dein Wort, o Freund, hat deine ſchöne That
Geſchmäht; des Reichen That hat Bettlers Wort vernichtet.
Rühmſt du die Gabe ſelbſt die du dem Freunde gabſt,
So warſt in Thaten du ein Feldherr, und im Wort
Ein Mörder. —

*

Sprich nicht: „das will ich geben.“ Denn wer ſpricht,
Der gibt noch nicht und hindert andrer Gaben.

*

Mit rechter Unterſcheidung gib und nimm.

*

Das kleineſte Geſchenk, es wird das größeſte,
Wenn du's wohlmeinend gibſt.

*

Den Armen haſſ' ich der dem Reichen ſchenkt;
Er ſchilt das Glück, die Unerſättliche! —

*

Sey einem Alten der da fehlt nicht hart;
Ein alter Baum iſt zu verpflanzen ſchwer.

*

Im Alter kommt der Reichthum uns zu gut,
Er führt den Alten glücklich an der Hand.

*

Was grämeſt du dich, Freund? du weißt es ja
Daß eben wenn das Glück den Menſchen lacht,
Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über keines Unglück freue dich;
Denn alles miſcht und kehrt das Schickſal um.

*

Nie ſchilt das Glück. Du weißt, zu böſer Zeit
Gehn auch der Götter Sachen ſelbſt nicht wohl.

*

Geſundheit iſt mein erſter Wunſch; der zweite
Glück im Geſchäft; der dritte Freude; dann
Noch Einer: „keinem je verpflichtet ſeyn!"

*

Erſt ſieht, bewundert, dann betrachtet man
Und fällt in Hoffnung, und zuletzt in Liebe.

*

„Sag an wie ſoll ich Gott gedenken mir?"
Daß er, der alles ſieht, unſichtbar ſey.

*

„Was machſt du, Syra? Wie befindſt du dich?“
Kannſt du noch alſo fragen einen Greis?
Ein Greis iſt nimmer wohl. Man ſagt mit Recht,
Und kann es ſagen: „auch der Tod iſt gut.“

*

„Was iſt es denn? warum will er mich ſehn?“
Iſt's, wie die Kranken, wenn der Schmerz ſie quält,
Und ſie den Arzt erblicken, beſſer ſind?
So der Betrübte; ſiehet er den Freund
Nur neben ſich, gleich lindert ſich ſein Gram.

*

Auf Erden lebt kein Menſch, nicht Einer lebt
Der böſes nicht erfuhr, wie? oder noch
Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
Aufs leichtſte nimmt, nur der iſt weiſ' und glücklich.

*

Erkenne was der Menſch iſt, und du wirſt
Doch glücklich ſeyn. Hier hörſt du einen todt;
Dort iſt ein anderer geboren, dieſe
Gebar nicht, jenem ging es übel; der
Hat Huſten, jener weint. Das alles bringt
Die Menſchheit mit ſich; fliehe nur den Gram.

*

Viel Unglück iſt in vielen Häuſern, das,
Wenn man es gut erträgt, uns gutes bringt.

*

Der Menſchen viele machen ſich das Uebel
Noch größer als es iſt. Dem ſtarb ein Sohn,
Dem eine Mutter, dem, beim Jupiter!
Gar ein Verwandter. Nähm' er's wie es iſt,
So ſtarb ein Menſch. Das iſt an ſich das Uebel.

Nun aber ruft er aus: „das Leben iſt für mich
Kein Leben mehr! Er iſt dahin! Ich werd' ihn
Nie wieder ſehn!“ Er ſieht den Unglücksfall
Allein in ſich und häuft auf Uebel Uebel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie
Es an ſich ſelbſt, und nicht für ihn nur ſey,
Empfängt das Glück und hält das Unglück fern.

*

In Traurigkeit ſein ſelbſt noch Meiſter ſeyn —
Dieß iſt's was mich erhält, und was den Menſchen macht.

*

Wir armen Menſchen! Unſer Daſeyn iſt
Ein Leben ohne Leben. Meinungen
Beherrſchen uns, ſeit wir Geſetze fanden,
Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir ſuchen
Dem Uebel zu entgehn und finden uns
Zum Uebel Vorwand.

*

Wer, was er ſagen ſoll, nicht ſaget, der
Iſt immer lang, und ſpräch' er nur zwei Sylben.
Wer gut ſagt was er ſaget, ob er viel
Und lang auch ſpräche, der ſpricht nie zu lang.
Sieh den Homer. Er ſchrieb viel tauſend Worte,
Und wem ſchrieb er zu viel?

*

Wenn, was wir haben, wir nicht brauchen, und
Was wir nicht haben, ſuchen; ach ſo raubt
Das Glück uns jenes, dieſes wir uns ſelbſt.

*

Gerecht iſt nicht, der niemand Unrecht thut;
Der iſt's der Unrecht thun kann und nicht will.

Nicht der der kleinen Raubes ſich enthält,
Der iſt's, der großen Raub mit Muth verſchmäht,
Wenn er ihn haben und behalten kann.
Nicht der iſt's der dieß alles nur befolgt,
Der iſt's der ungeſchminkten, reinen Sinns,
Seyn ein Gerechter und nicht ſcheinen will.

*

So viele Künſte es, o Laches, gab,
Kein Lehrer, alle lehrte ſie die Zeit.
Nicht Körper nur, es wachſen mit der Zeit
Auch Dinge! —

Endlich den Hauptſpruch:

Ἄνθρωπος ὤν, τοῦτ' ἴσθι, καὶ μέμνησ' ἀεί.
Du biſt ein Menſch; das wiſſ' und denke ſtets daran.

10.

Neben den Griechen iſt ſchwer zu ſtehen, und doch haben auch wir Stücke die neben ihnen ſtehen können und dürfen.

Menſchentugend.

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menſchen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend ſey: ich lehr' es, Menſchen, euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um ſeine Blöße ſelbſt ihm ſchmiegen, und
Von zweien Broden eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus ſeinem Quell dem Mann,
Der friſches Waſſer bittet, einen Trunk
Selbſt ſchöpfen, flöſſ' er noch ſo tief im Thal.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Dem Hülfebürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; ſeine Seele ſehn
Und ſeinen Kummer meſſen; und ſich freun
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer ſeines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren laſſen —

Menſchen, Tugend iſt:
Und wenn die Böſen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wütheten, und ſich
Verſchworen hätten alle gegen euch,
Von Menſchenliebe nicht zu Menſchenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Böſen ſeyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Dem Gotterſchaffenen Erhalter ſeyn,
Lebendigen das Leben friſten, rohen Stoff
Umwenden, ſo daß er durch euren Fleiß
Einſt Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In ſeine Welt gelegt, an ſeinem Theil
Vermehren; wenn und wo und wie ſie nur
Vermehret werden kann. Vermehreſt du
Die Summe dieſes Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, du gefällſt
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willſt ihm nicht gefallen? wie? du willſt
Des Guten Summe nicht vermehren? willſt
Des Böſen, welches Gott in ſeiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer ſeyn? Sey es!
Du wirſt dich ſchämen einſt, und es bereun.

So unſer Gleim in ſeinem Halladat, oder rothen Buche, dem wir jetzt lieber einen andern Namen geben wollen; es enthält Blätter zum ächten Koran der Menſchengüte. Und dieſer Lehrer ſpricht nicht nur, er thut auch alſo.

11.

Während Sie, mein Freund, um den Ruhm der Nation wetteiferten, war ich in der Verſammlung der blühendſten Völker der Erde. Alle ſtanden friedlich neben einander; jedes Geſchlecht, jede Art, jede Gattung in ihrem eigenen Reize und Charakter. Keine neidete, verfolgte die andere; unter dem blauen Bogen des weiten Himmels genoſſen alle das goldene Licht der Sonne, die Balſamkräfte der erquickenden Luft, des Thaues und Regens. Als ich mit ſüßem Staunen ſie anſah, ſang eine Stimme:

Flora, dich feiert mein Hymnus, du ſchönſte, doch ſeltner als deine
Schweſtern des hohen Olymps Bewohnerinnen, geſungen!
Jauchzend gebar dich die Erde dem alten chaotiſchen Winter,
Dich, du Erſtling und Stolz und Wonne der fühlenden Schöpfung.
Selig prieſen ſich einſt in deiner Götter-Umarmung
Jupiter Pluvius ſelbſt und Hyperions heilige Stärke.
Ihnen gebarſt du Proſerpinens Mutter und ſpäter Pomona,
Beide ſchön; doch ſchöner als beide die blühende Mutter.

Und eine andere Stimme antwortete:

Flora, du kleideſt die Erde mit hellem ſmaragdnem Gewande,
Schön durchwebet und bunt mit Farben des himmliſchen Bogens.

Prächtig glänzt in der Nacht der Sterne funkelnder Gurt hin,
Welcher den blauen Talar des alten Cölus umwallet;
Aber noch reizender geht am offenen Tage die Tellus,
Von dir, Flora, geschürzt mit leichtem Blumengehänge.

Und es war, als versammelten sich die Genien der verschiedenen Erdezonen. Eine Stimme sprach:

Zahllos ist die Menge der blumentragenden Pflanzen,
Die am saugenden Busen der allernährenden Mutter
Mit der oberen Fläche der vielgebildeten Blätter
Trinken der Sonne Licht; den nächtlichen Thau mit der untern.
Von den beschneiten Gebirgen der nordischen langen Polarnacht,
Bis zur erdumgürtenden Zone des heißen Aequators
Ist kein Raum so gering im weiten Gefilde der Schöpfung.
Keine der Alpen so steil, und keine der Steppen so sandig,
Daß sie nicht nähre Geschlechter der Pflanzen, der Lage geeignet.
Pflanzen überweben das Bett der Quellen und Ströme;
Andre nähret der Rhein, und andre der Orellana.
Selbst in den finstern Tiefen des erdumgürtenden Weltmeers,
Wo kein Orkan sie empört, wohin kein Blei je hinabsank,
Scherzen in weiten Fluren, umwallt von ragenden Hainen
Seltsam gebildeter Pflanzen, die Heerden der Amphitrite.

Eine Schwesterstimme nahm das Wort auf:

Sterbliche haben gewähnt zu zählen die Kinder der Flora,
Ihre Geschlechter zu ordnen und ihre Namen zu nennen:
Zwar, wer hat sie besucht der Ostwelt grünende Wüsten?
Wer die Quellen des Ganges und siebenarmigen Nilus?
Wer die geheimeren Fluren der Oceaniden des Aufgangs?
Ihre Gestade beschiffeten Wuchrer; der forschende Weise
Seltner. Und wer sah sie, die Kränze der Nereiden,
Wenn sie die grünlichen Locken umwinden im Schooße des Weltmeers?

Wer hat je die Flechten, wer hat die Mooſe gezählet,
Deren Frühling beginnt wenn Fröſte den Herbſt entblättern,
Deren üppiger Wuchs die Scheitel ätheriſcher Alpen
Da, wo ſie Flora verläßt, mit tauſend Farben bekleidet?

Hier unterbrach eine ſichtbare Scene die Unſichtbaren. Ein Jüngling trat aus der Laube hervor, und unwand das Haupt ſeines Lehrers mit einem Kranze von Blumen, die alle ihm geweiht waren, und in der Geſchichte der Pflanzen ſeinen unſterblichen Namen tragen Er begleitete ſie mit Worten der innigſten Herzensverehrung in den erleſenſten Bildern und zog ſich beſcheiden zurück.

Und von neuem erwachten Geſänge von der Vermählung und der nach Jahreszeiten geordneten Entwickelung der Blumen. Menſchenfreundliche Genien ſagen alſo:

Flora, wo deine Hand mit hymenäiſchem Bande
Nicht im Lenz vermählte der Tellus zahlloſe Kinder,
Trauret umher die Natur in Nahrung entbehrender Oede.
Wein- und geſanglos ſchleicht Autumnus; es darbet Pomona
Nichtiges Stroh entfaltet der Fackel des Sirius Ceres;
Traurig ſtehet der Hain, der chaoniſchen Eicheln entbehrend,
Denn es ergrauete ſchon im April die Hoffnung des Jahres.
Glücklich iſt der Hirte, der durch geſicherte Habe,
Der, durch leitende Weisheit und Güte des Staates veredelt,
Lernte der Emſigkeit Werth und Zukunft ahnende Vorſicht.
Ihn ergreifen mit eiſernem Arm des darbenden Jahres
Schrecken nimmer; es ſpendet ihm nicht, wie dem übrigen Zugvieh,
Schlechte, kärgliche Koſt der unfreigebige Frohnherr.
Ihn treibt nicht der Hunger aus thränenloſer Deſpoten
Ländchen, aus Deutſchland hin zu des fernen Aſtrakans Oeden:
Siehe, der reiche Gewinn von tiefer geackerten eignen
Saaten und üppiger Wieſen ſich ſtets erneuernder Kleewuchs
Blieb ihm von beſſeren Jahren. Er theilt den Ueberfluß willig

Mit dem hülfloſen Volk angränzender Sklavenländer;
Aber die Treue des Jahrs und der wiederkehrenden Monden
Milder Geſchenk erſetzt ihm bald den vergeſſenen Mißwachs.

Eben als ich noch wünſchte daß die Unſichtbaren dieſe Worte in aller Frohnherren Herz ſingen möchten, weckte mich ein ſanfterer Laut. Er ſang die allmählich anbrechende Zeit des Blumenfrühlings:

Sieh! im wärmeren Strahle der rückwärts kehrenden Sonne
Freut ſich die Blumengöttin bei ihrer Kinder Entwicklung,
Oeffnet die Kelche der Blüthen und ſchmückt die bräutliche Tellus.
Zwar es entfalten früher die Schattengewächſe der Haine,
Eh ſie das Land bedunkelt mit ſeiner kühlen Umwölbung,
Ihre zärteren Blumen dem erſten Strahle des Lenzes.
Blaue Hepatika, dich und das herzerfreuende Veilchen,
Euch erziehn die Dryaden zu ihren früheſten Kränzen.
Sie durchweben ihr Blau mit dem Golde des Frühlings-Crokus
Und mit den Silberſternen der Anemone der Haine;
Früher blüht der Helleborus, früh die duftende Daphne,
Und der Aurikeln Geſchlecht, verpflanzte Töchter der Alpen.
Aber die ſpäteren Blumen verſchließen die duftenden Glocken
Noch dem nächtlichen Froſte, dem Störer ihrer Befruchtung.
Wärmere Lüft' umathmen den üppiger ſchwellenden Frühling;
Wenn, von den Horen umtanzt, der Wagen des Sonnengottes
Steileren Pfades rollt an dem hohen Bogen des Aethers;
Wenn in dem jungen Laube die Vögel ſich alle begatten,
Wenn in den lauen Bächen ſich paarend verfolgen die Fiſche,
Oeffnen die Blumen ſich auch der allbefruchtenden Liebe.
Bräutlich pranget im weiß- und röthlichen Kleide der Obſtbaum,
Wärmende Augenblicke, ſanft wechſelnde Regenſchauer
Ueberweben mit tieferem Grün, mit dichteren Blumen

Sonnige Gipfel und duftende Wieſen, in welchen ſich zahllos
Wankende Blumen mit Blumen, mit Gräſern Gräſer vermählen.
Hymen herrſchet im Hain; es neigen ſich liebeſehnend
Weibliche Blüthenzweige zu männlich befruchtenden Aeſten.
Siehe, der Tannenwald raucht! Es öffnet die feuchte Nymphäa
Ueber den Wellen den Schooß der Zeugung fördernden Sonne.
Feuerfarbener Mohn und blüthenbeſtäubter Weizen
Taumeln unter einander, verwebt mit blauen Cyanen;
Honigſuchende Bienen und laue Lüfte befördern
Ihren geheimeren Bund; doch keine der Arten verwirrt ſich.

Liebetrunken ſchlug die Nachtigall einzelne Töne in dieſe Beſchreibung. Und ſie fuhr fort, als eine andere Stimme die Vermählung der Blumen von denen Geſchlechtern beſang,

— bei denen dieſelbe Corolle
In dem ambroſiſchen Bette voll Honigs und ſtärkender Düfte
Mit den befruchtenden Männern die weibliche Zeugungskraft einſchloß,

bis zu jenen getrennten Geſchlechtern, wo oft

Kaum erreichbar iſt der Liebesbund der Getrennten.
Alſo entfaltet umſonſt die weibliche, unvermählte
Palme die Blüthentrauben in Schatten entbehrender Wüſte.
Aber der Araber holte, der ſchmachtenden Braut ſich erbarmend,
Oft aus fernen Hainen befruchtende Palmenblumen.
Oefter bringt ein behaartes Inſect, und auf goldgefleckten
Federn ein Colibri, gebadet im Blumenſtaube,
Die befruchtende Kraft des Meilen entfernten Gatten.

Ernſter wurden jetzo die Töne, liebreichwarnend und tröſtend ſangen die Genien von ſchädlichen und heilenden Kräutern:

Weiſe haſt du, Natur, der Pflanzen Erzeugung geordnet,
Gütig und weiſe die Kräfte der Erde verſchönernden Pflanzen.
Nicht der Schüler allein der rettenden Göttin Hygea

Kennt ſie, die heilenden Kräfte der aromatiſchen Staude,
Fern am Ganges geholt und vom Haupte der Cordilleras
(Oft verkannt an Ufern der vaterländiſchen Bäche);
Sichrer weiß der Wilde die ſchmerzenlindernde Wurzel
Und den geheimeren Stand der fieberheilenden Rinde.
Aber er kennet ſie auch, die tödtenden Gifte der Pflanzen,
Kennt der Euphorbien Kraft und der giftigen Mancinella,
Die den geflügelten Pfeil mit dem ſchnellſten Tode bewaffnet.

Friedlicher Hütten Bewohner! Die ländlichen Gärten umblühn auch
Tödtende Kräuter zuweilen, vermiſcht mit nährenden Pflanzen.
Zwar es meidet das Vieh den Schierling, des Equiſetum
Und der Cicuta Berührung; es meidet die Wieſenranunkel,
Durch den eignen Inſtinct vorm herben Tode geſichert.
Aber zu oft verkannte der harmlos ſpielende Knabe
Falbes Stramonium, dich, und die Beere der Bella-Donna,
Der frühblühenden Daphne, der rankenden Dulcamara.
Tödtet ſorgſam, ihr Hirten, die Pflanzen; des blauen Napellus
Stauden tödtet ſie auch und der vielarmigen Wolfsmilch.

Eben ſo menſchenfreundlich nannte die Stimme die bekannteſten heilenden Kräuter:

Heilend iſt der Hollunder an Früchten, Blüthen und Rinde,
Sanft auflöſend der Mohn und die roſenfarbnen Althäen.
Blaue Veronica, dich und die Kerze des hohen Verbascum,
Des Taraxacon Gold, der wuchernden Graswurzel Aufguß,
Herber Cichorien Saft, und des Löffelkrauts bittere Blätter,
Eure lindernden Kräfte verkennt der weiſere Arzt nicht,
Sorgſam wählend; es ſind des Beſcheidneren Heilungsmittel,
Einfach wie die Natur, und Deutſchlands Himmel erzeugt ſie.

Der Inhalt dieſer Geſänge dünkt mir ſo ſchön, daß ich Sie nicht zu ermüden fürchte wenn ich Sie noch einmal davon unterhalte. Auf

Wieſen und Auen, in Gärten und Feldern blühet der Menſchen Geſundheit, Nahrung und Glück; da erholet, da erquickt ſich die Seele. Ihr Realis hat Recht: „Luſt zu Naturſachen iſt ein Merkmal der Großmüthigkeit. Naturkünſte machen aufrichtig; Schulkünſte ſtolz und grauſam.“

12.

Von den heilenden Kräutern Deutſchlands wandte ſich der Genius des Menſchengeſchlechts zu Pflanzen, die die Natur jeder Zone, ihr angemeſſen, ſchenkte. Sie gab

— — des Betels Gewächs den Völkern am Indus,
Und die Rhabarbar dem Tartar der kalten tunguſiſchen Steppe,
Gab die Ginſeng-Wurzel dem feuchten ſineſiſchen Reisland,
Ließ die Dolde der Squilla kanopiſchen Sümpfen entblühen,
Und in Balſamthränen zerfließen die Staude der Myrrha;
Schenkte dem armen Bewohner des reichen Potoſi die Coca,
Ihm des Guajacks Gummi, den fieberheilenden Baum ihm,
Und den ſiculiſchen Hirten die Perlentropfen der Manna.

Der Genius ſchien eine Biene zu werden, die um ihre ſüßeſten Blumen umherfliegt:

Aromatiſchen Balſam entathmen die Pflanzen der Hügel.
Duftende Kalamintha, der blaue Salbey und der Thymus,
Und die Meliſſe ſind Bienen auf ſonnigen Bergen ein Labſal,
Wo ſich der Rosmarin vermählt mit hohem Lavendel;
Jenen Blüthen entwenden ſie narbonenſiſchen Honig,
Und den fernher athmenden Nektar Hymettus und Hybla's.

Aus der Laube erſcholl die Stimme:

Aber wer kennt ſie alle, die Kräfte der heilſamen Pflanzen,
Oft vergeſſene Kunde der ſorgſam forſchenden Vorzeit,
Oder nach Säclen Erfindung der Dioskoriden der Nachwelt.

Und der Genius antwortete:

Wenn, von alten Syſtemen entfeſſelt, beſcheidner der Forſcher
Einſt von Hirten auch lernt und ergrauenden Alpenbewohnern;
Auch den Bergmann verſchmähet er nicht und des Gemſenjägers
Nicht ſtets fabelnde Kunſt und angeerbtes Geheimniß;
Siehe! dann werden Contoure der Armuth mit Farbenverſchwendung
Blumenfreunde nicht feſſeln allein; der Genzianella
Tiefgeſättigtes Blau, der Lobelia flammende Röthe,
Noch der Purpur und Safran der ſtrahlenden Poinciana,
Nicht der Aurikel Sammt und die Strahlen der Ringelblume
(Wenn ſie die goldenen Augen dem thauenden Morgenroth aufſchleußt)
Feſſeln allein nicht mehr der Flora ſammelnden Günſtling.
Thätige Weisheit umſtrahlt des menſchenfreundlichen Forſchers
Wärmere Seele, zu nützen mit Muth dem Menſchengeſchlechte.

Jetzt erhob ſich Linneus Urberg der Schöpfung vor mir, auf welchem vom Gipfel an bis zur niedrigſten Tiefe alle Gewächſe blühen, deren Fruchtſtaub ſeitdem über die ganze Erde verweht iſt:

Reich ſeyd ihr an Pflanzen von mannichfaltigen Kräften
Quellentrunkene Thäler und ſonnige Hügel der Alpen.
Neben dem Akonit entfalten die Genzianen,
Töchter desſelben Hügels, die heilenden Safranglocken.
Siehe! den Teneriff' und den Flammengipfel des Aetna,
Kaukaſus Felſenhaupt, dich, höheren Chimboraſſo,
Decket ewiges Eis, ſeit euch die Fluthen umſtürmten.
Euer beſchneieter Scheitel, dem hundert Quellen entſtürzen,
Der das hohe Gewölbe des Himmels zu tragen uns ſcheinet,
Kleidet ſich über den Wolken in reine ätheriſche Bläue.
Flora's Reich beginnet am Rande des ewigen Schneereichs;
Grönlands kurzen Sommern entblühn grönländiſche Pflanzen.
Malaga's Reben umranken den Fuß der Gebirge; die Höhen
Decket der Saxifragen, der Diappenſia Mooswuchs.

Kurz iſt die Lebensdauer der weißen Pygmäengeſchlechter,
Welche das Rennthier-Moos umkreucht und die Alpenbirke,
Tiefer vermählet der kleine Myrtill und des Rhodobendron
Purpurdolde ſich mit dem erdwärts kriechenden Krummholz;
Ihre Schatten verbergen die Alpenmaus und das Schneehuhn.
Tiefer erhebet der Taxus ſein Haupt und der dunkle Wachholder,
Früher als dieſe, die Birke, der Larix, entblättert im Winter.
Ihren Füßen entſteiget, gedeckt von ihrer Umſchattung,
Ein unzähliges Heer balſamiſcher Pflanzen der Alpen.
Heerden irren hier in ſchwelgendem Ueberfluſſe
Um die genügſame Sommerhütte der Freigebornen.
Phöbus Strahl entbindet aus tauſend würzigen Pflanzen
Reinere Lebensluft und roſenfarbne Geſundheit.

Kühlende Lüft' umwehn euch, Söhne heiliger Alpen,
Würziger Pflanzen Duft umſäuſelt euch in der Kühlung;
Aber betäubender iſt der Duft von Auranzien-Hainen,
Welche der Wind ins Meer entführt von Portugals Küſten,
Oder von Roſengebüſchen des zweimalblühenden Päſtum;
Selbſt bemoos'ten Felſen entſteigen dort Veilchengerüche. —

Lieblicher ſeyd ihr noch, ihr Blüthen heißerer Zonen,
Tauſendfarbige Töchter der ſenkrechtſtehenden Sonne,
Deren Hauch mit Balſam die ſchwüleren Lüfte beſchwängert.
Dichter ſangen nur Roſen, nur Gärten der Heſperiden;
Niemand feierte noch die tropiſchen Blüthen des Aufgangs.
Wer ſang dich, o Nyctanthes, die Zierde der Ganges-Geſtade,
Wer, Gardenia, dich, die Königin der Gewächſe,
Und ambroſiſcher duftend als beide, den Oelbaum aus China?
Wer der Barmelia Gold? und die Früchte der Manguſtana?
Staunend verweilt die Muſe beim Stamm der keuſchen Mimoſa,
Reizbar wie die Thiere, des Pflanzenreiches die feinſte.
Und wer ſang von euch, ihr amboiniſchen Haine,

Welche der Golddurſt mehr als des Weltmeers ſtürmende Brandung
Ringsumher verſchleußt dem harmloſen Freunde der Flora.
Mitten im brennenden Sand erhebt ſich euer Gewölbe,
Neben der höchſten Gluth der Sonne die nächtlichſte Kühlung.
Nicht der Muskatbaum nur, und die aromatiſche Nelke,
Auch des Brodbaums Stamm und die Rieſenhöhe des Cokos,
Trotzen der Wuth der Orkane —
Feirliches Dunkel umhüllt die romantiſchen Zauberhaine;
Keine Blumen entſproſſen dem Schooße der nächtlichen Dämmrung;
Aber ſeidenes Moos und buntgemarmelte Schwämme
Decken den Armadill und die vielgeringelte Schlange.
Statt der Nachtigall Lied' erſchallet der Papagaien
Und der Affen Geſchrei aus ferner Gipfel Umwölbung.

Lauter konnte der Geſang nicht werden. Ich befand mich auf Amboina mitten im Paradieſe der Flora, im Dufte der Blumen, im Luſtgeſchrei der Affen und Papagaien. Da ſang aus der Laube die mildere Stimme:

Laß mich, holde Natur, den Sohn der kälteren Zone,
Deiner Wunder mich immer erfreun im Reiche der Flora,
Zwiefach ihrer mich freun auf ſchönen pannoniſchen Fluren.
Denn ſchön ſind ſie die Ufer, an welchen ſich Vindobona
Spiegelt in dem Silber des mächtigen Kaiſerſtromes.

Und eine andere Stimme:

Aber dann erheben ſie ſich zum reizenden Urbild,
Wenn, von der feinſten Empfindung und von des reinſten Geſchmackes
Sicherer Hand geleitet, ein Laſcy oder Cobenzel
Gärten wie Oberon ſchafft, und Paradieſe wie Milton —
Gruppen, wie hingezaubert von Grotten und Waſſerfällen,
Ueberwölbende Schatten und duftende Labyrinthe
Seltſam gebildeter Bäum' und Blüthen wärmerer Zonen,

Scheinbare Disharmonie, die ſich löst in den ſüßeſten Wohllaut,
Wo in ihren höchſten Triumphen unſichtbar die Kunſt wird.

Stimmen beſangen Kannitz, Laubons Gärten, und eine holdere Stimme:

Edle Kinski, du ſammelſt in Gärten, wie die der Armida,
Jene Blüthen umſonſt die der weſtlichen Atlantide
Milderen Sonnen entblühn und jenen des roſigen Aufgangs.
Siehe, von allen Blumen die deinen Tritten entſteigen,
Die dein ſchaffender Wink, genährt von Hyperions Strahlen
Und den Thränen Aurorens, dem Schooß der Tellus entrufet,
Iſt doch keine ſo ſchön wie du.

Eine andere Stimme nannte Gärten,

Wo in Amerika's Büſchen die deutſche Nachtigall flötet.

Unerwartet brachte endlich die Stimme des Dichters mich zu mir ſelbſt wieder:

Aber auch ihr ſeyd ſchön, ihr meines nordiſchen Landes
Quellentrunkene Thäler und grünende Blumengeſtade;
Flora liebet euch mehr als alle der kälteren Zone
Fluren; ſie webet in euch ſich ihre ſeltneren Kränze.
Reizend iſt die Ausſicht, gelagert in dunkler Umſchattung
Ueberwölbender Buchen und Eichen aus Odins Zeiten,
Welche das Meer umſtürmt, zu ſehen im Wellengetümmel
Hundert züngelnde Flaggen und windgeſchwängerte Segel;
Ueber den Wogen die Heldengeſtade des felſigen Schwedens,
Rauch von ihren Städten und Gipfel von ihren Gebirgen,
In dem röthlichen Schimmer des ſinkenden Sonnenwagens.
Sey mir gegrüßt, du mütterlich Land, im Feiergeſange,
Wo mich die Blume des Feldes als Knaben mehr ſchon entzückte
Als Hyacinthenprunk und eitle Tulpen-Aeſthetik,
Blüthen ohne Frucht, des bataviſchen Krämers Erfindung.

So löſete ſich der Zauber. Ich kenne den Dichter nicht;[1] könnte ich aber eine Geſtalt an mich nehmen, ſo würde ich in Virgils oder Kleiſts freundlicher Geſtalt vor ihn treten und ſagen: „Mann oder Jüngling, du biſt werth unſer Genoſſe zu ſeyn, ja, eine neue Stufe zu betreten, auf der die Wiſſenſchaft der Natur ſich mit der Kunſt des Geſanges verbindet. Denn dich umwehet der Geiſt der Schöpfung; du weißt nicht nur Namen ihrer Kinder, ſondern fühleſt dich auch in ſie, und haſt ein Herz für die Freuden und Leiden der Menſchheit. Die Sprache ſtehet dir zu Gebot; die Wechſelſcenen der Natur werden dich immer mehr zu wechſelnden Tönen begeiſtern. Auf, und erweitere das Feld deines Hymnus. Die Kränze damit du deinen Lehrer ſchmückteſt, erwarten auch dich:

Sieh, es windet dir Flora, die Liebende dem Geliebtern,
Duftende Diademe von Blüthen aus jeglichem Welttheil.

So würde ich zu ihm reden, überzeugt daß durch das Studium und durch den Geſang der Natur der menſchliche Geiſt erweitert, das menſchliche Herz unſchuldiger, ruhiger, wohlthätiger werde.

13.

Unbezweifelt iſt's daß durch das Studium und durch den Geſang der Natur das menſchliche Gemüth milder werde. Wer uns eine botaniſche Philoſophie in einem ſchönen Lehrgedicht gäbe, welchen Reichthum hätte er vor ſich! Ihm ſtände die geſammte Mythologie, die Aeſopiſche Fabel, die Idyllen der Alten und von den Neuern Reiſebeſchreibungen, Geſchichte, Philoſophie, endlich die Naturwiſſenſchaft ſelbſt zur Seite.

[1] Er war der verſtorbene Freiherr von der Lühe in Wien. Dieſer Hymnus an Flora erſchien zu Wien 1790, 4. und ebendaſelbſt (gedruckt mit Stereotypen des Grafen Proſper von Sinzendorf, 1800, 4.) ſein Hymnus an Ceres. (Anm. d. Herausg.)

Was haben die Alten in ihren **Georgicis** gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlich zu machen und ihn allmählich zu Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiße und Wohlseyn zu erheben? Auch dem Virgil in seinen **Georgicis** können wir diesen, wenigstens mittelbaren Zweck nicht absprechen. Er, der außer dem Kriegsglücke der Römer gewiß noch ein ander Glück der Landbesitzer und Landbewohner kannte, wollte durch sein schönes, in vielen Stellen so menschliches, Gedicht eben auch dieß befördern.

Die Aesopische Fabel führet uns ganz aufs Land. Hier sprechen Bäume, Thiere, Menschen; Naturwahrheit ist's, was sie sagen. Und wenn Lessing die Thiere wegen ihrer Charakterbeständheit als eigentliche Fabelactoren gerechtfertigt hat, wem bliebe mehr Beständheit als dem Baume, der Pflanze, der Blume, der ganzen Naturordnung in ihrem unermeßlich langsamen Fortschritte? Hier also ist, recht gebraucht, Weisheit und Klugheit der Natur zu lernen, hier oder nirgends. Immer werden uns die schönen Pflanzen- und Baumfabeln, insonderheit des Orients reizen, wo sie in ihrer stummen Sprache uns ewige süße Naturwahrheit sagen.

Die Mythologie ist eine belebte Welt. Nur mit Entzücken kann ich daran denken wie viel Geist, Sinn und Gemüth man in flüchtige Erscheinungen, in wandelbare Gestalten der Natur gelegt hat, allen Menschen zur Ansicht, und dem menschlichern Menschen zur Bildung und Lehre. Wer irgend eine schöne Dichtung der alten Mythologie und Naturlehre uns neu ins Gemüth zu rufen weiß, hat eine Blume vom Kranz der Mutter der Götter gepflückt und in unsre Gärten verpflanzet.

Das Idyll der Alten (ein unbestimmter Name) hat mit dem Verfolge der Zeiten sich gleichsam willkürlich zu Land-, Schäfer-, Hirten-, Fischergedichten, kurz in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret. Manche von

Bions, Moſchus, Theokrits Geſängen gehören dahin; und die neuere Poeſie, wenn ſie der politiſchen Welt und der wollüſtigen Kreiſe ſatt war, hat ihr Daſeyn dahin verleget. Virgil, deſſen meiſte Eklogen bloße Nachbildungen ſind, entbrach ſich nicht in ſeinem Tityrus, Pollio, Silen dieſe reizende Dichtung als eine Einfaſſung höherer Vorſtellungen zu gebrauchen.

Daher, als in den mittleren Zeiten die Poeſie wieder auflebte, erinnerte ſie ſich bald ihres ehemaligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die Provenzal- und romantiſchen Dichter liebten dergleichen Beſchreibungen; bei Spenſer z. B. ſind es noch immer anmuthige Stanzen, die uns ſchöne Wüſteneien ſammt ihren Gewächſen und Blumen ſchildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Ueberfluß der Phantaſie ſind Cowley's ſechs Bücher von Pflanzen, Kräutern und Bäumen geſchrieben; ein neuerer Britte, der den botaniſchen Garten[1] nach Linneus Geſchlechterſyſtem, in ihm alſo vorzüglich die Liebe der Pflanzen beſang, ſcheint, nach Proben zu urtheilen, auch viel artiges gereimt zu haben. Unter deutſchen Dichtern hat von unſerm alten Brockes Geßner mit Recht geſagt: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinſte Detail genau beobachtet, ſein zartes Gefühl wurde durch die kleinſten Umſtände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeiſtert; ſeine Gemälde ſind oft zu weitſchweifig, oft zu erkünſtelt; aber ſeine Gedichte ſind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen ſind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umſtände, die wir oft ſelbſt bemerkt haben und jetzt wieder ganz lebhaft denken." Hallers Alpen, Kleiſts, Geßners Gedichte, Thomſons Jahrszeiten ſprechen für ſich ſelbſt.

[1] **The Botanic Garden containing the Loves of the Plants, with Philosophical Notes, Lond. 1788.**

Einer der Genannten hatte, als er sein Gedicht über Pflanzen und Bäume schrieb, sich aufs Land zurückgezogen, und setzte sich daselbst als einem Lebenden folgende Grabschrift:

Grabschrift eines Lebenden.

Hier ruht, o Wandrer, unter dem niedern Dach
Der Dichter Cowley, selig entronnen schon
Der, ach, wie leeren und wie eitlen
Und so entbehrlichen Menschenmühe!

In Armuth glänzt er, aber unrühmlich nicht:
An träger Muße will er kein Edler seyn.
Reichthümer, die der Pöbel liebet,
Haßte er stets mit der kühnsten Feindschaft.

Gib ihm, o Wandrer, gib dem Geschiedenen,
Den hier ein kleiner Winkel der Erde birgt,
Und ihm genüget, deinen Segen:
„Leicht sey die Erde dir! Sorgentladner!"

Und streu ihm Blumen, Rosen die bald verblühn!
(Ein Abgeschiedner freuet der Blumen sich!)
Und mit dem duftendsten der Kränze
Kröne die Asche des glühnden Dichters!

Ein sanfter Naturdichter würde lebend und sterbend sagen: et ego in Arcadia!

Ueber die Vergänglichkeit.

Eine Ode von Sarbievius.

Menschlichem Elend wär' es eine Lindrung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt ſtand nichts. Der Städt' und Menſchen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu ſteigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du ſelbſt des Todes Opfer ſeyn wirſt,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im ſtillen
Menſchen und Menſchenwohnungen zerſtöret,
Grauſam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienſt und Tugend ſich ein ewig
Leben erworben.

14.

Die griechiſche Philomele iſt noch nicht verſtummt; auch hat ſie ihren Schmerz noch nicht vergeſſen. Sie klagt das Unrecht das ihr von Menſchen geſchah und erweicht mit ihrem Geſange das Herz, ſich von gleichem Unrechte zu enthalten.

Flet Philomela nefas; neque adhuc de pectore caedis
Effluxere notae, signataque sanguine pluma est.

Als ihre Schweſter, die Schwalbe, ſie aus der Einſamkeit des Waldes in die Geſellſchaft, in die Häuſer der Menſchen ſchmeichelnd einlud:

Komm in das Feld, komm in die Wohnungen
Der Menſchen. Mit mir ſollſt du da vergnügt,
Geliebt von ihnen wohnen, wo du nicht
Den Thieren mehr, wo du dem Landmann ſingſt.
Ach, ſprach ſie, laß mich hier in meiner Einſamkeit;
Der Menſchen Umgang bringt mir nur das Unrecht,
Den Schmerz zurück, den ich von ihnen litt.

Am liebſten nimmt dieſe alte Philomele an den ſtummen Klagen der Menſchen Theil, die ſich ihrer Einſamkeit nahen. Sie bemerkt die Mienen ihres verſchwiegenen Grams, den ſie ſelbſt einſt ihrer Schweſter nur in ſtummen Bildern entdecken konnte; ſeit ihr die Götter ihre Stimme wiedergaben, gebraucht ſie dieſelbe alſo am liebſten zum Troſte des ſprachloſen Kummers der Menſchheit.

Einen ihrer Geſänge belauſchte ich neulich, zu einer Zeit da Nachtigallen ſonſt ſchweigen, und theile Ihnen ſolchen, wie ihn ein Freund aufſchrieb, mit:

Philomele in Tiefurt.

Haſt du die Klagen gehört, die jüngſt vom einſamen Aſte
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall.

„Wie ſo blätterlos iſt der Hain! Wie leer das Geſträuche!
Keine Stimme ertönt, als nur der Raben und Elſtern
Heiſres Geſchrei. Es klettert und pfeift die diebiſche Meiſe
An den Orten, die ſonſt nur meine Lieder erfüllten.

Ach, wohin iſt der Geiſt der Liebe geflohen? wo iſt er,
Und wo ſoll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken?
Wann wir umher im Kreiſe der ſchattigen Ulmen, der Pappeln,
Saßen und uns erweckten zu zärtlichen Liedern: ein Ton ſucht
Lockend den andern; es ſchlägt von der Bruſt des antwortenden Sängers
Lauter die Liebe zurück ans Herz des rufenden: wechſelnd
Streitet im brünſtigen Zwiſt der Geſang. Es ſchallet vom Felſen,
Schallt aus dem Haine wieder! es hebt der glänzende Bach ſich
Liebeſchwellend empor; von athmenden Blüthen und Zweigen
Haucht balſamiſcher Duft umher durch die Lüfte, und leiſe
Regt ſich die ſchweigende Nacht mit thaubefeuchteten Schwingen.

Aber der Menſchen holdes Geſchlecht; wie ſeh' ich ſie traurig
Jene Gefilde durchwandeln! Wie fremd am Blick und von Anſehn!

Wohin wendt ſich ihr trüberes Aug'? Ach! hin zu den Scenen
Voll des Mordes und Bluts! O ruft die Sinnen zurücke;
Warum ſie tauchen in Gräul und Elend der Menſchen? Wer wird euch
Künftig erwecken die Bruſt zu ſanftern, holdern Gefühlen?
Wird denn das beſte Glück des Lebens, die Freiheit, ſo theuer,
So mit Strömen des Bluts erkauft? Wer wird ſie erkennen,
Wer die ſchmalere Gränze, wo Recht ſich ſcheidet vom Unrecht?

Blicke des Argwohns begegnen dem Freund aus dem Auge des Freundes.
Jedes feſtere Band des Lebens knüpfet und löſ't ſich
Nur durch Unwill und Wuth. Ich ſehe den ſtilleren Weiſen
Einſam wandeln; ſein Haupt deckt trüber Tiefſinn; es hänget
Zitternd über demſelben das Schwert der Entſcheidung; ihm tönen
Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der Freundſchaft,
Der erweckten Natur, des ſüßen traulichen Umgangs.

Und o, das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die Wüſte,
Wenn die Wüſte beleben ſich könnte. Von ihrem Geſange
Ueberſteigen die Strahlen die meinigen. Wäre zur Blume
Sie des Haines geſchaffen, kein Blümchen glich ihr an Reize,
Keines an himmliſchem Glanz noch Duft. Sie ſenket ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hocherhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in ſich erſterben die Strahlen."

Alſo ſang vom ſchwankenden Aſt weiſſagend der Vogel,
Und der Nordwind verſtummte; es nahten ſich lindernde Weſte.
Aber es ſchwebt' in der Höh' mit ausgeſpreiteten Rudern
Und mit gierigem Aug ein Geier, dürſtend nach Blute.
Dieſer erſah den lieblichen Sänger, und ſtürzt von der Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummgeſpitzeter Klaue,
Reißt ihm die blutende Bruſt auf, und hackte begierig ſein Leben.

Nicht ein leiſer wimmernder Laut ward weiter gehöret,
Es entfloh die Seele mit ſtiller Wehmuth von dannen.

v. Knebel.

Ilicet (heu miseram!) tua Daulias exspiravit!
Jane, gravi moestum tacta dolore jecur.
Quid miseram dixi? Fatumne beatius ullum est,
Talia cantantem quam potuisse mori!

15.

An M.

Angenehm hat mich der Name Petrarca in Ihrem Briefe geweckt; er erinnerte mich an die Zeiten da ich, nicht etwa nur ſeine Sonette und Canzonen, ſondern die Nachrichten aus ſeinem Leben[1] und die merkwürdigſten ſeiner Schriften und Briefe ſelbſt las. Welch eine falſche Idee hat man gemeiniglich von Petrarca! wie falſch wäre auch die, wenn man ſich aus ſeinen Selbſtgeſprächen[2] etwa nur eine bußfertige Seele oder einen mit ſich ſelbſt Unzufriedenen abzöge! Ganz ein andrer Geiſt lebte in Petrarca.

Zuerſt trug er das große, unaustilgbare Gepräge der Liebe des Alterthums in ſeiner Seele, ein Gepräge das mir allenthalben ehrwürdig iſt wo ich's gewahr werde, und das uns bei ihm zu ſeiner Zeit, unter ſeinen Umſtänden, in der Anwendung die er davon machte, äußerſt wohl thut. Die Griechen kannte er wenig, und ſetzte ſie den Römern nach; er ward mit ihrer Sprache zu ſpät bekannt, und da er die Römer als ſeine Landsleute anſah, deren Glanz

[1] Mémoires pour la vie de Pétrarque. Amsterd. 1764. 3 Quartbände. Ihre Ueberſetzung, Lemgo 1774, iſt ſehr gut und zweckmäßig.

[2] Die drei Geſpräche von der Verachtung der Welt. Ueberſetzt in Müllers Bekenntniſſen merkw. Männer von ſich ſelbſt. 1 Thl. (A. d. H.)

in Italien er wiederzuſehen wünſchte, ſo gab ihnen dieſes ſchon in ſeiner Seele einen Vorrang vor allen Völkern der Erde. Nie haben ihre Redner, Dichter und Weiſen einen eifrigern Schüler gehabt als ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen ſuchte, ſondern ihren großen Sinn, ihre hohe Gedankenweiſe zur ſeinigen machte. Dieß zeigen ſeine Schriften und Briefe, ſeine Sammlungen von Beiſpielen der Vorwelt, die Grundſätze an welche er ſich hielt, mit welchen er andere tröſtete oder weckte, endlich ſeine lateiniſchen Geſpräche, Gedichte und andre Einkleidungen, in denen man bis zu ſeinen höchſten Jahren hinauf den Schüler der Alten wahrnimmt. Hier klopft Petrarca jedem Jünglinge und Manne auf die Schulter: „lieſeſt du die Alten alſo? wendeſt du ſie alſo an?“ Petrarca's lateiniſcher Styl mag unrein ſeyn; ſeine Denkart war es nicht. Ein Freund des Vaterlandes, wie Tullius und Cato, weiß er die ſtrengen Grundſätze eines Seneca durch die geſellſchaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit des Horaz anmuthig zu mildern. Manche Briefe, in denen er ſeine Schwachheiten liebenswürdig bekennt und entſchuldigt, ja gleichſam mit ſeinem eigenen Herzen ſpielet, ſind ganz in der Denkart Horaz geſchrieben; und eine ſittliche Urbanität iſt der Charakter aller ſeiner Schriften.

Dieß Gefühl alſo, nach welchem er ganz unter den Alten lebte, webte den Faden ſeiner Begebenheiten, und ward, wie man ſagt, der Schmied ſeines Glücks. Auf eine niedrige Weiſe, nach den Begriffen ſeiner Zeit, ein Glück machen, konnte und wollte er nicht; er ſchlug dazu alle Gelegenheiten aus, die er auch nicht zu brauchen gewußt hätte; dagegen erwarb er ſich eine Liebe und Anhänglichkeit, ein Anſehen und einen Namen, über welchen man fröhlich erſtaunet. Welche Briefe und Anreden, die er an Kaiſer, Könige Päpſte, Cardinäle, Biſchöfe und Fürſten ſchrieb! und welche Art, in der ſie aufgenommen wurden! Keine Veränderung der päpſtlichen und bürgerlichen Welt, die einigermaßen ſein Italien betraf, ging

vor, ohne daß er den lebhafteſten Antheil daran genommen hätte; eben weil ſein Vaterland ſo ganz in ſeinem Herzen wohnte. Vergleicht man in dieſem Punkte, im Punkte der Achtung nämlich, die man dem hellen Verſtande, der reinen Wiſſenſchaft Petrarca's erwies, ſeine Zeiten mit den unſrigen, welche ſoll man barbariſch nennen? Dort hatte man wenigſtens eine Achtung für den Verſtändigen, der, obwohl bloß ein Mann der Wiſſenſchaft und kein Staatsdiener, bei öffentlichen Anläſſen anmunterte, rieth, warnte, lehrte; jetzt würde dem Petrarca ſelbſt ſchon der poetiſche Lorbeerkranz auf ſeinem Schädel allenthalben ein Stillſchweigen auflegen, wo er nicht zu loben vermöchte. Und doch war es eben und einzig dieſe Liebe und Achtung für Wiſſenſchaften, die den Zeiten aufhalf, ohne welche wir noch in der Barbarei lägen. Wer ſiehet nicht noch jetzt das Bild des Königs Robert von Neapel, der edeln Colonna's und ſo mancher andern ſeiner großen Freunde in Petrarca's Schriften mit Liebe und Bewunderung an? Wie in einem Traume lieſet man ihre freundſchaftlichen Briefe und hört Petrarca's Zeugniſſe von ihnen; bis man durch Zeugniſſe von andern, die nicht ſo dachten, eben auch in denſelben Briefen unangenehm aus dem Traume geweckt wird.

Endlich iſt das Ideal von Liebe, das Petrarca mit ſich trug und in ſeinen Gedichten mit unglaublicher Kunſt und Sorgfalt ausbildete, gewiß die kleinfügige Idee nicht, die man gewöhnlich ſich an ihm denket. Laura möge in Perſon oder zum leibhaften Petrarca geweſen ſeyn wer ſie wolle, dem geiſtigen Petrarca war ſie eine Idee, an die er auf Erden und im Himmel, wie an das Bild einer Madonna, allen Reichthum ſeiner Phantaſie, ſeines Herzens, ſeiner Erfahrungen, endlich auch alle Schönheiten der Provenzalen vor ihm, dergeſtalt verwandte daß er ſie in ſeiner Sprache zum höchſten, ewigen Bilde aller ſittlichen Weibesſchönheit zu machen ſtrebte. Auf griechiſche Weiſe konnte dieß nicht geſchehen; eine nackte Grazie oder eine Venus Urania konnte und wollte er nicht malen; er wählte

also die Züge die in seinem Zeitgeiste, in der provenzalischen Poesie, in den Begriffen seiner Religion und ihren Darstellungen als Stoff eines reinen weiblichen Ideals sittlicher Humanität zerstreuet dalagen, und bildete seine Madonna daraus, die irdische und himmlische Laura. Diese zeigte er in Wirkung auf sich, auf sein eigen Herz, und zwar in mancherlei Umständen, in Wirkung auf seine Schwachheiten sowohl, als auf die edlere Seite seines Gemüths; hierdurch allein ward sie anziehend und belehrend. Denn eine Schönheit die keine Liebe erregt, eine Liebe die nur Bewunderung ist, und ohne Kampf mit sich, ohne Fehler und Schwachheiten seufzet, sind ohne Reiz und Anwendung. Von allem Sittlichschönen im weiblichen Charakter pflückte Petrarca die Blüthe, und wand seiner irdischen Freundin, die er vielleicht nur hie und da in seiner Jugend gesehen haben mag, die eines andern Mannes Weib und Mutter von Kindern war, die diese Gedichte vielleicht nicht verstand, die wenigsten sah (denn die schönsten sind nach ihrem Tode gedichtet), einen unsterblichen Kranz um ihre unschuldigen Schläfe. Wer den Geschmack der provenzalischen Poesie, wer die Beatrice des Dante kennet, wird hieran nicht zweifeln, und die Mühe bedauern die der Lebensbeschreiber Petrarca's, ein Abkömmling der angeblichen Laura, auf die Anwendung jedes Zuges, der ihre Person betreffen soll, gewandt hat. Jeder Liebhaber kann und soll seine Laura in Petrarca's Gedichten finden; er soll sein Herz mit allen Schwachheiten auch darin finden, und die Läuterung wahrnehmen die ein reiner weiblicher Charakter im Gemüthe sowohl des Jünglinges als des Mannes bewirken soll und kann. Hiezu steht Laura da; und ich wüßte nicht ob es einen schönern Zweck der Poesie der Liebe gebe? wenn einmal diese Gattung Poesie da seyn soll. Gegen die römischen Dichter des Amors, Horaz, Tibull, Properz, macht Petrarca, der Idee seiner versi volgari nach, keinen kleineren Unterschied als den er der Sprache, den Nationen und Zeiten selbst nachmachen mußte. Von

unſern erotiſchen Dichtern ſteht er in gleichem Maße geſondert. Da es indeſſen doch wohl niemanden zu verargen ſeyn wird, wenn er in ſeine Liebe Gemüth bringet, und ſie nicht bloß als ein Werk des Bedürfniſſes und der Convenienz betreibet, ſo ſehe ich auch Petrarca's Laura als ein Ideal an, das keinen Jüngling verführen, das jedem edelgeſchaffenen Jünglinge als ein Madonnenbild alter Zeiten in einer ſo ſchönen Sprache wohlthun wird. Die Empfindungen Petrarca's, in Anſehung der Freundſchaft gegen Freunde, waren dieſem Ideal nicht entgegen, und Italien, Rom, ſeine Sprache, die Menſchheit, waren ſeines Gemüths ewige Laura. Als ich in einer ſchönen Morgenſtunde den letzten Aufenthalt ſeines irdiſchen Daſeyns vorüberfuhr, umfing mich eine ſo ſüße Erinnerung ſeines freundſchaftlichen Herzens und ganzen Lebens, daß ich nichts anderes als die letzten Worte ſeines letzten Briefes ausrufen konnte: **Valete amici, valete epistolae!** Er ſtarb im Jahr 1374; man weiß nicht recht wie und wann? genug, daß man den ruhigen Greis, an ſeinem Pulte ſitzend, todt fand. **Valete amici!**

16.

Auch die griechiſche Kunſt iſt eine Schule der Humanität; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet.

Als die Natur, die ſich in allen ihren Hervorbringungen einwohnet und lebendig offenbaret, auf unſrer Erde zur höchſten Höhe ihrer Wirkung ſtieg, erfand ſie das Geſchöpf das Menſch heißt, in deſſen Gliederbau ſie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen ſie in ihren andern Werken, theilweiſe und zerſtreuet mit ungeheurer Kraft und unüberſehlichem Reichthume gearbeitet hatte, im kleinſten Raume, im wirkſamſten Leben zuſammendrängte. Kräfte die ſie in andern Elementen, dem Waſſer, der Luft, oder auch auf der Erde, in großen Organen auszubilden ſich Zeit und Raum nahm, deutete

ſie im Menſchen oft nur an, ordnete aber alle dieſe Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm ſo künſtlich, ſo harmoniſch zuſammen, daß er nicht nur als ein Inbegriff aller dieſer Fühlbarkeiten unſrer Erde (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt), ſondern auch als ein Gott daſtehet, der dieſe in ihn zuſammengedrängten, in ſeiner Natur begriffenen Gefühle ſelbſt zuſammenſtellt, ſchätzet und ordnet. Die ganze Natur erkennet ſich in ihm wie in einem lebendigen Spiegel; ſie ſiehet durch ſein Auge, denkt hinter ſeiner Stirn, fühlet in ſeiner Bruſt, und wirkt und ſchaffet mit ſeinen Händen. Das höchſt äſthetiſche Geſchöpf der Erde mußte alſo auch ein nachahmendes, ordnendes, darſtellendes, ein poetiſches und politiſches Geſchöpf werden. Denn da ſeine Natur ſelbſt gleichſam die höchſte Kunſt der großen Natur iſt, die in ihm nach der höchſten Wirkung ſtrebet, ſo mußte dieſe ſich in der Menſchheit offenbaren. Der Bildner unſrer Gedanken, unſrer Sitten, unſrer Verfaſſung iſt ein Künſtler; ſollte alſo, da Kunſt der Inbegriff und Zweck unſrer Natur iſt, die Kunſt, die ſich mit dem Gebilde des Menſchen und allen ihm einwohnenden Kräften darſtellend beſchäftigt, für die Menſchheit von keinem Werthe ſeyn?

Von einem ſehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, ſondern Gedankenformen, ewige Charaktere ſichtbar gemacht, die mit ſolcher Energie weder Sprache noch Muſik, noch irgendeine andere Bemühung der Menſchen ausdrücken konnte. Dieſe Formen ordnete, reinigte ſie, und ſtellte ſie ſelbſt in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen ſich Menſchheit in dieſen Formen genießt und fühlet, in welchen Menſchheit nach dieſen Formen wirket. Sie gibt uns alſo nicht nur eine ſichtbare Logik und Methaphyſik unſers Geſchlechts in ſeinen vornehmſten Geſtalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; ſondern indem ſie dieſe mit Sinn und Wahl darſtellt, ruft ſie als eine zweite Schöpferin uns ſchweigend zu: „blicke in dieſen Spie-

gel, o Mensch; das soll und kann dein Geschlecht seyn. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfalt, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen."

Auf diesem Wege gingen die Griechen; zu dieser Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst sichtbar gemacht, und damit auch den ganzen Geist der Composition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche Kategorien der Menschheit gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basaltkopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen wahrsagenden bösen Geist, und in der himmlischen Aphrodite eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behausungen orakelgebender, lustverführender, böser Dämonen seyen, hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, daß sie den wahren Dämon, das Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen nicht zu erkennen vermochten. Auch keinem von denen wird er sichtbar, die in der Statue nur die Statue, in der Gemme den Edelstein und in allem nur Pracht, Zierat, herkommlichen Geschmack oder Alterthums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Aeußerung und Offenbarung des menschenfreundlichen, wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der Dämon der Menschennatur aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören. Schwärmerei und Begeisterung können uns hier nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über die Frage an-

kommt: „wie zeigt ſich der Genius der Menſchheit? auf wie verſchiedene Art in Hauptformen? welches ſind unter dieſen die höchſten Punkte, gleichſam die conſonen Stellen der geſpannten Saite, in welchen Harmonie tönet?“ Hätten Sie Luſt, mit mir unter dieſen Himmel glänzender Sternbilder zu treten? Nur aus einem tiefen Thale kann ich von fern auf ſie weiſen; dennoch aber wird ſich Ihr Geiſt beflügeln, daß Sie ausrufen: „Siehe da den hellen Zodiacus der ſichtbar gewordenen bedeutenden Menſchheit.“

17.

Die erſte Kindheit als ein noch unreifes Gewächs der Natur haben die Griechen ſeltner gebildet. Hercules, an der Bruſt der hohen Juno, iſt die einzige, mir erinnerliche Darſtellung eines Säuglinges, obgleich mehrere Kinder in Armen zart getragen werden. Sey es daß ſie dieſe ſüße Pflicht der Mutter zu den Geheimniſſen der häuslichen Kammer rechneten, die nicht jedem Blicke offen ſtehen müßte, oder daß ſie ſolchen Geheimniſſen lieber das Gebiet der Malerei anwieſen, indem dieſe eine Mutter und ihr Kind durch Blick und Liebe ſo viel ſanfter in Eins zu verſchmelzen weiß: genug, das bloße Bedürfniß eines bedürftigen Weſens gaben ſie bildend weniger dem Auge preis. Die ſchönen Kinder, die die griechiſche Kunſt ſchuf, waren ſchon in Spielen begriffen; in Neckereien mancher Art, am liebſten mit einem ſanften Thiere, einem Vogel, mit einem Neſte von Vögeln, oder mit Früchten. Dieſe Vorſtellung ſetzt uns jedesmal in das Leben der Kinder, in die unſchuldigen Vergnügungen der Kindesjahre. Ihre Natur athmet die volle Geſundheit, die offene Fröhlichkeit, die uns Kinder ſo lieb macht.

Die höchſte Idee aller Kinder — was konnte ſie alſo ſeyn? Im Himmel und auf Erden nichts anders als Eros, Amor, Un-

ſchuld und Liebe. Sind Kinder nicht ſichtbar gewordene Darſtellungen eines Moments der Liebe, in dem ſie ihr Weſen empfingen? Und in welche Geſtalt konnten die mancherlei Spiele und Neckereien, die Vergnügungen und Unbeſonnenheiten, die uns die Liebe ſpielt, die wir ihr unſchuldig ſpielen, beſſer gekleidet werden als in die Geſtalt des Kindes oder Knaben Amors? Bei den Dichtern, inſonderheit des Idylls oder der Fröhlichkeit und Freude, hatte er ſo viele Scherze begonnen; er begann ſie auch in der Kunſt, und aus manchen Vorſtellungen derſelben wäre noch viel niedliches zu dichten. Seine Geſchichte mit der Pſyche iſt der vielſeitigſte zarteſte Roman, der je gedacht ward, über den ſchwerlich etwas höheres auszudenken ſeyn möchte; auch ſeine Tändeleien mit der Mutter und mit andern Göttern ſind voll Grazie und Schönheit. Setzt man nun hinzu daß die meiſten dieſer Spiele Amors und ſeiner Geſellen, die man Liebesgötter oder kindliche Genien zu nennen pflegt, nur zur Verzierung auf ſchmalen Basrelifs, wo ihnen der Ort ihre Kindheit erlaubte, ja ſolche nöthig machte, oder auf geſchnittenen Steinen, Siegelringen und ſonſt an Plätzen oder Plätzchen vorkommen, an denen dieſe Tändeleien ein angenehmes Mehr als Nichts waren, ſo tritt Amor mit ſeinen Brüdern gerade in das Licht in welchem er auf der Tafel der Menſchheit zu ſtehen verdienet. Der kleine Gott der Götter wird ein Amulet der Bruſt oder ein angenehmes Nebenwerk, das ſich hie und da einſchleicht, das man immer gerne ſiehet, und den man zum verſchwiegenen Boten lieber als den Boten der Götter ſelbſt brauchet. Außerdem aber war Amor nicht ein Kind; ein ſchöner Genius war er, und Hymen ſein Bruder.

Hiemit komme ich zu euch, ihr Genien der Jünglingſchaft, ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens. Was Winckelmann von euch in ſeinen ſchönen Träumen gedichtet hat, iſt kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, iſt ein

treffender Name; denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage ſeines Daſeyns opfern? So dachte ſich die Natur ihre ſchönſten Kinder, Engel in Menſchengeſtalt oder vielmehr Menſchen aus deren Geſtalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes Inſichgekehrtſeyn, dem das Leben ſelbſt noch wie ein Traum der Morgenröthe vorſchwebet, die unbefleckte Roſe der Jugend, die noch von keinem Sturme gebrochen, von keiner Mittagsſonne verſengt iſt, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sproſſen der Menſchheit, und ehre mich daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du vaticaniſcher oder borgheſiſcher Genius, vernichtigt die Verleumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelſten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee in welcher dieſe Geſchöpfe, die Blüthe der Menſchheit, gedacht und gebildet wurden.

Es haben einige ein Trauriges, einen düſtern Zug an dieſen Genien bemerken wollen; ſie haben aber, wie mich dünkt, Zeiten und Gattungen verwirret. Die Antinous haben freilich einen düſtern Zug, wie ſie auch, ihrem Urbilde nach, haben ſollten; ſowie überhaupt die Kunſt zu Hadrians Zeiten ſchon ſehr repräſentiret, und aus ſich ſelbſt heraustritt. Aber jene Genien einer ächten Gattung ſind in ſich geſenkt, als ob keine Welt um ſie wäre, und fühlen ſich im leiſeſten Selbſtgenuſſe zufrieden. Die Idee der Traurigkeit, die wir in ſie legen, kommt wahrſcheinlich von uns ſelbſt her; wir empfinden ihre Blüthe nämlich auf ſo zarter Sproſſe, daß uns, mitten im Genuſſe, der Unbeſtand derſelben zu ſchmerzen anfängt. Wir, zumal fremde Nordländer fühlen, der zarte Ton verhalle, die Roſenknoſpe entwickle ſich und ſterbe. Das ſollten wir indeß nicht fühlen, vielmehr dem Schöpfer der Natur danken daß er uns eine ſolche Blüthe menſchlichen Daſeyns zeigte. Was Anakreon und die Anthologen, was Sappho, Platon, und wenn er noch vorhanden wäre, Ibykus von ſchönen Jünglingen gedichtet und ge-

ſungen haben, bliebe uns ohne dieſe ſichtbar gewordenen Ideen vielleicht ein leerer Hall, an den wir kein Bild heften könnten; jetzt überzeugt uns das Auge von der Weſenheit jener lieblichen Träume und beſtimmt ſie uns in Bildern.

Das männliche Geſchlecht ging in der Kunſt der Griechen dem weiblichen vor; doch ward auch dieſem ſein reicher Antheil an der Kunſt nicht verſaget. Nymphen, Grazien, Horen, ja die Parzen, Furien und Meduſa ſelbſt empfingen ihr Antheil an dieſer Blüthe jungfräulicher Jugendſchönheit. Warum biſt du von Hercules Knien entrückt, du Göttin mit der Schale ewiger Jugend, blühende Hebe? Ihr Horen um Jupiters Haupt, ihr Schweſter-Grazien, die ihr, in untrennbarer Liebe verſchlungen, am Kephiſſusſtrome eure ewigen Tänze feiert; warum erſcheinet ihr uns in Nachbildern, die uns nur eure Idee gewähren? Indeſſen haben wir Figuren des Alterthums genug um den Begriff der weiblichen Jugendſchöne aus ihnen zu ſchöpfen.

Und ihr heiligen Muſen, vor allen du hochaufſteigende Melpomene, mit deinem Antlitze voll edlen Unmuths und hoher Würde; ſo oft ich bei euch (ungleich an Kunſt, wie ihr daſtehet) im vaticaniſchen Tempel war, dünkte ich mich, zwar nicht auf dem Parnaß zu ſeyn und eures begeiſterten Führers Apollo Stimme zu hören; aber in der Geſellſchaft reiner Weſen fand ich mich, deren jede uns mit ihrer Bildung, mit ihrem Anſtande, ihrer Aufmerkſamkeit und Gebärde mehr ſagt, was Dichtkunſt, Muſik, Wiſſenſchaft und Muſe des Lebens ſey, als eine Encyklopädie uns ſagen könnte. Ihr kehrt den Blick gewaltig in uns, und macht uns ſcheu, euren Namen nur auszuſprechen oder den Saum eures Gewandes zu berühren. Im Capitolium rupft die Muſe der Sirene mit Schmerz den Flügel; und in mehreren Darſtellungen wird Marſyas dem Apoll ein gräßliches Opfer.

Wenn die griechiſche Kunſt der weiblichen Jugend Grazien-

tanz, fröhlichen Leichtſinn, oder Schüchternheit, Sprödе, endlich jenen noch ungebändigten Stolz zum Charakter gab den mehrere griechiſche Dichter in Worten charakteriſirt haben, ſo ſey es erlaubt mich von ihnen zu einer unglücklichen Familie zu wenden, die für mich in ihrem heiligen Style die hohe Tragödie der Kunſt iſt: Niobe mit ihren Kindern. Ich will ſie mit Worten nicht entweihen; aber einige Töchter und einige Söhne machen einen ſo reinen und tiefen Eindruck daß jeder Vater, jede Mutter wünſchen müßte Kinder ihrer Art zu erzeugen, jede Braut und jeder Bräutigam, ſich in dieſem Geſchlecht zu verloben. In dem Zimmer zu Florenz, wo ich mich mit den Eingekerkerten einſchloß, kamen mir alle Unglücksfälle vor Augen die je auf Erden eine ſchuldloſe ſchöne Familie betroffen haben möchten; ſtatt aller ſtand ſie mir da, im Mutter- und Jugendſchmerze eine heilige Krone. —

Soll ich nach ihr alle Scenen durchgehen, wo Empfindungen der Bruder- und Schweſter-, der Freundes- und Gattenliebe in ſtummen Bildern rührend daſtehn? Nie bin ich, ihr ſchönen Jünglinge, die man Oreſt und Pylades nennet, nie von euch, ihr ſtillen Vertrauten, die man als Hippolytus und Phädra fälſchlich anklagt, nie von ſo mancher andern Gruppe, da ſich auf dem Grabſteine noch (das Kind in ihrer Mitte) liebende Hände den Bund der ewigen Treue ſchwören, weggegangen, ohne daß mein Herz, durch die Innigkeit der Gefühle die aus dieſen Gebilden ſprachen, innig erweicht war. Ich war in einer andern Welt geweſen, und ſprach zu mir: könnteſt du mit ihnen leben, und wäreſt einer derſelben! Der ganze Habitus der Menſchheit, wäre er in Unſchuld, Liebe und Einfalt noch nach dieſem Bilde gebildet! Solche Gefühle hatten mir zur Aufmerkſamkeit auf alles was dieſe meine geliebten Menſchen anging, auf die Verhältniſſe ihrer Glieder, ihren Stand, ihre Gebärde und Sitte, den

Grad der Leidenſchaft, deſſen ſie fähig ſchienen, auf ihre Kleidung und ihren Wink das Auge geſchärfet. Soll ich Ihnen aus dieſer ſtummen Schule der Humanität einiges noch erzählen? [1]

18.

Von Menſchen komme ich zu Helden- und Göttergeſtalten, ob ich deren gleich auch ſchon einige vorübergehend berührt habe: wir betrachten ſie hier, wie ſie es auch waren, als reine Formen der Menſchheit.

Jeder Held erſcheinet in ſeinem Charakter. Der ſchöne Kopf, den man den Achilles nennt, ſowie Ulyſſes, Ajax u. ſ. ſie zeigen in welcher hohen Idee die Griechen ſich jene Helden Homers gedacht haben. Und hierin ſind ſie im gehörigen Maße des Abſtandes von ſo vielen Köpfen der Dichter, der Dichterinnen und Weiſen nicht verſchieden; die meiſten davon ſind idealiſch gebildet, nicht weniger als Apollo und die Muſen. Eben aber durch dieſe idealiſche Formerfindung werden ſie lehrreich. Man ſiehet, wenn das Bild alt und ächt iſt, wie die Kunſt ſich aus dem Inbegriffe der Geſänge und Sagen einen Homer, wie ſie ſich einen Pythagoras und Plato dachte.

Der Held der Helden iſt Hercules; er iſt es auch in der Kunſt, ſofern dieſe ihr Ideal nicht höher hinauftreibt als daß ſie unbezwingbare Stärke, unerſchöpfliche Kräfte in einem Menſchen-

[1] Ich darf vorausſetzen, daß den Leſern dieſer Briefe die in ihnen angeführten Denkmale der Kunſt, wenn nicht in den Urbildern, ſo doch in Abgüſſen, Abdrücken, Zeichnungen, Kupfern, oder aus Beſchreibungen, z. B. in Winckelmanns Geſchichte der Kunſt, Stolbergs Reiſen u. a., endlich wenigſtens aus der Mythologie bekannt ſind, ihnen alſo eine Claſſification nach der reinſten und höchſten Bedeutung nicht unangenehm ſeyn werde.

körper darzuſtellen zum Zwecke hat. Mittelſt ſolcher Glieder hat er ſeine Thaten gethan und den Olymp erſieget; die Fabeln hiervon hat die Kunſt mit großer Energie ausgebildet. Hercules, in mehreren ſeiner Gefahren, inſonderheit wie er den Höllenhund bezwingt, gab eine ſchöne Gruppe, und ſein Torſo, in welchem er von ſeinen Mühſeligkeiten ausruht, iſt durch Michel Angelo der neueren Kunſt ein großes Vorbild worden. Köpfe vom jungen Hercules ſind von unbeſchreiblicher Schönheit, und ſeine Jole, Omphale, Dejanira ſind von der Kunſt und Dichtkunſt ſehr wohl gebraucht worden. Da indeſſen die bloße Uebermacht körperlicher Stärke in der menſchlichen Natur noch kein höchſtes Ideal gibt, eine wohlthätige Güte aber in Hercules Thaten ſchwerlich ſichtbar gemacht werden könnte, ſo ging ſeine Idee gleichſam mit der Zeit nicht mit; er blieb ein Koloſſus der alten Fabel. Uns zumal dünken ſeine rieſenhaften Schenkel auch in Glykons Kunſtgebilde ungeheuer und geiſtlos.

Lieber verweilen wir z. B. an Laokoons Bilde. Der heilige Mann, der durch ſeinen verſtändigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit ſeinen geliebten Kindern, die am Altare neben ihm dienen, von ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit jenen zu einer Todesgruppe verſchlungen. Sein Arm, ſeine Bruſt, ſeine Seele hat ausgekämpft; das Geſicht gen Himmel gekehrt, athmet er ſie aus in einem unermeßlich tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich ſchöne Gruppe; ein Ideal der Kunſt auch für das Gefühl der Menſchheit. Keiner kann ſchwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend ſchöner im Kreiſe der Kunſt ſchwerlich vorgeſtellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der ſtumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die St. Sebaſtian, Lorenz und Bartholomäus nicht gewähren mögen. Hercules auf dem Berge Oeta war zu ſolchem Zweck nicht bildſam. Zu welcher ſchrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar

gemacht werden, wenn wir ihn wie den Philoktetes auf Lemnus jammern hörten! —

Nicht aber Laokoon; ihr ſeyd meine Helden der Kunſt, Caſtor und Pollux auf dem quirinaliſchen Berge; in euch lebt mein Pindar. Großes Werk, eines Phidias und Polykletus nicht unwürdig; uns wenigſtens außer Griechenland und nach deſſen zerſtörten Heiligthümern ſtatt der Werke des Phidias und Polykletus. „Lebten Menſchen wie ihr?“ fragte mein emporklimmender, umwandelnder Blick. „Nein!“ antwortete der Geiſt, der euch umſchwebet; „aber uns dachten, uns bildeten Menſchen. Heldenjünglinge, wie wir, waren einſt in der Seele vieler jungen Männer und Helden. Auch den Dichtern ſind wir erſchienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet.“ — Lebt wohl, Idole der Menſchheit! Das Wetter ziehe euch vorüber, und eine freche Fauſt müſſe euch nie berühren. —

Ehe wir höher hinaufſteigen, laſſen Sie uns auf dieſer Höhe des Heldenideals verweilen. Zu den Füßen dieſer göttlichen Menſchen ſitzen wir nieder, die Idee des Weges zu ſammeln den wir zurückgelegt haben.

Die griechiſche Kunſt kannte, ehrte und liebte die Menſchheit im Menſchen. Den reinen Begriff von ihr zu erfaſſen, hatte ſie ſich auf vielſeitigen mühſamen Wegen, über ſchroffen Felſen, durch tiefe Abgründe, mit manchen Uebertreibungen und Härten unabläſſig beſtrebet, bis dann ſelbſt dieſe übertreibende Mühe, die die Wahrheit um ſo ſchärfer verfolgte, nicht anders als zum Gipfel der Kunſt führte. In allen Menſchenaltern und jeder ihrer merkwürdigſten Situationen in beiden Geſchlechtern hatte ſie die Blüthe des Lebens gewonnen, die auf ſolchem Stamme blühet; denn die Griechen beſaßen noch Einfalt des Geiſtes, Reinheit des Blickes, Muth und Kraft genug, dieſe als eine vollſtändige, durch ſich beſtehende Idee in ihren Werken darzuſtellen und zu vollenden. Im Kinde dachten und bildeten ſie die Kindheit, im Jünglinge den

Frühling des Lebens, im Manne den Göttersohn voll Selbstgenusses in Kraft und Würde. An dieser Heldenidee nahm auch das weibliche Geschlecht Theil, wie jene schönen Bilder der Amazonen zeigen, deren manche im Geiste eine Schwester des Castor und Pollux zu seyn verdiente. Nachdem in allen diesen Formen die Kunst der reinen Idee Selbständigkeit, Würde, eine in allen Theilen lebendiggewordene Bedeutung gegeben, und sie von jedem ungewissen, schwankenden oder fremden Beiwerke, wie durchs Feuer, gereinigt hatte, so war von diesen Gebilden nothwendig auch jene Kraft, die ausfüllend zum Verstande und zum Herzen in höchster Einfalt spricht, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geschlecht, Alter, Charaktere waren in ihrer Verschiedenheit und leisen Angränzung aufs sicherste bemerkt; und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren dauerhafte Kategorien der edelsten und schönsten Menschenexistenz geordnet. Auf wie wenige Hauptformen tritt die formreiche menschliche Natur in Gesinnungen, Leidenschaften und Situationen zurück, wenn wir sie mit dem weisen und nüchternen Auge der Griechen ansehn! Der biegsame, kraft- und schönheitreiche Gliederbau der Menschheit, in wie wenige Hauptbedeutungen löset er sich auf, sobald die Seele Kraft hat, diese in jedem Theile, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich und ewig lehrreich sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau ruhig betrachtete und abwog. Welche Freuden schöpfte ich in Erwägung der Symmetrie und Eurythmie, noch mehr aber der schönen Gegenstellung, die in Ruhe und Bewegung, nach verschiedener Art der Charaktere, diesen göttlichen Körpern mitgetheilt ist, also daß sich die Seele liebreich strenge bis im Wurfe des Gewandes und in seinen Falten wie ein wehender

Geiſt offenbaret. Ihr habt unſere Natur gekannt und geadelt, ihr Griechen; ihr wußtet was das menſchliche Leben in ſeinen vorübergehenden Scenen ſey, das ihr auf ſo manchen Sarkophagen eben ſo richtig und wahr als einfältig und rührend vorgeſtellt habt. Da erfaßtet ihr die Blüthe jeder flüchtigen Scene und heiligtet ſie in einem nie verwelkenden Kranze der Mutter des Menſchengeſchlechtes. Wenn unſere Art je ſo entartet werden ſollte daß wir dieſe innere Kraft und Anmuth der Menſchheit, das hohe Siegel unſerer Exiſtenz gar nicht mehr erkennten; dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelſten Geſchöpfes, oder vielmehr ſie zerbräche von ſelbſt und zerfiele in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu dieſem allen? Nur durch Ein Mittel: durch Menſchengefühl, durch Einfalt der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahreſten, völligſten Genuſſes, kurz, durch Cultur der Menſchheit. Hierin müſſen wir alle Griechen werden, oder wir bleiben Barbaren.

19.

Mit heiligem Ernſte treten wir zum Olymp hinauf und ſehen Götterformen im Menſchengebilde. Jede Religion cultivirter Völker (die chriſtliche nicht ausgenommen) hat ihren Gott oder ihre Götter mehr oder minder humaniſiret; die Griechen allein wagten es, humaniſirte Gottheiten, ihrer und der Menſchheit würdig, in Kunſt, d. i. auf eine dem Gedanken rein und völlig entſprechende Weiſe darzuſtellen. Oder vielmehr ſie läuterten alles Schöne, Vortreffliche, Würdige im Menſchen zu ſeiner höchſten Bedeutung, zur oberſten Stufe ſeiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf, und theificirten die Menſchheit. Andere Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; ſie hoben das Göttliche im Menſchen zum Gott empor.

Unten ſahen wir einen Reiz der Jugend, deſſen flüchtige Blüthe wir bedauerten; unter den Göttern iſt er verewigt, eben dadurch daß er aufs höchſte geläutert ward.

Als das himmliſche Sinnbild aller Jünglings-Genien auf Erden ſtehet Dionyſos hier, deſſen zarte Idee die niederen Sterblichen ſo mißkennen daß ich ſeinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Es iſt die ſichtbar gewordene ewige Fröhlichkeit; im Genuſſe ſein ſelbſt, ohne Anſtrengung und dennoch mit der leichteſten Elaſticität, ein ſüßer Beglücker der Götter und Menſchen. Im ſchönen Charakter dieſes thätigen ſüßen far niente rettete er einſt den Olymp, und cultivirte die Welt durch Gaben und Geſchenke. Sein Daſeyn iſt ein ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen erquickt und getröſtet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an ſeiner Seite ſenkt den liebetrunkenen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, ſelige Ariadne. Von ewigem Dank und innigem Ergötzen ſtrömt der gerührte Blick, den keine Mänas, keine Baccha mit ihr theilet. Ohne Kinder, in ſeligem Anſchaun des Genuſſes, feiern die zwei ihr unzerſtörbares Triumphleben, in welchem Bacchus ſelbſt die Blüthe der Weiblichkeit in ſeiner Natur genießet. Lebet wohl, ihr glücklichen Beide, du Gerettete und du, ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menſchheit beſeligen, die retten und wohlthun, ohne daß ſie es Zwang koſtet. Den Triumphswagen ſolcher Gemüther umjauchzen dankende Chöre. — Schöne Statuen ſind vom Bacchus da, und das capitoliniſche Haupt der Ariadne iſt ganz ihr Charakter.

Neben Bacchus ſtehet Apollo, das höchſte Symbol aller Heldenjünglinge der Menſchheit. Ueber Caſtor und Pollux erhaben iſt ſeine Geſtalt ein ſichtbargewordener Heldengedanke. Seine Thätigkeit iſt Blick, Gang, Daſeyn, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieſer kühne, raſche, ſelbſt zornige Jüngling rührt

in andern Geſtalten die Leier, der alle Muſen horchen. Ihr horcht der Schwan oder Greif zu ſeinen Füßen; ihr horcht die Natur. Aller Muſen Künſte ſind dieſem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal griechiſcher Cultur iſt zur thätigen und muſenhaften Heldenjugend. In ſeinen drei Hauptſtellungen, als Sieger, Sänger und ruhender Jüngling iſt er immer Apollo, auch wenn er ſanft angelehnt nur die Eidechſe tödtet.

Und neben ihm ſeine unermüdliche Schweſter Diana. Sie, die Jungfräulichkeit, daher auch die Keuſchheit und immer muntere Thätigkeit ſelbſt, ohne welche jene nicht beſtehen konnte. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt ſie dahin wie ein jugendlicher Hirſch, unbewußt ihrer Schönheit; ihr Blick iſt in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funken der Liebe zündet, und ſie den Endymion belauſcht; wie rein und ſtille verſchwiegen iſt dieſer Anblick! wie rührend ſtellte ihn auf Grabmalen die griechiſche Kunſt vor! — Jünglinge und Mädchen ſangen das Lob des Apoll und der Diana in Wechſelchören; denn beide Gottheiten waren das Abſtractum ihrer Tugend. Erſt nur, wenn Hymen den Gürtel der Jungfrau löſete, trat die Verlobte aus dem Dienſte der ſtrengen Diana ins Gebiet der ſchamhaften Aphrodite. In Apolls ſchönen Darſtellungen iſt alſo eine der höchſten Zierden menſchlicher Tugend erhalten; und wenn die Bildniſſe der Schweſter dem Ideale des Bruders nicht gleich ſeyn möchten, ſo verläugnet dennoch keine Vorſtellung den Charakter einer Artemis oder der ſaufteren Luna.

Eine dritte Jünglingsart ſtehet dort an der Pforte des Olympus; es iſt Mercur, der Gott ſchlauer Beredſamkeit, der behenden Betriebſamkeit in allen Geſchäften. Er hat den Apoll überliſtet, hat mancherlei Anſchläge erfunden und trägt den Beutel. Auch trägt er Botſchaften und geleitet die Seelen ſelbſt zum Orcus, geflügelt an Füßen und Haupte. Es iſt ein geſchäftiger,

munterer Gott, das Haupt einer groſsen Gemeinſchaft, die in ihm perſonificirt iſt, ein unentbehrlicher Gott im Himmel und auf der Erde. Fabel und Kunſt haben ihn ſo vollkommen ausgebildet als den Jupiter oder die Minerva; er iſt aber ein Erdgeborner, der Maja Sohn, ſubaltern an Dienſt und Charakter. Wir wollen den ſchönen Gott, ſchön an Haupt, an Füſsen und Händen, nicht ohne Betrachtung vorbeigehn. Bemerken Sie wie er lauſchet, wie er mit ſich ſelbſt und ſeinem Schlangenſtabe und ſeinem Hahne und Beutel ſo ganz Eins iſt; ein vortrefflicher Gott an der Pforte.

Dir nahen wir uns, himmliſche Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer ſittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres ſtiegſt du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten ſich die Wellen; deine ſittſame Gegenwart machte ſie zum Spiegel der Lüfte. Beſcheiden trockneteſt du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdiſchen Urſprungs ward ein Geſchenk, eine Perle der Muſchel, die dich wollüſtig in ihrem Schooſse wiegte. Du ſtiegſt zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Geſtalt; denn ſie ſelbſt war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch ſichtbar, dem Auge unſichtbar zu machen weiſst, dieſe in ſich gehüllete Scham und Beſcheidenheit iſt dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altare der Griechen ſtandeſt du nicht anders als unter dieſem Bilde; denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen. Es iſt ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt oder ſich mit Wohlgefälligkeit zeiget; ihre Schönheit iſt die daſs ſie, ſich vor ihr ſelbſt gleichſam und vor allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegſchlüpfenden Thautropfen einer jungen Roſe ähnlich, in dem ſich die anbrechende Morgenröthe ſpiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat ſie der Sinn der Griechen, ſelbſt mit ihrem zu kleinen Köpfchen, und was man ſonſt an ihr tadelte, gedichtet. Beſcheidenheit und eine kunſtloſe Scham,

die ſelbſt die höchſte Kunſt iſt, ſind und wecken den Liebreiz. Es gibt keine feinere Zunge dieſer Wage.

Neben ihr ſteht die verſchleierte Veſta. Als die große Mutter der Natur kennen wir ſie nur auf Gemmen oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Veſtalen, die Dienerinnen ihres heiligen Herdes, ſind uns ehrwürdige Jungfraumatronen. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können was zu beobachten ſey um in einer reinen Menſchheit alſo ehrwürdig zu erſcheinen, daß man bei einer kaum ſichtbar gewordenen Hand und dem engelreinen Antlitz den großen dichten Schleier heiliger Gelübde verehret. —

Wieder laſſe ich mich am Fuße dieſer Veſtale nieder und frage: „was helfen uns dieſe Bilder? dieſe ſo groß und rein und richtig beſtimmten Menſchenideale?“ — und antwortete mir ſelber: „viel! ſehr viel!“

Dort nahm Pallas dem Diomed die Wolke vom Auge hinweg daß er einen Gott und einen Sterblichen unterſcheiden konnte; eben dieſe Wohlthat wird uns durch dieß Studium der griechiſchen Kunſt gewähret. Leibhaft wandeln unter uns keine Apollos und Dianen umher; jene Anlagen des Charakters aber, die eine Diane oder Veſtale, eine Ariadne oder Anadyomene, einen Mercur, Bacchus, Apollo im höchſten Ideale gaben, ſind in zerſtreueten, oft ſehr verworrenen Zügen vor uns. Dieſe Anlagen nur zu erkennen, iſt eine Charakteriſtik menſchlicher Denkarten und Seelenformen nöthig, die ſich auf wilden Wegen ſchwerlich erlangen läßt. Sind Linneus **genera plantarum** das Inventarium der Botanik worden, ſchätzet man ſeine nach Naturkennzeichen gegebenen Thierclaſſen hoch: ſollte es nicht auch Menſchenclaſſen nach Natureigenſchaften geben? und wären dieſe, auf die reinſten Begriffe gebracht und in unzerſtörbaren Formen dargeſtellt, nicht aller Betrachtung werth? Daß die Griechen den Menſchen mit einem unbefangeneren, ſchärfe-

ren Blick angeſehen haben als wir, wird niemand läugnen; daß unſre Temperaments- und phyſiognomiſchen Eintheilungen zu nichts ſicherem führen, muß jedermann klar einſehen; warum liegen uns denn jene von Meiſtern erfundenen ſcharfen und großen Formen der Unterſcheidung ſo weit ab? Warum ſonſt als weil wir ſie nicht verſtehen, oder zu gebrauchen nicht vermögen. Wir fühlen daß der edelſte Same, unter uns aufkeimend, kein Klima zum Aufkommen, geſchweige einen Olymp zur Gottesgeſtalt findet, und tappen alſo fort im Nebel. Wenn aber die liebliche Scham, die ſeelenverhüllte Veſtale oder Dianens keuſche Tochter keinen Olymp verdienen, genießen ſie nicht eines häuslichen Altars?

Eine reine Kritik dieſer der erleſenſten Menſchenformen, die man Göttergeſtalten nennt, prüft und ſichert unſer Urtheil auch für alle ſittlichen Compoſitionen. Von wie manchem Nebenbegriff bin ich frei geworden, wie manche Meinung habe ich vergeſſen lernen, ſeitdem die Kunſt der Griechen, geſtützt auf ihre Weisheit und Sittenlehre, meine Führerin ward. Demüthig wie ein Fragender zu Delphi frage ich mich: hat dieſe Compoſition, hat dieß Urtheil, hat dieß Werk einen Werth? haben ſie einen ſittlichen Charakter? Von welcher Art iſt dieſer? hoch oder niedrig? und iſt er ſich ſelbſt treu, in ſich beſtändig? Durch die ernſten Fragen, wie manches lernt man vergeſſen und wegthun! Dieß Urtheil über eine Compoſition z. B. kann nur auf zwiefache Weiſe, ſubjectiv und objectiv, ein Gewicht haben. Subjectiv: indem der Urtheilende den ganzen Sinn des Werkes das er beurtheilt, treu erfaſſet, ihn an allen Theilen feſthält und deſſen Beſtandheit oder Unbeſtandheit wie in einem Kunſtwerke zeiget. Objectiv: indem er uns das reine Richtmaß vorhält, nach welchem und nach keinem andern es gebildet werden konnte noch ſollte. Thut der Urtheiler keines von beiden oder verwirrt er beide Arten mit einander; iſt er ſo ſchwach daß er den Sinn des Gedankenwerks oder der Handlung

weder zu begreifen noch darzuſtellen vermag, oder ſo anmaßend daß er eine ungeprüfte, mangelhafte, falſche Regel, aus Unkunde oder Vermeſſenheit, uns als ein Geſetz vorhält; wer wird darüber ein Wort verlieren? Seitdem ich über den vaticaniſchen Apollo, über Laokoon und die tragiſche Muſe, über das Ideal der Alten u. ſ. gehört und geleſen habe, was ich darüber gehört und geleſen, kümmern mich wenige Urtheile mehr, aber das Urtheil der wenigen die eine vollſtändige Idee des Werks, als eines griechiſchen Kunſtwerks haben, gehet mir auf Leib und Leben.

Was endlich die Anwendung dieſer großen Gedanken betrifft: wozu ſind die Bilder meiner Götter und Helden nicht angewendet worden? Das muß den Meiſter eines Werks nicht kümmern; genug, ſie ſtehen da und leben. Wenn ihr inwohnender Genius ſie nicht ſchützt und aus ihnen ſpricht, ſo iſt alle Wache und Fürſprache verloren.

20.

Die Idee des Kriegsgottes unter dem Bilde des Mars (Ares) war den Griechen ſeit dem Homer nicht ſo geehrt als ſie es den Römern ward, die von dieſem Gott ihr Geſchlecht ableiteten. Seine Statue iſt ſelten, und wo man ſie dafür hält, wird ſein Anſehen durch Ruhe oder durch Amor und Venus gemildert. Die nackte Idee eines Kriegers kann, als ein unbeſtimmter Begriff, kein hohes Ideal geben. Eben alſo Vulcan. Der Gott aller Künſtler, der nur als Werkmeiſter bei ſeiner Arbeit vorgeſtellt werden konnte, war eines hohen Ideals unfähig. Prometheus ſelbſt gab mit ſeiner Menſchenbildung zu ſchöneren Ideen Anlaß, inſonderheit unter dem Beiſtande der Minerva.

Feierlich erſcheint jene große und zärtliche Mutter, die Hausmutter der Erde, Ceres, Demeter. Ruhig und hausmütterlich iſt iht Anſtand; wie erſchreckt und eilig aber ſchwingt ſie die

Fackeln, wenn ſie ihre verlorne Tochter Proſerpina ſucht! Dieſe Geſchichte, eine der ſinnreichſten und bedeutendſten des Alterthums, iſt in ihren ſchönen Vorſtellungen auf Grabmälern der Menſchheit ſo lieb als die Geſchichte Endymions, der Pſyche, oder die Scenen des menſchlichen Lebens von Prometheus an bis zum ſchüchternen Eintritt der Seele ins Reich des Aides. Traurig und milde thront Proſerpina da, ſie ſelbſt eine geraubte Königin des Orcus.

Noch drei Göttercharaktere ſind vor uns, Pallas, Jupiter und Juno.

Das Bild der Pallas, die zuerſt eine fürchterliche Kriegsgöttin war, iſt viel bedeutender und edler als Mavors ausgebildet worden; denn eine mächtige Städtebeſchützerin war ſie, keine tobende Wilde. Sie vereinigte Muth mit Verſtand, und war dadurch von jeher dem roh angreifenden Mars überlegen. Vor ihrer Bruſt das Haupt der Meduſa, und jenen Schild den Homer lebendig beſchrieben; in ihrer Hand den mächtigen Speer, den ſchrecklichen Helm auf ihrem Haupte, war und blieb ſie ſelbſt die heilige Jungfrau, die, aus dem Haupte Jupiters entſproſſen, gleichſam ſein ſichtbargewordener mächtiger Schreckgedanke, und in der Folge die Göttin aller Weisheit, inſonderheit des häuslichen ruhigen Fleißes war. In beiden Eigenſchaften ward ſie gebildet; bald als jene furchtbare Göttin, deren plötzliche Gegenwart Verwirrung und Flucht bringt, bald als die friedliche Städtebeſchützerin, die Mutter aller nützlichen Künſte. In beiden Vorſtellungen iſt ihre dämoniſche, mächtig ſtille Gegenwart wirkſam. Wie vor einem hinabgeſchwebten olympiſchen Weſen ſtehet man vor der Minerva Giuſtiniani; man wagt ihr kaum zu nahen, und doch iſt ihr Daſeyn ſo in ſich geſchloſſen und friedlich. Keine andere Göttin führt dieſe Gattung heiliger Majeſtät bei ſich, die eine Pallas auch nicht verläßt wenn ſie in häuslichen Künſten arbeitet. Dank dem glorreichen Athen, das ſeine Göttin ſo ſchön

ausgebildet. Es weihete ihr alle Kränze, die aus ſeinem Flor entſproſſen, indem das Feſt der Gedankentochter Jupiters ſein großes Feſt war. Mit Andacht opferte ihr Mutter und Kind, der Krieger wie der Weiſe.

Das verſchloſſene Bild der Juno Ludoviſi ſtellet die Königin des Himmels dar, des höchſten Gottes Schweſter und Gemahlin. Alle weibliche Majeſtät, Pracht und Größe iſt in dieß ruhige Antlitz geſenket. Sie hat nicht ihres Gleichen, ihres Gleichen kann ſie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Beſäßen wir vom Jupiter ſelbſt ein Bild wie dieſes!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidiasbild vom höchſten Gott fehlet, iſt ſein Charakter in allen Vorſtellungen merkbar, Macht, Weisheit und Güte in Ein unſterbliches Haupt verſammelt. Was ſein Weib in ſtolzem Anſtande zeiget, das iſt er in ruhiger Würde, Vater der Götter, König des Himmels und mit ſeinem Stab ein Hirt der Völker. Der Blitz in ſeiner Hand hat die Rieſen zerſchmettert und die Lüfte gereinigt; ſein Blick hat den Elementen Frieden geboten, darum feiern um ſeinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, deſſen Wallen den Olymp erſchüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; ſein Mund iſt gütig und der Wink ſeines Augenbrauns verheißt dem Flehenden, der ſeine Knie berühret, väterlichen Beiſtand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe ſeinen erdgebornen Söhnen was er hat und iſt, mächtige Güte, gnädige Weisheit.

Nach Jupiter darf ich von ſeinen beiden Brüdern nicht reden; ſie tragen ſeinen Charakter, nur in niedrigern Reichen. Neptun in den Wellen des Meers zeigt den Sturm desſelben, aber nur in ſeinem Haar; ſein Anblick glättet das Meer, und gebietet Stürmen und Wellen Friede. Pluto's (Jupiterſerapis) Antlitz mit ſeinem düſter gütigen Blick eröffnete mir jedesmal die dunkle Unterwelt, wenn ich ihn anſah. In düſtern Gegenden iſt dieſer traurig ernſte

und doch milde Jupiter König. So charakteriſirten die Griechen Leben und Tod, Himmel und Orcus. O wären uns von ſo manchen Gottheiten, die im Pauſanias genannt ſind, Abbildungen übrig; wir hätten eine Charakteriſtik ſelbſt aller Leidenſchaften der Seele.

Wenn dieſer mein Brief öffentlich bekannt würde, ſo könnte es ſchwerlich anders ſeyn als daß er manchem enthuſiaſtiſch vorkäme. Dieſem aber hätte ich nur Eins zu ſagen: „gehe hin, ſieh und betrachte. Je kälter, deſto beſſer; um ſo mehr wirſt du, was ich andeutete, finden. Nur habe kein vorgefaßtes Syſtem.“

Alle wiſſen wir daß die Götter der Griechen, in verſchiedenen Gegenden entſproſſen, hie und dort anders gedacht, mit Nebenumſtänden oft verkleidet, von Dichtern äußerſt verſchieden behandelt, von Philoſophen endlich mit Allegorien dergeſtalt überladen worden ſind daß man in jedem Gott einen ganzen Olymp von Göttern finden könnte. Aus dieſem allen folgt aber nichts was meiner in Denkmalen vorliegenden Wahrheit zuwider wäre. Der Mythолog zähle jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen her; eine ſehr lehrreiche Tempelreiſe. Der Ausleger bemerke jede Verſchiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dichtungsarten und einzelnen Dichtern; eine ſehr lehrreiche Reiſe, wenn ſie mit Ariſtoteles Scharfſinn angeſtellet wird. Unter andern guten Folgen würde ſie uns auch vor der unſeligen Uebertragung des Bildes einer Dichtungsart in eine von ihr verſchiedene, ja vor hundert andern unnützen Anführungen bewahren. — Der Kunſtliebhaber reiſe die Kunſtwerke durch, ſowohl die noch vorhanden ſind, als auch von denen die Alten reden. Er unterſuche das Spiel der Künſtlerideen nach Zeiten, Gelegenheiten, am meiſten nach dem Ort und Zweck ihrer Anwendung; denn unmöglich können doch Statuen, Basreliefs, Gemmen und Münzen auf Einen Fuß genommen, Zeiten und Länder verwirrt, und alles wie auf Einer Tafel betrachtet

werden. Hierüber iſt noch wenig geleiſtet worden, zumal ſo viele ſchöne Basreliefs noch nicht bekannt, und wenige Kunſtliebhaber in dem glücklichen Fall ſind alles Bekanntgewordene zu kennen, oder mit Muße zu gebrauchen. — Endlich vergleiche dieſer Kunſtliebhaber Künſtler und Dichter; von allen vorigen das ſchwerſte Werk, das nicht nur Gelehrſamkeit, ſondern auch Verſtand und einen wirklichen Kunſt- und Dichterſinn fordert. Hier brach Leſſing eine große Bahn, auf welcher aber noch nicht weite Schritte gemacht ſind. Eine feſte Kritik hierüber würde uns vor mancher unglücklichen Anwendung der Kunſt auf die Dichter, die in theuren Werken vor uns liegen, und doch bloße Barbarei ſind, bewahren. — Alle dieſe und noch mehrere Erwägungen aber verrücken den Geſichtspunkt nicht, den ich verfolgte, nämlich: „welche reine Idee lag der Kunſt, und zwar in ihren heiligſten Werken vor, die öffentlich dargeſtellt und für die Ewigkeit geſchaffen wurden? Wie kam die Kunſt zu ihr? wie hat ſie ſolche ausgeführet?“ Dieß dünkt mich gleichſam das letzte, innigſte Reſultat beim Ueberſchauen ihrer Werke, in denen der Künſtler nicht eigenmächtig ſpielen, ſondern den Charakter ſeines Gegenſtandes als eine bleibende, ja gar als eine höchſte Idee angeben wollte. Würde mir alſo jemand gegen meinen Jupiter die Vaſe zeigen auf der er als Maske die Rolle des Amphitruo ſpielet, oder gegen meine Juno ihren Zank im Homer anführen, ſo könnte ich ihm nichts ſagen als: „für dich habe ich nichts geſchrieben.“ Ich ſchrieb von den Idealen der Humanität in der griechiſchen Kunſt, und dieſe bleiben feſt, wenn auch bei Dichtern und Künſtlern tauſend Inhumanitäten vorkämen; von dieſen möge ein andrer ſchreiben.

21.

„Aber, m. F., die Faunen, die Satyren, Pan, Silen, der indiſche Bacchus, die Mänaden, die Centauren (an mehrere Ungeheuer nicht zu denken) — wie beſtehen dieſe mit Ihrem Ideal der Humanität in griechiſchen Kunſtwerken?“

„Zweitens. Und hätten die Griechen uns denn alles vorweg genommen? wären außer dieſen und hinter ihnen nicht noch andre, feinere ſittliche Ideale möglich? Ja wären dieſe von mehreren Künſtlern nicht wirklich gegeben?“

„Endlich, was hilft uns dieſe Humanität der Griechen, da wir nicht Griechen ſind? Unſer Himmel, unſre Einrichtungen, unſre Lebensweiſe legen uns andere Bedürfniſſe auf, und fordern von uns andere Pflichten. Wir lüſten alſo, wenn wir jene, ſoll ich ſagen, feinere oder gröbere Sinnlichkeit alter Zeiten, jugendlicher Völker der Welt begehren, nach einer uns verſagten, dazu gefährlichen Traube. Unſere Humanität blüht in philoſophiſchen Begriffen ohne ſinnliche Darſtellung. Die Blüthenzeit iſt vorüber; wir koſten Früchte.“ Wollten Sie uns wohl einige dieſer Zweifel löſen?

22.

Die Satyren der Griechen ſind eben ſowohl Denkmale ihrer humanen Weisheit, als die erhabenſten Götterbilder. Nicht alles läßt ſich in der Menſchheit zum Helden und Gott idealiſiren; deßhalb aber iſt dieſer Theil unſres Geſchlechts ſo ganz und gar nicht verwerflich. Es gibt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menſchlichen Bildung, die wir nicht verläugnen können: ſie iſt behend, aufgeweckt, luſtig, munter in Einfällen, in ländlichen Scherzen und Spielen; dabei lüſtern, üppig; übrigens einem Theil nach (denn es gibt auch grobe böſe Faunen) gutartig, dienſtfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum ſollte man dieſen Geſchöpfen, die

einſt die Beſitzer der jungen Welt waren, ihre Freuden und Spiele ſtören? Warum ſollte man dieſem Satyrus der mit ſo unendlichem Appetit die ſüße Traube koſtet, jenem Faunchen das die Nymphe belauſcht oder haſchet, jenem andern der mit kindiſcher Freude die Flöte bläſet, oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrne Lüſternheit und Neugier rauben? Vergnügungen, oder Luſtkeime dieſer Art machen einen ſo großen Theil der Jugendfreuden aus, die man unſchuldige Freuden zu nennen gewohnt iſt, und manche Charaktere haften daran zeitlebens. Alſo bemächtige ſich auch die Kunſt dieſer Claſſe der Menſchheit; nur ſie ſondre ſie ab, und charakteriſire ſie alſo, daß man ſogleich ihre Natur wahrnimmt. Dieß hat die Kunſt gethan, und zwar (ich gehe alles vorüber was für lüſterne Augen, in Wolluſtkammern oder Gärten gemacht wurde) auf eine dem Genius dieſer Gattung ganz gemäße Weiſe. Dieſem jungen Satyr ſprießt ein Hörnchen, jenem ein Schweifchen; ſein ſpitzes Ohr lauſcht, ſein Blick, ſeine Zunge lüſtet; alſo iſt er ſchon ſeiner Art nach zum gaukelnden Sprunge, zur lüſternen Fröhlichkeit gemacht; in dieſer Art hat die Kunſt ihn ergriffen, und charakteriſiret. Es gibt Satyren von großer Schönheit; nur ſobald ſie Satyren ſind, zeichnete ſie die Kunſt aus, als der reinen Menſchheit nicht ganz würdig. War es Grobheit oder zartes Gefühl das dieſen Unterſchied machte? Unſer Auge würde vielleicht nicht beleidigt wenn ein ganz menſchlicher Jüngling mit einer Nymphe ſcherzt; das Auge der Griechen ward es. Die Geſtalt eines Jünglings war heilig; aber ein Satyr durfte ſo ſcherzen und tändeln. Dieſe charakteriſtiſche Unterſcheidung, die Begierden ſolcher Art gleichſam an die Gränze der menſchlichen Natur rückte, war alſo höchſt ſittlich gedacht, und die reine menſchliche Natur, inſonderheit der menſchliche Jüngling, ward durch ſie ſehr geehret.

Ueberhaupt machen wir uns von dieſer ganzen Gattung Geſchöpfe zu grobe Begriffe, weil unſerm Klima die ländlichen Spiele

und Feſte, die dazu Gelegenheit gaben, fremde ſind. Wir denken uns allenthalben grobe Waldfaunen und Waldteufel, von denen dort nicht die Rede war; es waren bekannte fröhliche Masken. Die Griechen hatten ſogar eine eigene Gattung Schauſpiele, wo nur Satyren ſprachen und hüpften; Schauſpiele, die unmittelbar hinter den größeſten Stücken Aeſchylus und Sophokles geſpielt wurden, und deren ſich die größeſten Meiſter nicht ſchämten. Dieſe Stücke waren Denkmale der Freiheit und Fröhlichkeit alter Zeiten; ein Satyr durfte ſprechen was der ehrſame Mann nicht ſprach, und man durfte es hören; denn es ſprach's aus den Kindeszeiten der Welt ein Satyr. Neuere Künſtler haben dieß ſittliche Coſtume, was einem Menſchen und einem Satyr zieme, nicht eben ſo genau unterſchieden.

Damit habe ich zugleich dem Silen, dem ſogenannten indiſchen Bacchus, den Centauren, Sirenen, noch mehr aber jenen Ungeheuern die ſich ganz von der menſchlichen Natur abſondern, das Wort geredet. Bei uns laufen alle dieſe Dinge durch einander; der Silen heißt ein ehrlicher Mann der gerne trinkt; Jahrhunderte lang waren unſre Trimalcions Leute von der großen Welt; ihre Sitte hieß Hofſitte und Kunſt zu leben. Bei den Griechen nicht alſo; Silen und Trimalcion waren Masken ausgezeichnet niedriger Charaktere.

Haben Sie in dieſer Rückſicht überdacht welchen Vortheil ſolche Masken der griechiſchen Kunſt, welchen Adel ſie der menſchlichen Bildung gaben? Durch ſie ward von unſrer Natur abgeſondert was ſie verzerret, was ihr nicht ziemet. Alle Caricatur nämlich war in Masken verlegt, claſſificirt und geordnet. Damit blieb ſie vom edlen menſchlichen Körper getrennt: kein Hogarth durfte Prometheus ſeyn und Menſchen bilden; wohl aber konnte das Kind, der Knabe mit Masken ſpielen, ſelbſt Jupiter und Mercur konnten in Masken agiren, wenn ſie's gut fanden. Sie waren jetzt nicht

Götter, ſondern Mißgeſtalten; denn wer eine ſolche Maske trägt, bezeugt eben damit daß er jetzt kein Menſch, oder Gott, ſondern das Thier, der Thor ſey, in deſſen Geſtalt er erſcheint. Der edlen Menſchengeſtalt, die bei den Griechen über alles galt, hat er entſaget. — Selbſt an die griechiſche Claſſification und Ordnung dieſer der Menſchheit unwürdigen Formen hat kaum ein neuer Begriff gereichet.

Die Centauren der Griechen, inſonderheit Chiron, der den Achilles unterweiſet, haben mich immer lehrreich vergnüget. Ich kann den Gedanken daß eine verſtändige, zärtliche, tapfere und keuſche Thierheit die Erzieherin und Wiederherſtellerin des Menſchengeſchlechts ſey, nicht zarter ausdrücken als er hier ausgedrückt iſt; denn Swifts edle, verſtändige und keuſche Huynhyms im Contraſt ſeiner Yahoos, ſind, gegen die Dichtung der Griechen, barbariſche, in ſich ſelbſt nicht beſtehende Gedanken. Chiron unterweiſet den Achill, nicht etwa in der Jagd allein, ſondern in allen Künſten der Muſen, ſorgſam, ſtrenge und zärtlich. Die Leier in der Hand eines Centaurs; eine mit ihren menſchlichen Mutterbrüſten nährende Centaure, auf deren Rücken Amor ſitzt, würde den Stoff zu einer äußerſt ſittlichen Unterhaltung geben, auf welche die Deutungen der Fabel, daß dergeſtalt die Helden der Vorwelt cultivirt worden, ſelbſt weiſen.

So auch ihr, ihr ſchönen Meduſen, Gorgonen, Sirenen, Scylla und Charybdis, ihr Bacchen, Mänaden, Titanen und Cyklopen, wo und wie ihr in der Kunſt der Griechen erſcheint, ſeyd ihr an eure Plätze geordnet. Unter uns lauft ihr umher; eine Titane läßt ſich als Held, eine Meduſe als Charis, eine Baccha als die Königin des Himmels anſchauen und phyſiognomiſch malen. Wären wir den Griechen nicht Dank ſchuldig daß was wir nicht können ſie gethan, und nach unveränderlichen Regeln und Kennzeichen Claſſen geordnet, Abarten ausgezeichnet und die reine

Form von der Unform getrennt haben? Auch die Barbaren und den ſogenannten Trimalcion haben ſie treffend bezeichnet.

23.

Ihre zweite Frage: „Haben die Griechen uns alles vorweggenommen, und ſind nicht nach und hinter ihnen andre, feinere und ſittlichere Ideale möglich? ja ſind dieſe nicht vielleicht ſchon längſt in der neuern Kunſt gegeben?“ dieſe Frage wird ſich, wie mir es ſcheint, aus dem vorigen von ſelbſt beantworten. Die Griechen nämlich haben, indem ſie alles ordneten, als Räuber nicht vorweggenommen; ſie haben der Erfindung keines ſterblichen Menſchen geſchadet, ſondern dieſer Raum gemacht und ſie geleitet.

Im Anbeginn der Dinge, ſagen die Dichter, ſchwebte alles in wüſter Unordnung, und es war zu nichts Raum. Da begann eine Welt; jedes ordnete ſich zu ſeines Gleichen; es wurden Planeten und Sonnen. Elemente ſonderten ſich; es entſtanden Kunſtgeſchöpfe. Nun ward Raum, denn die harmoniſchen Töne der Weltleier waren erklungen, und alles geſellet ſich ſeitdem zu ſeinem Geſchlecht, zu ſeiner Ordnung. Noch jetzt erhalten ſich alle Claſſen der Lebendigen alſo; ſo reihen ſich jetzt noch Sonnen an Sonnen; Nebelſterne ziehen ſich zu Syſtemen zuſammen und gewähren Raum; ſo ward und ſo wird die Schöpfung.

Auch die Kunſt, die Schöpfung der Menſchen, nicht anders. Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; ſie ſchufen Claſſen der Menſchheit, und trenneten ab was nicht zu ihr gehöret. Damit bildeten ſie den reinen göttlichen Begriff unſeres Geſchlechts zart und vielſeitig aus; wem haben ſie hiemit geſchadet? Wer ſich edler als Caſtor und Pollux, ſchöner als Dionyſos oder Apollo, jungfräulicher als Diana, dämoniſcher als Minerva fühlt, der trete her, und die Kunſt wird ihm opfern. Ein König der über Jupiter,

eine Königin die über Juno herrlich, eine Geliebte die zärtlicher iſt als Pſyche, trete her, und die Kunſt wird ihr opfern. Die hohen Sternbilder, die geordneten Sonnenſyſteme ſtehen da; und zwiſchen ihnen iſt Raum zu andern Syſtemen.

Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild gibt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dieß zeigt die griechiſche Kunſt in hohem Grade. Aus jener beſcheidenen Aphrodite ward mit einer kleinen Veränderung eine Nemeſis; aus ihr und aus allen urſprünglich wenigen Götterformen, wie viel Ideen ſind erwachſen! Parzen und Eumeniden, Grazien und Horen, Nymphen allerlei Art, Schutzgöttinnen der Länder und Perſonen, perſonificirte Tugenden und Ideen. Eine Genealogie dieſer Geſtalten würde zeigen von wie wenigen Hauptformen ſie entſproſſen ſind, und wie ſich, der einmal feſtgeſtellten Ordnung nach, immer Gleiches zu Gleichem geſellte. Bis auf die Münzen der Römer in ziemlich ſpäten Zeiten erſtreckte ſich dieſe Fruchtbarkeit jener kleinen Anzahl griechiſcher Ideen; auf ihnen erhielten ſich Bilder ſittlicher Humanität ſelbſt in Zeiten da alles dem Geſetz und Kriege, dem Zwange und der Noth diente.

Sollten alſo jene Denkbilder reiner Formen der Menſchheit je einem Sterblichen den Weg zu Ideen verſchließen oder verſchloſſen haben? Niemals; nur lange Jahrhunderte waren in ſo dunklem Nebel daß auch der Umriß ſolcher Formen nicht erkannt werden mochte. Endlich zerfloß der Nebel: der menſchliche Geiſt gelangte wieder zu einigermaßen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und ſo ſind jene Bildniſſe erſchienen die wie Morgenſterne aus der weichenden Nacht hervorſchimmern. Man humaniſirte ſeine Religionsbegriffe; und ſo trat vor allen andern die gebenedeiete Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes, in einer eignen Idee hervor, zu der ihr die griechiſchen Muſen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der ſie die Holdſelige, die Gottesgeliebte, ihre eigene Demuth half ihr dazu, in der ſie

ſich die Magd des Herrn nannte. Aus dieſen beiden Zügen floß ihr liebliches Weſen zuſammen, das ſich dem menſchlichen Herzen ſehr vertraut machte. Dichter hatten ſie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft gegrüßt, zutrauliche Gebete ſie liebreich angeredet; jetzt trat die Kunſt hinzu ſie auch ſichtbar zu machen, ſie und das Kind in ihren Armen, die ſelige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuſchheit alſo und mütterliche Liebe, Unſchuld des Herzens und jene Demuth die in der größeſten Hoheit ſich ſelbſt nicht kennet, die in tiefer Armuth die ſeligſte ihres Geſchlechts iſt — dieſe neue Form der Menſchheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterſcheidender Zug iſt, wenn ich ſo ſagen darf, jene chriſtliche Unbefangenheit in der die Mutter von ihr ſelbſt, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wiſſen ſcheinet, das ſie dennoch, das dennoch ſie liebreich umfängt, und den Menſchen hold iſt. Eine humane Gruppe, die Kind und Knabe, Mädchen und Jungfrau, Braut und Mutter, Mann und Greis, der Sterbende ſelbſt zutrauendſanft, gleichfalls mit chriſtlicher Unbefangenheit gern anſehn; da übrigens Raphaels Marien, gewiß die höchſten und reinſten ihrer Art, alle Landmädchen ſind, nur ſehr innig gedacht und rein idealiſirt. Jene Glorreiche ſelbſt, die, das Kind im Arm, über den Wolken ſchwebet, kennet ſich ſelbſt nicht und iſt in einer ſanften Verwunderung über die Hoheit die ihr zu Theil wird. Außer Raphael haben wenige dieſe Idee erreichet; die gebeugte Schmerzensmutter gelang ihnen viel mehr.

Den Sohn Gottes in Menſchengeſtalt haben außer Raphael, da Vinci, del Sarto wenige würdig gedacht und empfunden, alſo nämlich daß die göttliche Menſchheit des Erlöſers der Menſchen nicht zugleich Niedrigkeit würde. Das Bild des ewigen Vaters fand noch mehrere Schwierigkeiten; die Idee des gefallenen mächtigen Engels nicht minder. In allem aber was der nähere Kreis unſerer Menſchengeſtalten einſchließt, welchen Reichthum ſchöner

Compoſitionen haben in Neueren eben die Alten erweckt und befördert! Wer hat je Raphaels Schule zu Athen und ſeine andern vaticaniſchen Gemälde geſehen, ohne zu empfinden: „in ihm war eine griechiſche Seele!“ Engelsangeſichte ſind in ſeinen Gemälden; ſeine Muſe war ein ſchaffender Geiſt, der Geſtalten hervorruft und jedem Charakter mit Grazienhand das Seinige anweiſet. Was Angelo und ſo viel andere den Alten ſchuldig ſind, haben ſie ſelbſt bekannt; in glücklichen Zeiten der Kunſt werden andere kommen, und neu erfinden. Der Ideen bildende Geiſt iſt nicht ausgeſtorben und kann nicht ausſterben; in den griechiſchen Kunſtwerken iſt ein ewiger Same zu ſeiner Neubelebung.

24.

„Was in unſerm Klima, in unſerer Verfaſſung uns die griechiſche Kunſt ſolle?“ fragen Sie; und ich antworte kurz: „wir wollen nicht ſie, ſondern ſie ſoll uns beſitzen“; gerade das Gegentheil, was jener Grieche in Anſehung der Lais rühmte. Dieſe Lais verführt nur ſchlechte Gemüther; die beſſeren wird ſie als eine Aſpaſia bilden.

Wir wollen, meine ich, die griechiſche Kunſt nicht beſitzen, da ſo wenige nordiſche Seelen ſie kaum fühlen. Die griechiſchen Kunſtwerke ſelbſt ſind ja unſerm unfreundlichen Klima fremde; und es dauerte mich ſtets, wenn ich Schätze dieſer Art nach Britannien hinüber geſchifft ſah. Ein Raub der Proſerpina — wer wird ſie in jenen plutoniſchen Hainen, wo ſie unverſtanden, zerſtreut und verſchloſſen daſtehn, ſuchen und von ihnen lernen? Laſſet, ihr Weltüberwinder, den Raub Griechenlandes und Aegyptens ihrer alten Beherrſcherin, dem milden und ewigen Rom, wo jedermann, dem das Glück den Weg dahin nicht verſagte, um ein Nichts zu ihnen Zutritt findet. Sendet eure Künſtler dahin, oder gewähret euch

ſelbſt ihren mildernden Anblick; nur machet ſie nicht zu Boten unter den Völkern, oder zu Hermesſäulen auf euern glorreichen Wegen.

Die griechiſche Kunſt, meine ich, ſoll uns beſitzen, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben z. B. gingen die Völker bekleidet umher, und ſchämeten ſich des Gottgebildes das ſie verhüllten; die Griechen wagten es den Menſchen in der Herrlichkeit zu zeigen die ihm Gott anſchuf. Welcher Vater, welche Mutter wünſchet ſich nicht geſunde, wohlgeſtaltete Kinder? Wer erfreut ſich nicht an ihrem Anblick und fühlt ſeine Bruſt erweitert, wenn er einen ſchamhaften Jüngling, eine züchtige Jungfrau ſiehet? In dieſer Jugendkraft, die von einer glücklichen Natur erzeuget, durch Mäßigkeit und Uebung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem thätigen, heitern Leben; und bedauert die Gelegenheit die ihm zu Ausbildung dieſer Geſtalt und Kräfte verſagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Bruſt zuſammendrückte, ſollten wir künftigen Geſchlechtern nicht einen glücklichern Dämon gönnen? Und da vom Menſchenſchickſal viel, ſehr viel in der Hand der Menſchen, in ihrem Willen, in ihrer Verfaſſung und Einrichtung liegt, könnte uns zu Beförderung ſolcher Anſtalten wohl ein Grönländer, der aus ſeiner Höhle gezogen ward, oder nicht vielmehr ein Grieche, der ein Menſch wie wir war und als ein Gottesbild daſteht, erwecken und reizen? —

An den Körpern betrachte man der Griechen Kleidung. Die unſere hat Penia, die Dürftigkeit ſelbſt erfunden, und eine Megära des Luxus und der Unvernunft vollendet. Die Kleidung unſerer Weiber entſprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden ſiehet. Als ſie endlich rings die Lenden umgab, ward ſie zu einem Rock, der aus drückender Armuth kaum über dem Nabel den Unterleib zuſammenſchnüret. Jahrtauſende hin haben dieſe ſchnürenden Lendenſchürzen fortgedauert; und um ihren

Reichthum zu zeigen legten manche nordiſche Volkstrachten ſogar ſieben dergleichen Lendenſchürzen dick übereinander, daß das abenteuerliche Geſchöpf dem Anſehen nach auf einer Tonne ruhen möchte. Man wagte es oft nicht dieſe Schürze bis zu den Füßen hinab zu verlängern, geſchweige daß man ſie zu einem Gewande zu erheben ſich getrauet hätte; und zeigte lieber ſeine ungeſtalten Glieder. Die Bekleidung des nordiſchen Weibes an der Bruſt entſprang aus einem Mieder, das man nach und nach mit mehreren Theilen zuſammenſetzte, woraus dann jener unſelige Seiten- und Bruſtharniſch entſtand, der tauſend Müttern und Kindern ihre Wohlgeſtalt, ihr Leben, ihre Geſundheit, ihre Freuden an Muttergeſchäften gekoſtet hat, und dennoch fortdauert. Da man einmal auf dem Wege der Mißgeſtalt war, ſo wurden mancherlei Kleidungen erdacht, um dieſe oder jene einzelne Mißgeſtalt zu verbergen, denen ſodann unter dem Geſetz der Mode auch die blühendſte Geſtalt nachahmen mußte. Bei jeder unſinnigen Tracht nämlich kann man zeigen welchem körperlichen Fehler zu gut ſie entſtanden ſey, ſo daß man faſt auch keinen körperlichen Fehler gedenken kann, den unſere weibliche Tracht nicht verbergen möchte. „Biſt du das alles?“ ſagte jene Griechin zu einem europäiſchen Reifrock; und was der Reifrock hätte antworten können, hat Lady Montague frei geſagt. Die männliche Kleidung der Europäer hat einen eben ſo barbariſchen Urſprung. Zum Reiten ſind wir da; das zeigt die Bekleidung unſerer Beine. Die übrigen Fetzen haben wir uns nach und nach, inſonderheit der Taſchen wegen, zugeleget, und als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewußt ſeyn ſollten, inſonderheit unſern Hals jämmerlich zugeſchnüret; eine Kleidung in der wir allen Nationen der Erde lächerlich werden.

Da blicke man eine Muſe, eine Juno, ja nur irgendeine bekleidete griechiſche Nymphe an, und erröthe. Man betrachte einen griechiſchen Mann, er ſey Jüngling, Held oder Weiſer, in ſeinem Gewande; und ſehe beſchämt auf ſich ſelber. Fühlten beide Ge-

ſchlechter die Würde ihrer Körpergeſtalt und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten ſie ſich dieſen Feſſeln barbariſcher Dürftigkeit nicht längſt entwunden?

Ohne Zweifel müſſen Sie in Statuen ſowohl als auf allen griechiſchen Denkmalen den beſcheidenen und feſten Stand, die ruhige Stellung der Perſonen beiderlei Geſchlechts, die nicht Fechter, oder Faunen ſind, bemerkt haben; Winckelmann hat darüber ſeine für die Schönheit ſehr empfindliche Seele reich ausgeſchüttet, und den zarten Gemüthscharakter, den dieſe Ruhe verräth, unübertrefflich geſchildert. Vergleichen Sie damit unſere alten Gemälde in ſpaniſcher Tracht mit ihrem Ritter- und Heldentritte, oder alle jene gewohnten Gebärden, die uns das Etiquett der Geſellſchaft auflegt. Beide Geſchlechter haben in ihrer Kleidung faſt keine natürliche Stellung mehr; Hände und Füße ſind uns zur Laſt, und jene ruhige Innigkeit, die von keiner Repräſentation weiß, die auch in der Bewegung ganz für ſich da iſt, wir ſehen ſie kaum noch an einigen glücklichen Ausnahmen, in denen wir ſie Unerzogenheit oder Naivetät zu nennen gewohnt ſind. Und doch iſt dieſe nüchterne Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Beſinnung im Menſchen, ſo wie ſie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitgefühls, kurz der einzigen und ächten Humanität iſt. Wer in ſeinen Bewegungen zeigt daß er nicht Zeit habe zwei Augenblicke in ſich ſelbſt zu verweilen und ohne Rückſicht der Dinge, die außer ihm ſind, ſeine Geſchäfte zu treiben, iſt ein unreifes Geſchöpf der Menſchheit. Nur Antriebe von außen, Sturm und Zwang können ihm gebieten; er fühlet nichts von jener innern Seelenruhe, die auch im Gegengewichte und Kampfe lebendiger Kräfte, vermöge der Symmetrie und Eurythmie des Körpers und der in ihr ſanft ergoſſenen Seele, auf ſich ſelbſt haftet.

Aber wie ſoll ich das freundliche Beiſammenſeyn der

griechiſchen Körper und Seelen unter und mit einander bezeichnen? Jene Ruhe mit der ſie einander anſchaun und hören? Die Ueberredung wohnet auf ihrer Lippe, ob man gleich kein Wort vernimmt; es iſt Ein gegenwärtiger Geiſt, der den Hörenden und Sprechenden bindet. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieſer ſanfte Arm auf der Schulter, oder nur das Auge auf dem Anblick des andern ruhet — welche ſüße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret ſich zwiſchen beiden! Nie habe ich eine griechiſche Gruppe, man nenne ſie Oreſt und Pylades, oder Oreſt und Elektra, Biblis und Caunus, Pätus und Arria, Amor und Pſyche, oder wie man wolle, bemerket, ohne dieſe liebliche Zuſammenſtimmung zu fühlen, die beide zu Einem vereinet. Nie habe ich in den wenigen Gemälden die von ihnen übrig ſind, oder in ihren zahlreichern Basreliefs eine griechiſche häusliche Geſellſchaft geſehen in welche nicht jener Geiſt der Ruhe ergoſſen war der unſern tumultvollen Compoſitionen ſo oft fehlet. Raphael hatte von dieſem Geiſte empfangen; Mengs hat ihn, wenn das antike Gemälde in welchem ſich Ganymedes dem Jupiter nahet ſein iſt, ſowohl in dem Annahen ſelbſt als auf dem Munde des Vaters der Götter in dem ewig freundlichen Kuß ausgedrückt, mit dem er ihn aufnimmt. In allen Compoſitionen der Angelika iſt dieſe ihr eingeborne moraliſche Grazie der Charakter ihrer Menſchen. Selbſt der Wilde wird durch ihre Hand milde; ihre Jünglinge ſchweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinſel eine freche Gebärde zu ſchildern vermögend. Wie etwa ein ſchuldloſer Geiſt ſich menſchliche Charaktere denken mag, ſo hat ſie ſolche, aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem ſchönen Verſtande, der das Ganze aufs leiſeſte umfaßt, und jeden Theil wie eine Blume entſprießen läßt, harmoniſch ſanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen, und die Muſe der Humanität ward ihre Schweſter.

Meinen Sie noch daß die Kunſt der Griechen, ihrem Geiſte

nach, nicht für uns gehöre? Dem Worte selbst nach hätten Sie uns damit zu einer ewigen Barbarei verdammet.

Denn um aller Musen willen, wozu lesen wir die Griechen? Ist's nicht daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von ächtgriechischem Geist, bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß griechisch lernet, oder irgend eine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolget, ohne den Geist ihrer Composition, diese feine Blüthe, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer statt Sinesen und Mogolen lesen.

25.

Der Schluß Ihres letzten Briefes scheint auf den alten Satz hinaus zu kommen: „daß für uns Menschen das Wahre, Gute und Schöne nur Eins sey." Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne schöne Form geben? ja müßte sich nicht eben das höchste Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon, oder wenigstens lief sie ihm voran, und kleidete sinnlich ein was doch allein für den Verstand gehöret. Schonend haben Sie die Mißbräuche verschwiegen die von den Künsten des Schönen gemacht wurden, und täglich noch gemacht werden. Ist's also nicht eine wohlthätige Hand die diese Dinge scheidet?

Wir Nordländer sind einmal nicht wie die Griechen organisirt; lasset jenen, statt der Wahrheit, eine Aphrodite auf ihrem Altar; unsere Wahrheit ist ein unsichtbarer Geist, unsere Moral eine Gesetzgeberin für alle reindenkenden Wesen, in welcher Körperform diese

auch erſcheinen mögen. Sinnlichkeit ſchadet dem Verſtande; durch ſeine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

26.

Und wodurch gingen denn ſo viele Barbaren unter? Durch Unverſtand und Tollkühnheit, durch eine erſchlaffende Ueppigkeit, die ohne alle Empfindung des Schönen war, oder durch ſklaviſche Trägheit. Alſo laſſen Sie uns die Schickſale der Völker, die im Wurfe der Zeiten von ſo mancherlei Umſtänden beſtimmt werden, nicht in unſere Frage miſchen. Mißbrauch bleibt überall Mißbrauch, Laſter allenthalben Laſter, unter welcher Larve es auch erſcheine.

Auch reden wir nicht von einer Sinnlichkeit die dem Verſtande entgegengeſetzt wäre. Eine ſolche ſollten wir nicht kennen; ſo wenig uns ein Verſtand ohne Sinnlichkeit und eine Moral völlig reiner Geiſter bekannt iſt.

Nach meiner Philoſophie erweiſen ſich alle Naturkräfte die wir kennen, in Organen; je edler die Kraft, deſto feiner iſt das Organ ihrer Wirkung. Körperloſe Geiſter ſind mir unbekannt. Außer der Menſchheit kenne ich überhaupt keine vernünftigen Weſen, deren Denkart ich erforſchen könnte; ich ſchließe mich alſo in meinen engen Kreis, ich wickle mich in den armen Mantel meines irdiſchen Daſeyns.

Und in dieſem finde ich durchaus keine formloſe Güte und Wahrheit. Ich ſpreche nicht von Wortformen, die als bloße Mittel des Empfängniſſes und Ausdrucks unſerer Gedanken ganz an ihrem Ort bleiben; ich rede nicht von Grundſätzen, die als Grundſätze freilich nicht dargeſtellt werden können; ſondern von Gegenſtänden und Sachen, von der Natur unſer ſelbſt und der Dinge die uns umgeben. Jede Wahrheit die aus dieſen abgezogen ward muß auf ſie zurückgeführt werden können, und eine

Menſchenmoral kann ſich nicht anders als in menſchlichen Geſinnungen, Neigungen, Handlungen äußern. Mithin hat alles Form und Weiſe; eine Form die erkannt, eine Weiſe die ſichtbar gemacht werden kann und muß.

Und dieſe Form des Wahren und Guten (verzeihen Sie meine Unphiloſophie) iſt Schönheit. Je reiner ſie erſcheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güter ausgedrückt ſind, deſto mehr behauptet ſie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menſchliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort Güte und Schönheit (καλὸν κἀγαθὸν) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren; denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Geſetz auf? Es gibt aber keine häßliche Wahrheit, ſo wenig es ein häßlich Gutes geben kann: dem Erkennenden ſowohl als dem Ausübenden ſind beide von der höchſten Schönheit.

Laſſen Sie uns z. B. bei der Moral bleiben. Ihr Grund liegt im Verſtande und Herzen des Menſchen; im weſentlichen iſt er auch von allen Völkern anerkannt; die Griechen aber haben ihren höchſten Grundſatz der Sprache nach ſchön ausgebildet. So verſchieden ihre Philoſophen ſich ausdrückten, ſo war ihnen allen Tugend das höchſte Geziemende der Menſchheit in Geſinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweiſe, kurz das ſittlich Schöne. Plato ſuchte es in ewigen Ideen, Ariſtoteles als die feinſte Mitte zwiſchen zwei Extremen, die ſtoiſche Schule als das höchſte Geſetz aller Vernünftigen in einer großen Stadt Gottes; alle aber kamen darin überein, daß es ein καλὸν, ein πρέπον, das höchſte Anſtändige der menſchlichen Natur ſey.

Dieß Anſtändige nun hat keinen Maßſtab von außen; durch politiſche Geſetze kann mir die reine Gemüthstugend nicht aufgelegt werden; auch die Meinungen anderer erkennet ſie als ihr Geſetz nicht. Noch weniger die Bequemlichkeit, den Nutzen, die Eitelkeit des Artigen von innen und außen; äußerſt mißverſtanden ſind Grie-

chen und Römer, wenn man ihr **honestum**, ihr **pulcrum et decens** dahin erniedrigt. In jedem zweifelhaften, ſchweren Fall ſetzten ſie es dem Nutzen, der Bequemlichkeit, der äußerlichen Ehre und Schande gerade entgegen; Arbeiten und Mühe, Marter und Tod wähleten ſie für dieſe ſchöne Braut, den höchſten Kampfpreis des Lebens, das **rectissimum, optimum**, die Tugend.

Und mich dünkt, dieß höchſte Anſtändige der Menſchheit enthalte ſowohl die ſchärfſte Beſtimmung als den innigſten Reiz der Tugend. In ihr befolge ich nämlich nicht ſowohl ein Geſetz das ich mir ſelbſt aufgelegt habe, oder als Geſetzgeber allen vernünftigen Weſen auflege. In der ſtolzen Monarchie mein ſelbſt verwechſeln ſich oft Gebieter und Sklave; einer betrügt den andern; dieſer ſträubt ſich, jener brüſtet ſich; und überhaupt iſt ein Geſetz, als Geſetz, ohne Reiz und inneres Leben. Das mir ſelbſt, das der Menſchheit Anſtändige reizt; es reizt unaufhörlich, als ein nie ganz zu erringender Kampfpreis, als meiner innern und äußern Natur, als meines ganzen Geſchlechts höchſte Blüthe. Wer dafür keinen Sinn hätte, der würde ſich zwar ſelbſt nicht verachten; er bliebe aber eben dadurch ein Unmenſch, weil ihm dieß Anſtändige, dieſe innere Wohlgeſtalt, das Gefühl und Beſtreben des **honesti** fehlte. Er iſt (in der Sprache der Griechen zu reden) ein Thier oder Halbthier, ein Centaur, ein Satyr.

In der Menſchheit hat dieß Ideal des moraliſchen Anſtandes ſo viele Stufen der Annäherung, daß es nicht etwa nur Geſinnungen für ſich und die Seinen, ſondern Vaterland und zuletzt die ganze Menſchheit unter ſich begreifet. Der wäre der Edelſte und Schönſte, der mit den größeſten Gefahren, der ſchwerſten Mühe, der langſamſten Aufopferung ſein ſelbſt nicht Freunde, nicht Kinder, nicht das Vaterland allein, ſondern die geſammte Menſchheit zu dieſer innern ſüßen Würde, dem lebendigſten Gefühl des **honesti** jeder

Art, mithin zum endloſen Beſtreben nach der reinſten Menſchenform heben könnte. Hier höret Deſpot und Sklave völlig auf; auch wenn ich mir gebiete, bin ich unter dem Evangelium, in einem Wettkampf liberaler Uebung. Wenn ich das Schwerſte und Größeſte gethan hätte, habe ich nichts gethan; ich weiß nicht daß ich es gethan habe; aber dem Ziel fühle ich mich näher ein Retter, ein Erhöher der Menſchheit in mir und andern zu werden aus innerer Luſt und Neigung. Sie ſehen, in welchen unendlichen Plan dieſe Idee des moraliſch Schönen (καλὸν κἀγαθὸν) gehöret.

„Die Erziehung der Alten, ſagt Winckelmann,[1] war der unſrigen ſehr entgegengeſetzt. Bei ihnen in ihren beſten Zeiten wurden nur heroiſche Tugenden geſchätzt, diejenigen nämlich welche die menſchliche Würdigkeit erheben, da andere hingegen, durch welche unſre Begriffe ſinken und ſich erniedrigen, nicht gelehret noch geſucht, vielweniger auf öffentlichen Denkmalen vorgeſtellt wurden. Jene Erziehung war bedacht das Herz und den Geiſt empfindlich zu machen für die wahre Ehre; die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleinen Abſichten, ja das Leben ſelbſt verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde erſticket und der dumme Stolz genähret.“

27.

Wie wäre es, wenn ich Ihren Gang in Arkadien unter den Kunſtgebilden der Griechen mit einigen Stimmen der griechiſchen Muſe begleitete? Sie zeigen wenigſtens daß das Menſchengefühl, das Werke der Kunſt ſchuf, ſie auch anſah; daß man den milden Sinn des Künſtlers zu erfaſſen und auszudrücken ſtrebte.

1 Allegorie S. 13.

Die griechiſche Anthologie gibt uns hiezu mehr als Einen Wink, und Heyne hat in ein paar Vorleſungen dieſe geſammelt. [1]

Der ſtolzen Juno hat wahrſcheinlich ein griechiſches Epigramm ihren Todfeind, den Hercules, an die Bruſt gelegt. [2] Der Dichter fand daß die marmorne Bruſt, dem Kinde die Milch verſagend, die Bruſt einer Stiefmutter, einer Juno ſeyn müßte — nicht ohne Grund. Dieſe zarte Pflicht mütterlicher Liebe gehört wirklich mehr für den Pinſel des Malers als für den harten Marmor.

Kräftiger drückten die Griechen die mütterliche Liebe im Kampf der Leidenſchaft aus. Wie jene Henne die, von Schnee und Kälte erſtarret, auch im Tode noch das Neſt ihrer Geliebten deckt und es vor dem Tode beſchirmt, [3] ſo ſtehet in der Kunſt die für alle ihre Kinder leidende Niobe da, und die Stimme der Muſen bezeichnet das Ideal der mütterlichen Heroide:

Schau das lebendige Bild der unglückſeligen Mutter;
Noch im Tode beweint ihre Geliebteſten ſie,
Mit unerhörbarer Klage; ſie ſteht erſtarret. Der Künſtler
Bildete ſie, wie im Schmerz lebend zum Felſen ſie ward.

Und da die Bildſäule der Mutter mit denen um ſie getödteten Kindern einen entfernten Anblick forderte, ſo ſprach der Dichter:

Stehe von fern und wein, anſchauender Wanderer. Tauſend
Schmerzen zeigen ſich hier, die ein unglückliches Wort
Dieſer Mutter gebracht. Zwölf Kinder, Brüder und Schweſtern,
Liegen von Artemis Pfeil, liegen von Cynthius Pfeil
Schon danieder; die andern ereilt ihr Köcher. Es ächzet
Sipylus dort auf der Höhe. Schaue, die Mutter erſtarrt.

[1] Priscae Artis opera ex epigrammatibus graecis partim eruta partim illustrata. Comment. I. II. v. Comment. Soc. Goetting. hist. et phil. T. X. p. 80.

[2] Brunck Analect. T. III. p. 202.

[3] Herder's zerſtreute Blätter. Thl. I. S. 90. Anthol. Steph. L. I. Cap. 87.

In einem andern Epigramm hebet ſie die Hände empor; es löſet ſich ihr Haar; ſeufzend ſchauet ſie umher; dieſer Tochter ſchlägt das Herz in der Angſt des Todes, jene ſchmieget ſich ſterbend an ſie, eine andre iſt ſchon erblaßt. So ihre Söhne; Gram folget der Mutter ins Todtenreich nach. — Eine andre Stimme bringt der Erſtarrenden die Nachricht vom Tode ihrer Kinder. [1] Kurz, Niobe ſteht im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geſchlecht beweinten. Wie manche Töne der Vater- und Mutterliebe kommen uns hierüber aus der Anthologie wieder, wenn wir, wie z. B. dort auf der Mnaſylla Grabe, die Tochter im Arme der Mutter verſcheiden ſehen, [2] und ſonſt in mancherlei Art Denkmale der Liebe auf den Grüften der Geſtorbenen erblicken. So oft mir das bekannte Bild erſcheinet, da Mercur eine ſchüchterne Seele dem gütigen Pluto und der Proſerpina darſtellt, höre ich jene fragende Stimme:

Du, der Proſerpina Bote, wer iſt es den du, o Hermes,
Schon ſo frühe dem Reich dunkeler Schatten geſellſt?
„Jener Ariſton iſt's von ſieben Jahren. Du ſieheſt
Zwiſchen den Eltern ihn dort ſtehen im traurigen Mal.“
Thränenliebender Pluto, dir reift ja alles was athmet;
Und du mäheſt die Frucht früh in der Blume dir ſchon?

Um den Schmerz der Mutterliebe zu hören, leſen Sie der Hekuba, Progne, der Andromache Klagen; hören Sie, wie von den Stürmen des Meeres umhergetrieben die Danaë ruft: [3]

Als um die kunſtgezimmerte Kiſte
Brauste der Wind und das wogige Meer:
Da ſank erſtarret vor Schrecken

[1] Anthol. Stephan. C. 9. L. 4.
[2] Brunck. Analecta III. 4.
[3] Brunck. T. I. p. 121.

Der Mutter das Herz. Mit thränenbedeckter Wange
Schlang sie um Perseus ihren liebenden Arm und sprach:
„O Kind, was leid' ich um dich!
Und du schlummerst mit deinem unschuldigen Herzen
In dieser grausen, erzumklammerten, nächtlichen Wohnung,
In schwarzer Finsterniß, so sanft.
Der Welle die um dein weiches Haupthaar schlägt,
Und der Winde Sausen achtest du nicht;
Da im Purpurkleide verhüllet
Dein schönes Antlitz ruht.
Gewiß, wenn dieses Erschreckliche
Dir schrecklich wäre, du vernähmst
Von meinen Klagen ein kleines Wort.
Doch schlafe sanft, mein Kind!
Schlaf' auch das Meer, mein unvergeßliches Unglück schlafe.
Vereitle, Vater Zeus, der strafenden Eltern Rath —
Und sprach ich jetzt ein zu verwegnes Wort,
Verzeih, um dieses deines Kindes willen verzeih!

Sie erinnern sich jenes stürzenden Gipfels, der ein schlafendes Kind nicht trifft, weil auch der harte Stein den Schmerz der Mutter fühlte. [1] Sie erinnern sich der Mutter die ihr Kind vom Rande des Abgrundes mit ihrer Mutterbrust hinweglockt, und ihm zum zweitenmal das Leben schenket. [2] Diese und so manche andre Stimmen der Mutterliebe erklären uns die heilige Innigkeit, die um alle Gebilde des Alterthums in dieser Gattung schwebet.

Der höchste Triumph der Kunst im Ausdruck dieser Empfindung erscheint endlich im Bilde der Medea, der Kindesmörderin selbst. Den Streit der wüthenden Eifersucht mit der mütterlichen Liebe wußte Timomachus so sichtbar zu machen daß man sah sie

[1] Zerstreute Blätter. Th. I. S. 12.
[2] Zerst. Bl. Thl. I. S. 84. Anth. St. L. 1. c. 87.

wolle tödten und retten. Im drohenden Auge hing eine Thräne, in ihr Erbarmen war Zorn gemiſcht; ſie zögert zur That zu ſchreiten; genug, ſagte zum Künſtler der Weiſe,

Gnug die Zögerung, gnug! Der Kinder Blut zu vergießen,
Ziemet Medeens nur, nicht des Timomachus Hand.

Was hier der Weiſe ſprach, ſagte das edlere Menſchengefühl dem Künſtler ſelbſt. Eine Reihe von Sinngedichten preiſen dieſe ſeine Schonung; [1] andre ſtellen das Bild der Medea als ein Schreckbild vor, an welchem auch die Schwalbe nicht niſten ſollte. [2]

Athamas zürnete ſelbſt nicht ſeinem Sohne Learchus,
Wie Medea; ſie ward Mörderin ihres Geſchlechts.
Eiferſucht iſt ärger als Wuth. Vermag eine Mutter
Kinder zu morden, o wem ſollen ſich Kinder vertraun?

Wer, wenn er dergleichen Anwendungen der griechiſchen Kunſt lieſet, wird nicht mit Freude fühlen daß Menſchen ſie für Menſchen geübt haben?

28.

Reizend, wie die Kunſt der Griechen, wenn ſie die Kindesjahre darſtellt, iſt auch die Stimme der Muſen die ſie erkläret. Gehen Sie alle Tändeleien durch in welche Dichter und Künſtler den kleinen Gott geſetzt haben, und nehmen ihm die Flügel, ſo ſind es gewöhnliche Kinder- und Knabenſpiele, womit er ſich beluſtigt.

Was iſt holdſeliger als ein ſchlafendes Kind? Die Kunſt und das Epigramm erfreuete ſich alſo ſehr am ſchlummernden Amor. „Man ſolle ihm nicht nahen, ſprach dieſe; auch im Schlafe traue man ihm nicht.“ Oder er wird im Schlummer gefeſſelt, ſeine Pfeile werden ihm genommen; ſeine Fackel wird in eine Quelle

[1] Anthol. Steph. L. 4. c. 9.
[2] Zerſt. Blätter. Thl. I. S. 6. Anth. Steph. L. 1. c. 87.

getaucht, damit ſie erlöſche; und es erglüht die Welle, ſie wird ein Luſtbad der Liebe.

Was iſt Kindern erfreulicher als mit Pfeil und Bogen zu ſpielen, ſich zu kränzen, Blumen zu brechen, Schmetterlinge zu verfolgen, wohl auch zu quälen; mit dem Schwan, der Gans, der Taube zu tändeln, auf jedem Lebendigen zu reiten, ſich in die Kleider, in den Waffenſchmuck der Erwachſenen zu ſetzen, ſich zu verſtecken und finden zu laſſen, einander zu erſchrecken, ſich zu maskiren? — Lauter Spiele des Amors, in Kunſt und Dichtkunſt, mit immer neuer Veränderung und Bedeutung. In Spielen der Kinder und einer Mutter mit Kindern iſt Amors ganzes Reich, ſeine Scherze und Unfälle, ſeine Begegniſſe mit Paphia, mit der Pſyche, mit Hercules, mit dem Löwen, der Biene, den Kränzen u. ſ. uns vor Augen; alle mit zartem Kindesſinn gedacht und mit griechiſcher Lieblichkeit angewendet. Aus dem einzigen Worte Pſyche, das den Schmetterling und die Seele bedeutet, ſind hundert ſinnreiche Anwendungen in Kunſt und Dichtkunſt entſproſſen, deren eine die andere erklärt hat. Wenn Amor und Pſyche beide als Kinder einander küſſen, meint man nicht in dieſem Augenblick, im erſten Gefühl ihrer unſchuldigen Liebe ſproßten beiden die Flügel? So wenn Pſyche dem Amor flehet, wenn er ſie peiniget oder tröſtet. — Glaube man doch nicht daß Apulejus dieſe Fabel erſonnen habe; ſie war lange vor ihm da in Denkmalen, die ſein Zeitalter nicht bilden konnte, ja ſelbſt in der Sprache. Er that nichts als die einzelnen Auftritte zu einem Mährchen dichten, und dazu auf eine ſehr afrikaniſche, der Venus unanſtändige Weiſe. Selbſt die Symbole beider Perſonen, den Schmetterling und die Fackel, hatte die Dichtkunſt vielfach angewandt; Liebenden ließ ſie die Fackel Amors bis in die Unterwelt leuchten.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunſt hat die griechiſche Poeſie eben ſo ſüß begleitet. Ich darf Sie nicht an die zwei Oden

Anakreons erinnern, die Franz Junius für die Kunſt commentirt hat; in Dichtern und Weltweiſen, von Plato bis zu Plutarch, von Homer bis zum letzten Romanſchreiber der Griechen, wird dieſer Jugendblüthe der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngern Plato, in welchem ſeine Seele ihm auf den Lippen ſchwebte, hauchet noch; ſein geliebter Stern (ἀστὴρ), den er mit tauſend Augen anzuſehen wünſchte, glänzet noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers; und, o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallet, die dieſe Blume der Menſchheit mit höchſtem Wohlgefallen pries! Die griechiſche Sprache hat in Bezeichnung der Jugendgrazie einen anerkannten Reichthum an Ausdrücken, unter andern auch deßwegen weil dieſe meiſtens auf die Kunſt anſpielen. Die Kunſt machte ihre Begriffe klar, und gab ihren Empfindungen die Geſtalt der Worte. Unter andern z. B. finde ich daß die Jungfräulichkeit des Jünglinges, die holde Scham auf ſeinem Geſichte, in ſeinem Anſtande und in ſeinen Sitten eben ſo hoch von der Muſe geprieſen ward, als die Kunſt ſie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüthe des Lebens, in der ſich die Geſchlechter gleichſam trennen wollen, und doch noch zuſammen wohnen (ein Punkt der von den Neuern ſehr mißverſtanden iſt, und den auch die ſpätere Kunſt vielleicht zu üppig ausgebildet), als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann einen dieſer Jünglinge anſchauen, ohne daß die heilige Scham ſich ſanft auf ſeine Stirn ſenke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verſcheuche.

Fügen wir hiezu die Stimme der Muſen, die das Gefühl der Freundſchaft, der Schweſter- und Bruderliebe, der Pietät gegen Eltern, gegen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, gegen Götter und Helden ſinget; hören wir bei dem Dichter die Klagen Achills um ſeinen Patroklus, der Elektra um ihren Oreſt, der Antigone um ihren Bruder Polynices;

hören wir den Priamus um die Leiche seines Sohnes bitten, den Ajax sein nachbleibendes Kind segnen; begleiten wir bei Euripides die jungfräuliche Iphigenia zum Opferaltar, die Polyxena zu Achills Grabe; und sehen jene den Oreſt wiedererkennen am Altar der Diana; und hören Hippolytus Klagen über die Liebe seiner Mutter u. s. — so schließt sich uns das Herz auf zu diesen edeln Gestalten, auch wenn sie in der Kunst erscheinen. Wir verstehen die Sprache die um Oreſt und Pylades, um Iphigeniens und Hippolytus stumme Lippen schwebet; wir begreifen die seelenvolle Einfalt die uns in jeder griechischen Gruppe, bei jedem friedlichen Zusammenseyn mehrerer Personen innig vergnüget. Wir verstehen die Trunkenheit des Danks im Haupt der Ariadne, die Scham in der Andromeda, die vom Felsen niedersteiget, im Antlitz der wiedererkennenden Iphigenia. Wuth, Erbarmen und zärtliche Erinnerung wunderbar gemischt, und lesen, wie der Dichter sagt, den ganzen trojanischen Krieg in der Polyxena Augen. [1] Ohne jene erklärende Stimme der Dichtkunst würden uns die Kunstgestalten der Griechen vielleicht Wundererscheinungen seyn; jetzt werden sie unserm Herzen innig zusprechende Freunde.

Da endlich die höchste Blüthe der schönen Gestalten Griechenlands eine Heldentugend in jeder Art und in beiderlei Geschlecht war, so wird hierüber die Stimme der Musen gleichsam ein fortgehender Hymnus. Von jener Vorstellung an, da die Nymphe den Jupiter als Kind tränket, bis zur Erziehung Achills bei seinem

[1] Zur Erläuterung mögen dienen die aus der Anthologie übersetzten Epigramme. Zerstr. Blätter Thl. I. S. 9. — 12. 16 — 19. 22. 23. 31. 34. 39. 45 — 47. 52. 55. 56 — 58. 62 70. 81. 86 91. 98. Thl. 2. S. 14 — 23. 34 — 41. 44. 45. 62 — 67. 78. 79. 85. 87. 94. 95. Die Stellen bei Homer, Sophokles und Euripides, auf welche sich der Brief beziehet, sind jedermann bekannt. Die Epigramme, die Stolberg, Voß, Conz u. a. übersetzt haben, wünschte ich gesammelt zu finden.

A. d. H.

freundlichen Centaurus; vom Hercules, der in der Wiege die Schlangen erdrückt, durch alle Gefahren hin, bis er zum Olymp und zum Besitz der Hebe gelanget, stehen Helden und Heldinnen, Ringer, Kämpfer, Wetteiferer um den Ruhm eines großen Verdienstes für ihr Vaterland, für ihre Freunde und Gesellen in Stellungen vor uns wie sie die Muse verkündigt, und ihnen den Kranz der Unsterblichkeit darreicht. Ohne dieses Gefühl der Ehre wären keine schönen griechischen Körper und Seelen, keine Helden und Götter, auch keine Kunst, die sie würdig darstellete, entstanden; denn auch die griechischen Götter und Göttinnen sind Helden der Tugend, d. i. einer Virtuosität, jeder in seiner Art. So preisen sie die Hymnen; den Zeus als den Mächtigsten und Besten, dem Themis zur Seite sitzt, und mit ihm weise Gespräche pfleget; die Pallas, aus seinem Haupte geboren, als eine Beschützerin der Städte, die Meisterin des Krieges, die Erfinderin der schönsten Künste des Friedens; so den Hephästus, der den Sterblichen die nützlichsten Werkzeuge und Gaben geschenkt hat; Hermes und Vesta, die Wächter des Hauses; Bacchus und Apollo, die Ideale griechischer Heldenjugend in zwo verschiedenen Gestalten; sammt der Artemis, Demeter, Aphrodite, selbst Ares und Here. Alle sind Ideale der Werkthätigkeit und Vollkommenheit in einer gewissen Art, und als solche Vorbilder der Menschen. Der Hymnus des Homeriden an Apollo ist der glorreichste Commentar des Gedankens der den Künstler bei der Darstellung des Gottes belebte; so in verschiedenen Stufen die andern Homerischen Hymnen. Die Weihgesänge des Orpheus und Proklus verdunkeln oft die Gestalt des Gottes und verhüllen sie in einen heiligen mystischen Nebel. Aber Homer und Pindar, die tragischen Chöre und jeder Laut einer ältern Stimme simplificirt die Gestalt und kommt der Kunst nahe. Alle zeigen, der höchste Kampfpreis der Griechen sey in den frühesten Zeiten Männlichkeit (Tugend), in den

ſpätern Nutzbarkeit fürs gemeine Beſte, ſchöner Wohlſtand und die Blüthe eines unſterblichen Ruhmes geweſen. In ſolcher Rückſicht ſchaue man Götter und Helden an; ſie ermuntern uns alle unſre Tage nicht in üppiger Trägheit langſam zu verdauen, ſondern, worin es ſey, nach dem edelſten, höchſten Kranz in einem beſtimmten und vollendeten Charakter zu ſtreben. Kräftiger kann dieß ſchwerlich geſagt werden als es uns die Bildſäulen und Denkmale der Götter und Helden, der Dichter und Weiſen von Theſeus bis zu Antonins Zeiten hinab, begleitet von der Stimme der Muſen, ſagen. Sey deine äußere Geſtalt dem Gott und Helden unähnlich; dein Gemüth darf es im Beſten ihres Charakters nicht ſeyn; denn dieß Beſte iſt in jedem ihrer edlen Geſchäfte Virtuoſität, Tugend.

---

29. 30.

Die beſtimmte und ſchöne Art wie die griechiſche Kunſt in menſchlichen Charakteren die Form von der Unform trennte, und dieſe in Regeln einſchloß, iſt ein Meiſterwerk ihres ſondernden Verſtandes. Daher daß wir ſo wenig Porträte und ſo viel Ideale der ältern griechiſchen Kunſt ſehen; daher daß auch in ihren Ungeheuern und verworfenen Geſtalten ſo viel Bedeutung wohnet. Ihr Volk der Satyren hat mich nie erſchreckt; Geſtalten dieſer Art gehörten dahin wo ſie ſtanden, und zeigten an daß auch unter dem ländlichen Volk Freude herrſchen ſollte. Wo dieſe verſtummt, wo kein Pan und Satyr die Flöte bläſet, keine Nymphen im Hain und auf den Wieſen ländliche Feſte feiern, da ſtehen freilich ſowohl die Satyren, als die Götter und Helden am unrechten Orte; ſie ſind bedeutungsloſe Götzenbilder.

Aber auch darin muß der ſchöne Verſtand der Griechen geprieſen werden, wie ſie die Denkmale der Götter geſellten. Oft ſtanden die verſchiedenſten neben einander, und einer milderte des andern

Bedeutung; die Ueberſchrift bemerkte dieſes. So fügte die Kunſt nicht etwa nur den Mars und die Venus, Vulcan und Pallas, ſondern auch Bacchus und Pallas, Bacchus und Hercules, die Hoffnung und die Nemeſis, Vergeſſen und Erinnerung, und ſo manche andere Dinge zuſammen, die ſich einander gleichſam beſchränkten oder belehrten. Ein angenehmer Luſtweg wäre es den Pauſanias und die griechiſchen Dichter in dieſer Abſicht zu durchwandeln; denn was die Allegorie der Griechen eben ſo ſchön macht, iſt ihre holde, ich möchte ſagen, wahre Einfalt. Nie wollte ſie zu viel ſagen; ſie ward nur gebraucht wohin ſie gehörte, wo man durch ſie ſprechen mußte. Nach Gelehrſamkeit ſtrebte ſie nur in den ſchlechtern Zeiten; was ſie aber ſagte, deutete ſie ſo an daß wenn man das Bild auch nicht verſtand, man doch ein ſchönes Bild ſah und von der Vorſtellung ſelbſt geneigt gemacht wurde ihr einen Sinn anzudichten. Ein Vorzug, den wenige Allegorien erreichen.

Aber es kam die Zeit da dieſer ſchöne Kunſtſinn untergehen, und eine gedrückte, myſtiſche Vorſtellungsart die Gemüther der Menſchen benebeln ſollte. Lange barbariſche Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher, oder lag eingeſponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte ſich (wir wollen es nicht verhehlen) eine neue ſittlichere Kunſtgeſtalt, von welcher in manchem Betracht die Griechen nicht wußten. Das weibliche Geſchlecht, das bei ihnen in Gynäceen eingeſchloſſen war, und, wenige Fälle ausgenommen, nur in Geſtalt der Göttinnen und Amazonen, der Muſen und Nymphen der bildenden Kunſt einverleibt werden konnte (von den griechiſchen Gemälden können wir nicht urtheilen) — dieß Geſchlecht hatte durch das Zuſammentreffen chriſtlicher und nordiſcher Sitten gleichſam einen öffentlichen Charakter, und mit dieſem eine ſittliche Bildung erhalten, von der vielleicht die Griechen nicht wußten. Ich möchte ſie die chriſtliche Grazie (Carità) nennen, die, nach-

dem ſie in den Lobgeſängen auf die heilige Jungfrau lange geprieſen war, auch auf ihre Nachbilder überging, und in Geſängen der Trobadoren zuerſt jene züchtige Anmuth ſchuf in der ſich Religion, Liebe und häusliche Sittſamkeit, wie drei Huldgöttinnen, zuſammengeſellten. Dieſe chriſtliche Grazie iſt es die zuerſt in den Bildern der Maria erſchien, aus ihnen ſodann in die Geſänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunſt die Compoſitionen der Neuern mit einem eigenen Geiſt durchhauchte. Gewiß hatte die Welt während der barbariſchen Jahrhunderte nicht geſchlafen: Völker, Sitten, Ideen hatten ſich mannichfaltig gemiſcht und geläutert; von dieſem vielleicht etwas dumpfen, aber nicht verwerflichen Geſchmack zeugt ſchon die ältere florentiniſche Schule. Raphael klärte ihn durch Formen der Alten, ganz in eigner Weiſe, auf; andre Glückliche folgten. Selbſt die Uebertreibungen des Julio Romano und mehrerer ſeines Gleichen zeigen in ihrer Trunkenheit einen Reichthum neuer Begriffe, obwohl ohne Maß und Ziel; einige neuerfundene Gehülfskünſte gaben ohnedieß dem Ganzen eine andre Anſicht. Welch ein ſchöner, faſt noch unberührter Kranz blühet für den der Raphaels Genius in ſeiner eignen holdſeligen Geſtalt durch alle ſeine Werke verfolgen, und aufs beſtimmteſte zeigen wird, was er gegen die Alten ſey. Eben dieſer Genius wird ihn nothwendig vor- und einige Schritte rückwärts führen. In Anſehung der Humanität taucht er damit in ein weites, hie und da kaum zu berührendes Meer.

Wo ſtehen wir jetzt mit unſerm Kunſtgeſchmack? — „Neulich, ſagt Petron, iſt jene windige und enorme Schwatzhaftigkeit aus Aſien nach Athen gewandert, und hat die Gemüther der Jünglinge die nach etwas großem ſtreben mit dem Hauch der Peſtilenz vergiftet. Das Richtmaß der Beredſamkeit iſt verfälſcht, die wahre Beredſamkeit iſt verſtummet. Wer hat ſich ſeitdem zur Höhe des Thucydides, wer zum Ruhm des Hyperides erhoben? Kein

Gedicht ſogar hat mit geſunder Farbe hervorgeglänzt; alles iſt von demſelben Brei genährt, und kann zu einem rühmlichen grauen Alter nicht gedeihen. Auch die Malerei hat keinen andern Ausgang haben können, ſeitdem die Keckheit der Aegypter ein Compendium dieſer ſo großen Kunſt erfand.“ Petron iſt ein Prophet für alle Zeitalter; die Compendienkunſt unſrer Aegypter liegt vor uns.

Abhandlungen und Briefe

über ſchöne Literatur und Kunſt.

Zweiter Theil.

Nebſt einem Anhange.

31.

Ihnen iſt der berühmte Streit bekannt der unter Ludwig dem Vierzehnten über den Vorzug der alten oder der neuern Nationen in Wiſſenſchaften und Künſten mit großer Wärme geführt ward, und an welchem auch außer Frankreich Gelehrte und Künſtler Antheil nahmen. Da man nicht allemal genug beſtimmte, von welchen Alten oder Neuern, von welchen Künſten und Wiſſenſchaften die Rede ſey, es übrigens dabei auch mehr auf einen Rangſtreit damals lebender Perſonen, als auf eine unparteiiſche Schätzung alter und neuer Verdienſte angeſehen war, ſo konnte wenig ausgemacht werden, obgleich von beiden Theilen viel gutes geſagt ward.

In der Cultur zum Schönen, die wir der Kürze halben Poeſie nennen wollen, ſpringt uns der Unterſchied alter und neuer Zeiten, d. i. der Griechen und Römer, in Vergleich aller neueren europäiſchen Völker ins Auge. Wir mögen italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche, engliſche, deutſche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, leſen — der Unterſchied iſt unverkennbar.

Und doch wird es ſchwer ihn ſich im reinſten Umriß aufzuklären; noch ſchwerer ihn bis auf ſeine erſten Urſachen zurückzuführen, und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht widerfahren zu laſſen. Wie? kann man fragen, blühet dieſe ſchöne Blume der Humanität, Poeſie in Denkart, Sitten und Sprache nicht überall und allezeit gleich glücklich? Und wenn zu ihrem Auskommen ein beſonderer Boden, eine eigene Pflege und Witterung gehöret; welches iſt dieſer Boden, dieſe Witterung und Pflege? Oder wenn ſie mit jeder

Zeit, unter einem andern Himmelsſtrich, auch ihre Geſtalt und Farbe verändern muß; welches iſt das Geſetz dieſer Veränderung? geht ſie ins Beſſere oder Schlechtere über? —

Ueber dieſe Fragen, die man oft gethan hat, ſind mir einige Fragmente zu Händen gekommen, die mir der Aufmerkſamkeit unſerer Geſellſchaft nicht unwerth ſcheinen. Die Blüthe der alten Cultur unter Griechen und Römern ſetzen ſie entweder als bekannt voraus, oder es fehlt die Unterſuchung darüber in den mir zugekommenen Blättern. Dieſe bemerken vorzüglich wie ſich die mittlere und neue europäiſche Cultur in und durch Dichtkunſt, und zwar bei den verſchiedenen Nationen Europa's, nach beſonderen Veranlaſſungen, Hülfsmitteln und Zwecken gebildet habe. Das Endurtheil, in manchen Stücken die Vergleichung ſelbſt, überlaſſen ſie dem Leſer. Da in ihnen die Poeſie in einem weiten Verſtande genommen und als Werkzeug oder als Kunſtproduct und Blüthe der Cultur und Humanität nach Nationen und Zeiten im allgemeinen betrachtet wird — mich dünkt, ſo werden wir bei jedem Fragment zu eigenen Gedanken Gelegenheit finden, und dieß iſt doch der ſchönſte Zweck einer ſchriftlichen Unterhaltung.

Erſtes Fragment.

Verfall der Poeſie bei Griechen und Römern.

Im Frühlinge und in der Jugend ſingt man; in der Winterzeit und im Alter verſtummen die Töne. Die lebendigſte Poeſie Griechenlands traf auf eine gewiſſe Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Cultur und Geſinnungen, in welchem ſich mehrere Künſte, keine noch im Uebermaß, glücklich verbanden, endlich ſelbſt auf einen Frühling von Zeitumſtänden und

Weltgegend, in welchem entſprießen konnte was entſproſſen iſt. Von der Poeſie der älteſten Sänger und von Bildung der Sprache durch ihren Geſang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet [1] und allenthalben einen jugendlich aufſtrebenden Geiſt, jene erſte Blume der Cultur, bemerket, die, wenn ſie verblühet und zur Frucht gediehen iſt, der laueſte Zephyr nicht erwecken mag.

Alles in der Welt hat ſeine Stunde. Es war eine Zeit da Poeſie alle menſchliche Weisheit in ſich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie ſang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; ſie lehrte die Menſchen Lebensweisheit, und war, ſo wie das einzige und ſchönſte Mittel ihres Unterrichts, ſo auch an Feſten und in Geſellſchaft ihr geiſtigſtes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder ſolange ſie noch nicht häufig im Gebrauch war, ſangen die Töchter der Erinnerung, die Muſen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergötzer des Volks, Lohner großer Thaten, Weiſe. —

Je mehr die Schrift aufkam und ſich durch ſie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wiſſenſchaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden, deſto mehr mußte der Poeſie allmählich von ihrer Allgemeinherrſchaft entnommen werden. Denn ſobald man ſchreiben konnte, wollten viele eine wahre Geſchichte lieber in Proſe, die der Poeſie nachgebildet war, leſen oder leſen hören, als Fabel und Geſchichte fernerhin in Hexametern durch Geſang vernehmen. Allmählich verſtummte alſo die erzählende Muſe, oder ſang aus Sagen ihrer ältern Schweſter künſtlich gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philoſophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, inſonderheit des Menſchengeſchlechts und ſeiner Verfaſſungen unterſuchte, deſto weiter entfernte man ſich von jener alten Einfalt

[1] Dieſe Fragmente fehlen.

moraliſcher Sprüche, denen die Poeſie einſt Glanz und Nachdruck geben konnte. Philoſophiſche Unterredungen und Syſteme konnte der Dichter nicht mit derſelben Kraft wie alte Begebenheiten und ſinnliche Gegenſtände darſtellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie ſelbſt, die der Poeſie einſt ſo viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tauſendfach geſungen war, mußte zuletzt bloß dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte geſungen werden; es hatte ſeine Zeit überlebet.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Geſanges ſind, wo waren dieſe hingeflohen in jenen traurigen Zeiten die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerſtörten, löſeten auf und miſchten alles unter einander. Der lebendige Geiſt aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inſeln, im Ruhm und Geſange wetteifernder Städte, war längſt entwichen; und ob man gleich die Anſtalten durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u. ſ., ſo lange es möglich war, erhielt oder wiederherſtellte, ſo war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dieß alles wie durch ſich ſelbſt entſtanden und veranlaßt war. Auch Hadrian rief dieſen Genius nicht aus Hectors Grabe. Zuletzt kamen die Barbaren heran; und als die chriſtliche Religion über Griechenland herrſchte, da ſang z. B. Synefius der Biſchof [1] von jenen alten Zeiten alſo:

[1] Synefius ward im Jahr 410 Biſchof zu Ptolemais und bedung ſich dabei ausdrücklich daß er weder ſeine Frau verlaſſen, noch eine Auferſtehung des Leibes glauben dürfe. Seine Hymnen ſowohl als ſeine andern Schriften ſind ein Gemiſch des Chriſtenthums und der Alexandriniſchen Philoſophie, in welcher Hypatia ſeine Lehrerin geweſen war.

Wohlauf, klangvolle Cither!
Nach Tejer Melodien,
Nach Lesbiſchen Geſängen
In feierlichern Tönen
Ein doriſch Lied zu ſingen;
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,
Die aphrodiſiſch lächeln,
Auch nicht von holden Knaben
In ſüßer Lebensblüthe.
Ein himmliſch reines Feuer
Von gottgeweihter Inbrunſt
Treibt mich daß ich die Cither
Zu heil'gen Liedern ſchlage,
Und jeder ſüßen Sünde
Der Erdenluſt entweiche.
Was iſt denn Macht und Schönheit?
Was iſt denn Ruhm und Reichthum
Und alle Königsehren
Entgegen frommer Andacht?
Der ſey ein ſchöner Reiter,
Ein ſchneller Schütze jener,
Ein anderer bewache
Gehäufte goldne Schätze.
Dem hange ſeine Locke
Zierlich hinab die Schulter;
Von jenem ſey geprieſen
Bei Jünglingen und Mädchen
Sein glänzend holdes Antlitz.
Mir ſey ein ſtilles Leben,
Ein heiliges vergönnet,
Unſcheinbar vor den Menſchen,

Doch nicht vor Gott verborgen;
Mir ſtehe bei die Weisheit,
Die ſtark iſt, mich zu leiten
Durch Jugend und durch Alter.
Sie, Königin des Reichthums,
Die auf unebnen Wegen
Das harte Joch der Armuth
Mit leichtem Muth erträget;
Sie, die in bittrem Kummer
Des Lebens heiter lächelt. —
So viel ſey mir gewähret,
Daß, ſchwarzer Sorg' entnommen,
Ich eines Nachbars Hütte
Im Mangel nie bedürfe. —
Horch auf! Cicada ſinget
Von Morgenthaue trunken.
Schau, wie die Saite ſtärker
Mir ſchlägt, und eine Stimme
Begeiſternd mich umtönet!
Was gibſt du für ein Lied mir,
Du heilige Begeiſtrung? —

Und ſo geht der Geſang in Platoniſch chriſtliche Ideen über. [1]

*

Die Geſchichte der Römer endete nicht anders. Ihnen war die Poeſie, inſonderheit der lyriſche Geſang, gewiſſermaßen immer eine fremde Kunſt geblieben; die Oden Catulls und Horaz ſind nur ein Nachhall der griechiſchen Lyra. Auch hat es ein Ge-

[1] Für Verſtändige bedarf es der Erinnerung nicht daß es auch im chriſtlichen Zeitalter, bis zur Eroberung Konſtantinopels und fernerhin, griechiſche Dichter gegeben habe. Es gab griechiſche Dichter, aber keine Poeſie Griechenlands, in dem Sinne von dem hier die Rede iſt.

lehrter unſerer Zeit wahrſcheinlich gemacht [1] daß ſelbſt Horaz Oden zuerſt lange nicht ſo viel Celebrität hatten als ſie in der Folge, inſonderheit ſeitdem die lateiniſche Sprache eine todte Sprache war, mit Recht erhielten. Nachfolger fand dieſer ſchöne Dichter unter den Römern wenige, und keinen der an ihn reichte. Bis auf ein paar Stücke des Statius und einige arme Gedichte der Grammatiker ſind dieſe auch untergegangen, ſo daß in Latium das Feld der lyriſchen Poeſie von Auguſtus Zeiten hinab für uns am ödeſten daliegt. [2]

Die Urſachen hievon ſind faſt dieſelben wie in der griechiſchen Geſchichte. Die alte Mythologie war den Römern von Anbeginn an ungleich fremder und entfernter, als ſie es in den neuern Zeiten den Griechen je werden konnte. Schon bei Virgil und Ovid, bei Properz und Horaz bemerkt man dieß Fernhergebrachte zuweilen mit einigem Anſtoß; bei Seneca, Statius, beim blühenden Claudian, Auſonius u. ſ. noch viel mehr. Man fühlt, die alte Götterlehre habe ſich überlebet. Ohne Zweifel war dieß mit eine Urſache warum die meiſten römiſchen Dichter, z. B. Ennius, Lucan, Silius, Claudian lieber hiſtoriſche als rein heroiſche Gedichte ſchrieben, und einige ſogar ziemlich unpoetiſche Gegenſtände wählten. Der alte Blumengarten war abgeblühet. Die Thebaiden- und Achilleiden-Dichter, noch mehr aber die ſchrecklichen Atriden-Sänger, hatten nicht nur den Reiz der Neuheit verloren, ſondern die Satirendichter gingen ihnen auch hart entgegen.

Der Zuſtand Italiens und der römiſchen Provinzen unter den meiſten Kaiſern lockte noch minder einen neuen Frühling hervor.

[1] *Meierotto* de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus. Berol. 1785. p. 131 seq. iudicium aequalium de Horatio.

[2] Was übrig geblieben iſt, hat Wernsdorf in den poet. lat. minorib. T. III., ſammt den Nachrichten von dem was untergegangen iſt, mit großem Fleiß geſammelt.

Wahnſinnige Tyrannen bedrückten die Welt; Kriege, bald auch die Anfälle der Barbaren, verheereten ſie, und unter den wenigen guten Kaiſern ward aus mehreren Urſachen lieber griechiſche Philoſophie als römiſche Dichtkunſt gepfleget. Jener hatte nach damaligen Umſtänden die troſt- und hülfbedürftige Zeit mehr als dieſer nöthig. In Zeiten die Tacitus beſchreibt, in andern die nachher folgten, wollte man wahrlich oft weniger ſingen als ſeufzen.

Der letzte Römer Boëthius endlich ſuchte auch in lyriſchen Sylbenmaßen Troſt gegen ſein Unglück; ſeine Philoſophie gewährte ihm aber nicht ſowohl Gedichte als philoſophiſche Sentenzen. [1] Längſt ſchon war nach und nach das Chriſtenthum ins Reich gedrungen; es hatte den Sieg erlangt und erfüllte bald alle heiligen Orte mit chriſtlichen Geſängen und Hymnen.

[1] Boëthius und Auſons Gedichte ſind zur Zeit des allgemeinen Verfalls der römiſchen Sprache und Poeſie merkwürdige Erſcheinungen. Beide Dichter waren Chriſten, und doch laſſen ſie es ſich in ihren Gedichten wenig merken; der erſte gar nicht, der zweite iſt gleichſam wechſelsweiſe Chriſt und Heide. Beide ſuchen, wie aus Trümmern vergangener Zeiten, Schätze hervor; jener Philoſophie, die er in alle Sylbenmaße ſeines Seneca ordnet, dieſer das Andenken an alle ihm werthen Sachen und Menſchen. Beide, inſonderheit Boëthius, ſind den folgenden dunkeln Jahrhunderten leitende Sterne geweſen; wie denn auch in ihm und in mehreren Dichtern der letzten Zeit bereits ſichtbarerweiſe ein neuer Geſchmack hervorgehet, der den folgenden Zeiten verwandt und ihnen daher lieber war als der große Geſchmack der alten claſſiſchen Dichter. Von Boëthius haben wir nach zwei merkwürdigen Ueberſetzungen des vorigen Jahrhunderts (Nürnberg 1660. Sulzbach 1667, letztere vom Sulzbach'ſchen Kanzler Knorr von Roſenroth) neulich eine unſerer Zeit gemäßere erhalten, auf welche viel Fleiß gewandt iſt. (Troſt der Philoſophie aus dem Lateiniſchen des Boëthius von F. C. Freitag, Riga 1794.) In den Sylbenmaßen iſt der Ueberſetzer dem Dichter nicht gefolget; die ſeinen aber ſind edel und ſtreben im Rhythmus der Jamben dem Milton nach. Boëthius iſt ein Philoſoph für alle Zeiten.

Nachschrift.

So weit das erste Fragment. Sammeln wir seine Winke, so werden wir gewahr daß in Griechenland und Rom die ächte Poesie mit Religion, Sitten und dem Staate selbst untergegangen sey; denn woran sollte sie sich, außer diesen ihren drei Grundstützen, halten? Waren die Götter zu Märchen worden, an welche niemand mehr glaubte, so ward man ihrer Lobgesänge, zuletzt auch des Gelächters über sie, bald überdrüssig; der Hymnus sowohl als der Mimus hatte sich an ihnen erschöpfet.

Mit dem Ernst und der Anständigkeit in Sitten hatte die Poesie ihren gesundesten und festesten Nerv verloren; denn das Lachen eines Kranken ist nicht ein Zeichen seiner Gesundheit. Die niedrigen Zwecke, wozu man im üppigen Rom die Poesie anwandte, machten sie verächtlich, zuletzt abscheulich; so wie gegentheils die strafende Poesie, die ihre Geißel dagegen erhob, nothwendig auch oft über die Gränzen des Schönen und Wohlgefälligen streifen mußte.

Sank endlich der Staat, so sank alles Edle mit ihm; nichts konnte sich retten; denn wohin hätte es außer dem Staat sich retten mögen? Wie in einbrechender Nacht sehen wir also allmählich die Sonne, die Abendröthe, zuletzt auch die hie und da noch funkelnden Sterne verschwinden; das Firmament umziehen dunkle Wolken, es wird Nacht. Vermuthlich wäre das ganze südliche Europa eine so dunkle Nacht und ein Chaos worden, wenn nicht aus dem Orient ein sonderbarer Strahl die Finsterniß zertheilt und einer neuen Morgenröthe von fern den Weg gebahnt hätte. Das zweite Fragment wird hievon reden.

Zweites Fragment.

Christliche Hymnen.

Den Hymnen die das Christenthum einführte, lagen jene alten ebräischen Psalmen zum Grunde, die, wo nicht als Gesänge oder Antiphonien, so doch als Gebete sehr bald in die Kirche kamen. Das Denkmal, das die bleibende Gegenwart des Stifters unter den Seinigen darstellen sollte, das Abendmahl, war unter Lobgesängen aus dem Psalmbuch eingesetzt; er, der Stifter des Christenthums selbst, hatte sich mit Worten aus dem Psalmbuch getröstet; dem Psalmbuch also gaben Apostel und Kirchenväter mit Recht, auch seiner Popularität wegen, das größeste Lob, da sowohl die Stimme einzelner Personen, als eines ganzen Volks in ihm so herzlich, so stark und lieblich erschallte. Luther, bei sehr veränderten Zeitumständen, nennet es einen Blumengarten von allerlei Blumen, einen ganzen Weltlauf von Zuständen des menschlichen Herzens und Lebens.[1] Da ist keine Klage, meint er, kein Schmerz, kein Jammer, aber auch keine Hoffnung, kein Trost, keine Freude, die in ihm nicht ihren Ausdruck finde.

Und weil es mit der größesten Einfalt abgefaßt ist (denn lyrisch einfacher kann nichts seyn als der Parallelismus der Psalmen, gleichsam ein doppeltes Chor, das sich einander fragt und antwortet, zurechtweiset und bestärket), so war es einer einfältigen Christengemeine, sowohl in Zeiten des Drucks, als in Empfindungen der Freude und Hoffnung, wie vom Himmel gegeben. Daher der frühe Gebrauch dieses Buchs in der christlichen Kirche; daher von den ersten Zeiten an, ehe es christliche Dichter geben konnte, jene lauten Gesänge, dadurch sich ihre Zusammenkünfte den Römern merkbar machten;[2] es waren Psalmen.

1 Luthers Vorrede zum Psalter.
2 Plinius Brief an Trajan.

Das schöne Buch, das Richtscheit guter Sitten,
Die starke Kraft den Himmel zu erbitten,
Des Lebens Trost, der Muth zum Sterben gibt,
Was der Held sang, den Gott grundaus geliebt,
Ward durch den Saal der ganzen Welt gesungen,
Und regte sich in aller Christen Zungen —

sagt Opitz.

Nicht nur von Seiten des Inhalts, sondern auch von Seiten der Form ward dieser Gebrauch der Psalmen dem Geist und Herzen der Menschen eine Wohlthat. Wie man in keinem lyrischen Dichter der Griechen und Römer so viel Lehre, Trost und Unterweisung, wie hier, beisammen fand, so war auch schwerlich irgendwo sonst (wenn man die Psalmen nur als Oden betrachtet) eine so reiche Abwechselung des Tons in jeder Gesangesart, wie hier, gegeben. Zwei Jahrtausende her sind diese alten Psalmen oft und vielfach übersetzt und nachgeahmet worden; und doch ist noch manche neue Bildung ihrer vielfassenden reichen Manier möglich. Sie sind Blumen die sich nach jeder Zeit, nach jedem Boden verwandeln und immer in frischer Jugend dastehn. Eben weil dieß Buch die einfachsten lyrischen Töne zum Ausdruck der mannichfaltigsten Empfindungen enthält, ist es ein Gesangbuch für alle Zeiten.

Den näheren Ton zu christlichen Gesängen gaben indeß die Lobgesänge Zacharias und der Maria, der Gruß des Engels, der Abschied Simeons u. s., mit denen das neue Testament anfing. Ihre sanftere Stimme war dem Geist des Christenthums gemäßer als selbst der laute Paukenschall jener alten frohlockenden Hallelujah, obgleich auch diese vielfach angewandt und mit Stimmen der Propheten oder anderer biblischen Gesänge bald verstärkt, bald gemildert wurden. Ueber den Gräbern der Verstorbenen, deren Auferstehung man im Geiste schon gegenwärtig erblickte, in Einöden und Katakomben ertönten zuerst diese Buß-

und Gebet-, dieſe Trauer- und Hoffnungs-Pſalmen, bis ſie nach öffentlicher Einführung des Chriſtenthums aus dem Dunkel ins Licht, aus der Einſamkeit in prächtige Kirchen, vor geweihte Altäre traten, und jetzt auch in ihrem Ausdruck Pracht annahmen. Schwerlich wird jemand ſeyn, der z. B. im Geſange des Prudentius: **Jam moesta quiesce querela**, nicht von rührenden Tönen ſein Herz ergriffen fühlte, dem der Todtengeſang: **Dies irae, dies illa** nicht Schauder einjagte, den ſo viel andere Hymnen, jeder mit ſeinem Charakter bezeichnet, z. B. **Veni, redemtor gentium; Vexilla Regis prodeunt; Salvete, flores Martyrum; Pange lingua gloriosi** u. ſ. nicht in den Ton verſetzten den jeder Hymnus will, und in ſeiner demüthigen Geſtalt, mit allen ſeinen kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In dieſem tönt die Stimme der Betenden; jenen könnte nur die Harfe begleiten; in andern ſchallt die Poſaune; es ruft und tönt die tauſendſtimmige Orgel u. ſ.

Fragt man ſich um die Urſache der ſonderbaren Wirkung die man von dieſen altchriſtlichen Geſängen empfindet, ſo wird man dabei eigen betroffen. Es iſt nichts weniger als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erſchüttert; Gedanken ſind in dieſen Hymnen überhaupt ſparſam. Manche ſind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geſchichte, oder ſie ſind bekannte Bitten und Gebete. Faſt kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten ſind es auch überraſchend feine und neue Empfindungen, mit denen ſie uns etwa durchſtrömen; aufs Neue und Feine iſt in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was iſt's denn was uns rühret? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntniſſes, Eines Herzens und Glaubens. Die meiſten ſind eingerichtet daß ſie alle Tage geſungen werden können und ſollen; oder ſie ſind an Feſte der Jahrszeiten gebunden. Wie dieſe wieder kommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr chriſtliches Bekenntniß wieder. Zu fein iſt in den Hymnen keine Empfindung,

keine Pflicht, kein Troſt gegriffen; es herrſcht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Accenten. Wer in einem Te Deum oder Salve regina neue Gedanken ſucht, ſucht ſie am unrechten Orte; eben das täglich und ewig Bekannte ſoll hier das Gepräge der Wahrheit ſeyn. Der Geſang ſoll ein ambroſiſches Opfer der Natur werden, unſterblich und wiederkehrend, wie dieſe.

Es ergibt ſich hieraus daß, da man bei chriſtlichen Hymnen auf die Schönheit eines claſſiſchen Ausdrucks, auf die Anmuth der Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz auf die Wirkung eines eigentlichen Kunſtwerks gar nicht rechnete, dieſe Geſänge, ſobald ſie eingeführt waren, die ſonderbarſten Folgen haben mußten. Wie nämlich die Hand der Chriſten Bildſäulen und Tempel der Götter, dem unſichtbaren Gott zu Ehren, zerſtörte, ſo hielten dieſe Hymnen auch einen Keim in ſich der den heidniſchen Geſängen den Tod bringen ſollte. Nicht nur wurden von den Chriſten jene Hymnen an Götter und Göttinnen, an Heroen und Genien als Werke der Ungläubigen oder der Abergläubigen angeſehen, ſondern und vorzüglich ward auch der Keim der ſie hervorgebracht hatte, die dichtende oder ſpielende Einbildungskraft, die Luſt und Fröhlichkeit des Volks an Nationalfeſten als eine Schule böſer Dämonen verdammt, ja der Nationalruhm ſelbſt, auf welchen jene Geſänge wirkten, als eine gefährlich glänzende Sünde verachtet. Die alte Religion hatte ſich überlebet; die neue Religion hatte gewonnen, wenn die Thorheit des heidniſchen Götzendienſtes und Aberglaubens, die Unordnungen und Gräuel die an den Feſten des Bacchus, der Cybele, der Aphrodite vorgingen, ins Licht kamen. Alſo auch was von der Poeſie dahin gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine neue Zeit für Poeſie, Muſik, Sprache, Wiſſenſchaften, ſelbſt für die ganze Richtung der menſchlichen Denkart.

Denn 1. fortan war die Poeſie keinem Volk, keinem Lande eigen, weil dieſer Geiſt chriſtlicher Hymnen, mit Zerſtörung aller Nationalheiligthümer, die Völker insgeſammt umfaßte, und glauben lehrte. An die Stelle jener längſtverlebten Heroen und Nationalwohlthäter traten jetzt neue Heroen, die Märtyrer; die auf der Erde ihre Feſttage, Kirchen und Patrimonien bekamen, wie ſie als Schutzpatronen und Fürbitter bei Gott angeſehene Plätze droben beſaßen. Himmel und Erde war alſo den Heiligen gegeben, die chriſtliche Welt war unter ſie vertheilet. Statt einzelner irdiſcher Wohlthaten ſang man Eine große Wohlthat, die Erlöſung der Welt vom Aberglauben und den Dämonen. Statt eingeſchränkter irdiſcher Hoffnungen ſang man Eine große Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Todte, mit welcher die Geſammtherrſchaft in ſeinem Reiche weſentlich verknüpft war. Jahrhunderte lang hielt man dieſe Ankunft für nah; alle traurigen Zeichen der Zeit, an denen man großentheils ſelbſt Schuld war, wurden auf ſie gedeutet; und ungeheure Dinge, Verfolgungen, Schenkungen, Kriege wurden durch ſie befördert. Hymnen an die Märtyrer, Hoffnungen der Auferſtehung und der Wiederkunft Chriſti machen alſo einen großen Theil der Dichtkunſt dieſer Zeiten aus; ſie waren auch eine mächtige Triebfeder. Von heidniſcher Poeſie mochte untergehen was untergehen wollte; was man rettete ward etwa der Sprache, der Sylbenmaße, der ſpäteren Platoniſchen Philoſophie oder zufällig eines dem Chriſtenthum zuträglichen Umſtandes wegen erhalten. Selbſt die jüdiſchen Pſalmen wurden jetzt bloß und allein chriſtlich verſtanden, und gegen Ketzer, ja gegen die Juden ſelbſt zeitmäßig gedeutet; es ward mit ihnen gebetet, geflucht, verbannet, exorciſiret. Was irgend man in der Literatur fand und anwenden wollte, verlor ſeinen alten Zweck und ward chriſtlich.

2. Die Muſik bekam durch die chriſtlichen Hymnen mit der

Zeit eine ganz andere Art und Weiſe. Da der Inhalt dieſer Geſänge gleichſam ein Chor der Völker, und ſo allgemein war daß ſich die Töne dem einzelnen Ausdruck einer individuellen Empfindung weder anſchließen konnten noch ſollten, ſo ging dabei der Strom der Muſik, allumfaſſend, in ſeinem großen Gange deſto ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des Sylbenmaßes, auf den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne Worte; mit der Strophe, welches Inhalts ſie auch war, kehrte der Geſang wieder; das Feierliche verbarg jede Verſchiedenheit in ſeinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dieß anders geweſen; bei ihnen war die Poeſie herrſchend, die Muſik dienend. Jetzt war die Muſik herrſchend, die im Sylbenmaß gebrechliche Poeſie diente. Ein einziger Umſtand, der ſchon einen völligen Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Poeſie, der alten und neuen Muſik gründet. Die jetzt herrſchende Muſik, die gleichſam von einem unermeßlichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte nothwendig, ſpäter oder früher, für ſich ſelbſt ein Gebäude der Harmonie ausbilden, da bei den Hymnen des Chriſtenthums auf Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues und der Empfindung noch weniger, und auf ein daraus entſpringendes momentanes Kunſtvergnügen gar nicht gerechnet war. Der Tonkünſtler dagegen war Zauberer in den Wolken, der mit ſeinen Schritten im großem Gange der Harmonie deſto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in dieſem vollſtimmigen Gange deſto ſtärker wirkte. Durch den chriſtlichen Geſang war alſo die Harmonie der Stimmen im Concert der Völker gleichſam gegeben.

3. Auch die Sprache ward durch dieſe neue Einrichtung der Dinge ſehr verändert. Wenn bei Griechen und Römern jener alte ächte Rhythmus, nach welchem jede Sylbe ihr beſtimmtes Zeitmaß an Länge und Kürze, an Tiefe und Höhe hatte, nicht ſchon verloren gegangen war, ſo ging er jetzt, wie die chriſtlichen Hymnen zeigen,

bald verloren. Man achtete auf ihn wenig und folgte dagegen, weil auf Popularität alles berechnet war, der gemeinen Aussprache, ihren Perioden und Cadenzen, kurz dem Wohlklange des plebejen Ohres. Ohne Quantität der Sylben brachte man also Reime und Assonanzen ins Spiel; man formte einen gewissen Numerus der Strophe, der dem alltäglichen Gehör gemäß war, den aber die Griechen und Römer nur in den sogenannten politischen oder gemeinen Volksversen erträglich gefunden hatten. Im Innern konnte die Sprache eben so wenig rein bleiben, da jetzt in Poesie und Rede der Genius fast aller Völker mit einander vermischt ward. Ausdrücke der Ebräer und anderer Asiaten, der Griechen und Römer in den verschiedensten Provinzen, endlich der Barbaren, die Sieger waren und Christen wurden, flossen zusammen; so ward dann nach Ort und Zeit das Griechische und das Latein der mittleren Zeiten gebildet, das man mit Recht die Mönchssprache nennet. Sie bildete sich einen Reichthum neuer Ausdrücke nach ihren Bedürfnissen und Umständen, der alte Römergenius aber war verschwunden.

4. Wie manche Wissenschaften das damalige Christenthum entbehrlich glaubte, erweiset die Geschichte der mittleren Zeiten. Gesänge, Predigten und Ordensregeln, die vom Untergange der Welt (seculi huius), von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, von der Trüglichkeit des menschlichen Geistes, von der Nähe eines Reichs sprechen in welchem alles anders seyn wird und seyn muß, sachen nicht eben die Lust an, den gegenwärtigen Zustand der Welt, wie er ist, zu beleben. Im Himmel war das Vaterland der Christen; dahinauf strebten ihre Gesänge; das Schema der gegenwärtigen Welt war ihnen vergänglich, ob sie es übrigens gleich für sich sehr gut und Ein Theil mit Bedrückung eines größeren andern Theils der Menschheit zu gebrauchen wußten.

5. Dagegen ward bald, hie und da, jene mystische Em-

pfindungs-Theologie ausgesponnen, die, ihrer ſtillen Geſtalt ungeachtet, vielleicht die wirkſamſte Theologie in der Welt geweſen. Im Chriſtenthum ſchlang ſie ſich dem jüngeren Platonismus an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war ſie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die beſeligen wollte, am Ende das Ziel der Betrachtung. Sinnliche Völker ſelbſt haben zuweilen auf die ſonderbarſte Weiſe einen Myſticismus geſucht und ſich in ihm berauſchet; vernünftelnde Völker ſuchten ihn auf ihre Weiſe. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menſchen. Er will Ruhe und Thätigkeit, Genuß und Beſchauung auf die koſtenfreieſte, dauerhafteſte, zugleich auch auf die untrüglichſte, auf eine gleichſam unendliche Weiſe. So gern möchte er mit Ideen leben und ſelbſt Idee ſeyn. Die träge Zeit, den leeren Raum, die lahme Bewegung um ſich her möchte er gern überſpringen und vernichten, dagegen alles an ſich ziehn, ſich allem zueignen und zuletzt in einem Ideal zerfließen, das jeden Genuß in ſich faßt, wohin ſeine Vorſtellung reichet. Viele Umſtände der damaligen und folgenden Zeit kamen zuſammen dieſen Myſticismus zu nähren und ihn dem Chriſtenthum, zu welchem er urſprünglich nicht gehörte, einzuverleiben. Ein ſpeculirender Geiſt, dem es an Materie zur Speculation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenſtand der Liebe, geräth immer auf den Myſticismus. Einſame Gegenden, Kloſterzellen, ein Krankenlager, Gefängniß und Kerker, endlich auch auffallende Begebenheiten, die Bekanntſchaft mit ſonderbar liebreichen und bedeutenden Perſonen, Worte die man von ihnen gehört, Zeichen der Zeit die man erlebt hat u. ſ., alle dieſe Dinge brüten den Myſticismus, dieß Lieblingskind unſerer geiſtigen Wirkſamkeit und Trägheit, in einer groben oder ſeidenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmliſchen Amors. Man liebet und weiß nicht wen,

man begehret und weiß nicht was; etwas unendliches, das Höchste, Schönste, Beste.

So unentbehrlich dem Menschen diese Tendenz nach dem Vortrefflichsten und Vollkommensten ist, ohne welche er wie eine Raupe umherkröche und vermoderte, so leer bleibt dennoch die Seele, wenn sie, bloß auf Flügeln der Imagination im Taumel der Begeisterung fortgetragen, in ungeheuern Wüsten umherschweift. Das Unendliche gibt kein Bild, denn es hat keinen Umriß; selten haben diesen auch die Poesien die das Unermeßliche singen. Sie schwingen sich entweder in ein Empyreum des Urlichts voll gestaltloser Seraphim auf, oder wenn sie von da in die Tiefen des menschlichen Herzens zurückkehren, kann die erhöhete Speculation dennoch nur aus ihm jene Urbilder himmlischer Schönheit holen, die sie über den Wolken begrüßet und in ein Paradies der Liebe und Seligkeit hinaufzaubert. Die Hymnen der mittleren Zeiten sind voll von diesen goldenen Bildern, in die unermeßliche Bläue des Himmels gemalet. Ich glaube nicht daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerze der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel, und bei dem freudigen Hingange so manches Märtyrers, bei der sehnenden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Sylbenmaßen, oft in Idiotismen und Solöcismen des Affects geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die frommen Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas, des Cardinals Bona, der heil. Therese, des Juan de la Cruz und ihres Gleichen; oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das **Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Benedictis** ist sein Verfasser) ist in Pergolesi's Composition sehr bekannt; dergleichen süße Schmerzen- und Liebesgesänge gibt's in der Mönchssprache viele, die ganz dazu geschaffen scheinet. Wilder Sylbenmaße bediente man sich dabei nicht; vielmehr äußerst an-

ſtändiger und ſanfter. Selbſt das verzückte Metrum des ſogenannten Pervigilii: cras amet, qui nunquam amavit, das in den Hymnen oft gebraucht iſt, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde die uns gleichſam aus uns ſelbſt hinausſetzt und unſer ganzes Weſen erweitert. Wie konnte dieß auch anders ſeyn, da, wo man die Bibel nur aufſchlägt, im Hohenliede, Propheten, Pſalmen, in den Evangelien, Briefen und der Offenbarung, man Ausdrücke bald der erhabenſten Einfalt, bald der innigſten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Händels Meſſias, einige Pſalmen von Marcello und Allegri's, Leo's, Paläſtrina's Compoſitionen der ſimpelſten bibliſchen Worte gehört hat und dann die lateiniſche Bibel, chriſtliche Epitaphien, Paſſions-, Grab-, Auferſtehungs-Lieder lieſet, der wird ſich trotz aller Solöcismen und Idiotismen in dieſer chriſtlichen wie in einer neuen Welt fühlen.

Nachſchrift.

Da ich es nicht vorausſetzen kann daß jedem von Ihnen eine Menge der Hymnen bekannt ſey von denen das Fragment redet, ſo laſſe ich von einigen der angeführten nur Strophen abſchreiben, die ich etwa mit einer Anmerkung begleite. Die Solöcismen und Idiotismen darin gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt ſind dieſe Verſe nicht zu leſen, ſondern mit der ihnen gebührenden Muſik zu hören.

1.

Jam moesta quiesce. [1]

Jam moesta quiesce querela!
Lacrimas suspendite, matres;
Nullus sua pignora plangat
Mors haec reparatio vitae est.

[1] Von Prudentius. Unſer alter Geſang: Hört auf mit Klagen iſt eine Nachahmung einiger Strophen dieſes alten Hymnus, der beim Prudentius anfängt: Deus, ignee fons animarum.

Nunc suscipe, terra, fovendum
Gremioque hunc concipe molli;
Hominis tibi membra sequestro
Generosa et fragmina credo.

Veniant modo tempora justa,
Cum spem Deus impleat omnem;
Reddas patefacta, necesse est,
Qualem tibi trado figuram. seq.

2.

Dies irae.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David cum Sibylla.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Judicanti responsura.

Der Graf Roscommon überſetzte dieſen Geſang ins Engliſche: The Day of Wreath, that dreadful day, und ſtarb mit den Worten aus ihm:

Prostrate, my contrite heart I rend,
My God, my Father, and my Friend,
Do not forsake me in my End.

Unſer deutſches Lied: Es iſt gewißlich an der Zeit, iſt eine Nachahmung dieſes Geſanges.

Liber divus tunc pandetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Rex tremendae Majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis! seq.

3.

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda Ducem et Pastorem
In hymnis et canticis;
Quantum potes, tantum aude,
Quia major omni laude,
Nec laudare sufficis.

Sit laus plena, sit sonora,
Sit jucunda, sit decora
Mentis jubilatio.
Dies enim agitatur,
In qua mensae ruminatur
Hujus institutio. seq.

4.

Pange lingua gloriosi proelium certaminis
Et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem;
Qualiter redemtor orbis immolatus vicerit.

Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis:
Nulla talem sylva profert fronde, flore, germine.
Dulce lignum, dulce signum, dulce pondus sustinet. seq.

5.

Ave maris stella, Dei mater alma,
Atque semper virgo, felix coeli porta.
Virgo singularis, inter omnes mitis
Nos culpis solutos mites fac et castos etc.

6.

Stabat mater dolorosa,
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.
Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas incliti.

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut anima donetur
Paradisi gloria.

Digitized by Google

7.[1]

Ut quid jubes, pusiole?
Quare mandas, filiole,
Carmen dulce me cantare,
Cum sim longe exsul valde
Intra mare;
O cur jubes canere?

Magis mihi miserale
Flere libet puerale
Plus plorare quam cantare
Carmen tale jubes quare?
Amor care.
O cur jubes canere?

33.

Mit Ihrem dies irae, dies illa haben Sie mir eine ſchöne Welt zu Grabe geläutet; die Welt der Erſcheinungen des Alterthums in ihren beſtimmten, lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Gebärden, in ihren gleichſam organiſirten Tönen. Sie wird nicht wieder kommen auf unſrer Erde; ſo wenig uns unſere Jugend zurückkommt.

Jene erſten Verſuche der Menſchen, ſich das Unſichtbare ſichtbar, das Vergangene und Entfernte gegenwärtig zu machen, eine Welt von Gegenſtänden, von Bildern und Empfindungen durch Worte und Töne darzuſtellen, und zwar alſo darzuſtellen daß auch ihre Folge ſprechend, daß ihre Veränderung in Licht und Farben bis zum Kleinſten empfunden oder bemerkt werde;

[1] Vom Deutſchen Mönch Gottſchalk, älter als Otfried, dem ſehr hart begegnet ward. Er ſchrieb dieß als ein Vertriebener, im Gefängniß.

dieſe Verſuche, in einer gegebnen langen Zeit zu Meiſterwerken der poetiſchen Kunſt erhöhet, von einer Nation der die Kunſt Natur, der Geſchmack am Schönen Charakter geweſen zu ſeyn ſcheinet, werden ihres Gleichen ſchwerlich in Zeiten finden die Ihre angeführten Hymnen eingeläutet haben.

Nichts iſt von zarterem Weſen als der ächte Natur- und Kunſtgeſchmack. Durch Frömmigkeit und Andacht, ſelbſt durch Gelehrſamkeit und Fleiß läßt er ſich nicht erlangen; er iſt eine himmliſche Grazie, die auf unſerer Erde nur hie und da, dann und wann erſcheinet. Sie kann eben ſo leicht weggebetet als wegſtudirt werden; einmal vertrieben kommt ſie ſelten oder ſpät wieder.

Und doch iſt mit dieſem Natur- und Kunſtgeſchmack ſelbſt der richtige Sinn, die wahre Vernunft des Menſchen ſo innig verbunden. Schwerlich werde ich in Ihrem Athanaſius und Ambroſius ſo ſchlicht und rein zu leſen bekommen was mich Cicero's Pflichten, Horaz Briefe und Sermonen lehren. Die Litaneien und Legenden der Heiligen, ja das ganze Breviarium dieſer Sittenlehre und Weisheit wird das ächte Richtmaß menſchlicher Moralität kaum ſo ſtrenge an mich legen als es die feſten Lehren des Alterthums, ſeine mit ſichrer Hand im beſtimmteſten Umriß gezeichneten Charaktere zu thun vermochten. Iſt einmal der Geſichtskreis und das Ziel der Beſtimmung verrückt, zu welchem die Menſchen auf Erden leben, ſo erſcheinen durch katoptriſche Spiegel zurückgeworfene ſeltſame Bilder und Vorbilder des Lebens. Eine Zauberlaterne bringt Geſtalten hervor die in Schrecken und Verwunderung ſetzen können, denen man aber nicht ohne Gefahr folget.

Ihr Fragment meldete uns an daß ſich fortan die Muſik von der Poeſie ſcheiden und in eignen Regionen ihr Kunſtwerk treiben werde; fürs unbewehrte menſchliche Geſchlecht eine gefährliche Scheidung. Muſik ohne Worte ſetzt uns in ein Reich dunkler Ideen; ſie weckt Gefühle auf, jedem nach ſeiner Weiſe; Ge-

fühle wie sie im Herzen schlummern, die im Strom oder in der Fluth künstlicher Töne ohne Worte keinen Wegweiser und Leiter finden. Eine Musik die über Worte gebietet, ist nicht viel anders; sie herrscht despotisch. Erinnern Sie sich in Drydens Ode am Cäcilientage, wohin die Gewalt der Musik den Alexander reißt? Der Halbgott sinkt der Buhlerin in den Arm, er schwingt die Fackel zu Persepolis Brande. Auf gleiche Weise kann durch eine geistliche und, wenn man will, eine himmlische Musik die Seele dergestalt aus sich gesetzt werden, daß sie sich, unbrauchbar und stumpf gemacht für dieß irdische Leben, in gestaltlosen Worten und Tönen selbst verlieret.

Unsre zarte, fühlbare und fein empfängliche Natur hat aller Sinne nöthig die ihr Gott gegeben; sie kann keinen seines Dienstes entlassen, um sich einem andern allein anzuvertrauen; denn eben im Gesamntgebrauch aller Sinne und Organe zündet und leuchtet allein die Fackel des Lebens. Das Auge ist, wenn man will, der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der helleste Sinn; er umschreibt, theilt, bezirkt und übt die Meßkunst für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefdringender, mächtigerschütternder, aber auch ein sehr abergläubiger Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas unabzählbares, unermeßliches, das die Seele in eine süße Verrückung setzt, in welcher sie kein Ende findet. Behüte uns also die Muse vor einer bloßen Poesie des Ohrs ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maßes durchs Auge.

Nochmals gehe ich Ihr Fragment durch und frage: „wie, wenn aus dieser heiligen Mönchspoesie eine Volksdichtung hervorgehen sollte, wie wird sie werden? Gewiß anders als die Poesie der Griechen war, nicht nur im Inhalt des Gesanges, sondern auch in desselben ganzer Art und Weise."

1. Von Mythologie wird in ihr nicht die Rede seyn können, da man diese als eine Dämonensage ansah. Wenn eine derselben gebildet werden sollte, wird sie aus dem Glauben der Kirche, aus Sagen des gemeinen Volks, aus Nationalmeinungen und Abenteuern hervorgehn. Jede solcher Gestalten wird die Kirche weihen und ordnen. —

2. Reine Umrisse der Phantasie und des Natursinnes nach Art der Griechen wird diese Dichtkunst schwerlich enthalten, da diese Welt ihr nur ein vorübergehender Schatte zur künftigen Welt ist. Zwischen beide wird sich der Blick theilen, mithin jene sich in eine Art Dämmerung verlieren. Höchstens also werden Allegorien auftreten, statt reiner und bestimmter Begriffe; auch wirkliche Personen werden gern als Allegorien und Larven oder als heilige Nebelgestalten erscheinen, die sich in der Ferne verlieren.

3. Das Interesse das diese Poesie gibt, wird selten ein Nationalinteresse seyn, wie bei Griechen und Römern, vielleicht aber ein allgemeines Interesse christlicher Völker, die alle das heilige Bad besprengt hat, die, als Begünstigte des Himmels mit dem Kreuz bezeichnet, eine eigene christliche Providenz über sich erkennen, Engel zu ihrer Seite haben, und von der Erde gen Himmel wandern. In der Erzählung wird dieß den Ton der Geschichte und Dichtung ganz ändern.

4. Allen Handlungen und Leidenschaften der Menschen, ihren Tugenden und Lastern wird hiemit eine eigene religiose Farbe, ein Anzug gegeben werden den die alte Welt nicht kannte. In die Liebe wird sich Andacht mischen; und die Ueppigkeit dagegen vielleicht desto sinnlicher ihr Werk treiben. Statt des Verdienstes der Vorfahren um ein enges Vaterland wird ein andächtiger Ruhm, eine Ehre hervorgehn die Stand ist und nach Ständen wirket. Auf diesem Wege wird eine Sentimentalität zum Vorschein

kommen, von der die Poeſie der Alten nicht wußte, eine anerzogne Sentimentalität der Stände.

5. Endlich, da der Rhythmus der Griechen verloren iſt und ſich der poetiſche Genius hier ungebildeten, mit dem römiſchen Volksdialekt vermiſchten Sprachen mittheilen ſoll, ſo werden in dieſer Verwirrung ohne Sylbenmaße der Alten ſich ohne Zweifel rohere Volksgeſänge nach dem Modell der Mönchspoeſie formen. Was das innere Maß und Gewicht der Sylben nicht thun kann, wird der Reim erſetzen ſollen, mit dem von jeher das Ohr und die Zunge des Volks ſpielte. Poeſie wird alſo eine gereimte Proſe in Versperioden werden, deren Abwechſelung und Ründung etwa auch ein unwiſſendes Ohr verfolgen kann; dagegen die Muſik, vom Bau der Sylben getrennt, in ihrer eignen Region ihr Werk treibet. Laſſen Sie uns bald einige Glocken- und Poſaunen- und Orgeltöne, aber wenn ich bitten darf, auch einige Töne der Harfe aus dieſem neuen chriſtlichen Odeum aller europäiſchen Nationen hören.

34.

Drittes Fragment.

Bildung eines neuen Geſchmacks in Europa und deſſen erſte Verfeinerung.

Alle deutſchen Nationen, die das römiſche Reich unter ſich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt; es ſind auch Zeugniſſe vorhanden daß dieſe Geſänge unter ihnen ſich lange erhalten haben. Wie auch anders? Dieſe Geſänge waren ja die ganze Wiſſenſchaft und Geiſtesergötzung ſolcher barbariſchen Völker, das Archiv ihres Ruhms und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechiſchen Sänger (ἀοιδῶν) der Fall ge-

weſen, kam jetzt auf eine rohere Weiſe wieder. Völker die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei ſeine eignen Lieblingshelden, ſeine eignen Lieblingstöne.

Sehr nützlich wäre es, wenn wir dieſe alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unſrer Vorfahren noch beſäßen; wenn wir die Lieder von Mann und Hermann, Dietrich von Bern, Alboin, Hildebrand, Rüdiger, Siegfried, die Engländer ihr Hornchild, Hervart, Grym, Hanelock, und ſo jedes deutſche Volk die ſeinigen noch hätten. Es gilt aber von allen dieſen was Horaz von jenen uralten griechiſchen Helden ſagt, die vor Homer lebten:

Sie liegen alle, weil ſie der heiligen
Geſänge darben, unbejammert,
Ruhmlos in ewiger Nacht begraben.

Die Veränderung und Miſchung der Sprachen bei den wandernden Völkern, die Verſchiedenheit des nördlichen und ſüdlichen Klima, wohl aber am meiſten der Fortgang der Sitten ſelbſt hat uns dieſer wahrſcheinlich in rauhen Tönen beſungenen Heldengeſtalten beraubet.

Wie verſchieden nämlich die Mundarten der deutſchen Sprache nach den verſchiedenen Volksſtämmen, Zeiten und Gegenden waren, dergeſtalt daß man die Gothen am ſchwarzen Meere, in Italien und Spanien, die Vandalen in Pommern und Afrika, die Angeln zu Hengſt und zu Wilhelm des Eroberers Zeiten nicht für Eins nehmen darf: ſo iſt doch in allem was wir von ihren Sprachen wiſſen ihr nordiſches Gewand unverkennbar. Die deutſche Sprache nämlich, zumal in rauhen Gegenden, liebt einſylbige Töne. Hart wird der Schall angeſtoßen, ſtark angeklungen, damit ſo viel möglich alles auf einmal geſagt werde. Eine Sylbe ſoll alles faſſen; die folgenden werden zuſammengezogen, und gleichſam verſchlungen; ſo

daß sie selten aushallen und kaum zwischen den Lippen als erstickte Geister schweben. Die ganze Bildung unsrer Sprache, am meisten die aus dem Latein bei uns aufgenommenen Worte und Namen beweisen dieß; es sind hart zusammengedrängte Laute; und was noch sonderbarer ist, mit dem Verfolg der Jahrhunderte hat sich dieß Zusammendrängen der Buchstaben nicht vermindert, sondern vermehrt. Ulfila's und Otfrieds Sprache sind ungleich tönender, als wie man z. B. im vorigen Jahrhundert oder noch jetzt aus dem Munde des Volks die Worte schreibet. Das Angelsächsische schlich mit vielen stummen E in mehrern Sylben langsam fort; das Englische, das sich unter den Normännern bildete, warf Buchstaben weg, drängte sie zusammen, schnitt vorn und hinten die Sylben ab; so entstand ein ganz neuer Gang und Rhythmus der Sprache.

Aus dieser beliebten Einsylbigkeit der nordischen Mundarten, bei der man aus Trägheit oder wie in böser Luft die Lippen kaum zu öffnen waget, und immer nur hm! hm! sprechen möchte, war es natürlich daß, wenn man Worte gegen einander künstlich stellen wollte, dieß insonderheit im Anklange bemerkt werden mußte, indem der Ausgang der Worte gern im dunkeln blieb. Dieß ist nun jenes berühmte System nordischer Alliterationen (Annominationen),[1] das um kein Haar unnatürlicher als der Reim ist, indem

[1] Nähere Kenntniß von diesem sonderbaren System der nordischen Prosodie findet man in Olaus Wormius literatura Danica, Hickes thesaur. linguar. septentrion. und ähnlichen Werken. Wer ihrer entbehrt, ziehe die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1767) Thl. I. S. 150 zu Rath; eine Sammlung Briefe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient als sie erlangt. Das System der Alliterationen, daß gewisse Worte im Anfange und in der Mitte des Verses von einem Buchstaben anfangen und einen ähnlichen Vocal haben, ist, wie mich dünkt, mehr angestaunt als erklärt worden; sein natürlicher Grund ist der Bau der Sprache selbst, der Genius des Volks das sie sprach, und die Art wie man die Worte antönte.

man hier nur in der Mitte oder vorn reimet. Den Alten, d. i. Griechen und Römern, waren beide Arten eines ſolchen Wohlklanges Uebelklänge; ähnliche Anklänge der Worte ſuchten ſie, wie den Reim, zu vermeiden. Auch für die Gegenden eines beſſern Klima's war dieſer nordiſche rauhe Sylbentritt nicht; die ſpaniſchen Romanzen, die vielleicht nach gothiſchen Volksliedern geformt ſind, haben jenen wilden, männlichen Jambus der urſprünglich in Wäldern zum Jagd- und Kriegshorn tönte, fahren laſſen und ſtatt deſſen langſame Trochäen in weiblichen Ausgängen mit dem zuletzt prächtig verhallenden ar gewählet. In Italiens Luft zerfloß gleichfalls der gothiſche und longobardiſche Sylbenanklang in weiche und immer weichere Töne. Kein Wunder alſo daß jene alten Heldenmelodien in dieſer ſanfteren Luft den Tönen nach allmählich verhallten.

Dabei aber gingen nicht ſofort auch die Erzählungen ſelbſt, jene Heldenſagen zu Grunde, die gleichſam die Seele dieſer Völker, ihr Trank und ihre geiſtige Speiſe waren. Sie konnten nicht zu Grunde gehen, weil dieſe Völker (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) abenteuerlich dachten, und entweder gar nicht oder im Abenteuer lebten. Ein Volk, von wenigen aber ſtarken Begriffen und Leidenſchaften geregt und getrieben, hat wenig Luſt zu ordnungsmäßigen, gewöhnlichen, ruhigen Geſchäften; es bleibt gegen ſie kalt und träge. Dagegen flammet's auf, wenn ein Jagd- und Kriegshorn die Abenteuerſage ertönet. In eingepflanzten Trieben, in angebornen Begriffen und Neigungen ging dieſe Liebe zum Abenteuer auf Geſchlechter hinab; der geiſtliche Stand, in deſſen Händen die Bildung der Menſchen nach Begriffen der Zeit war, bemächtigte ſich dieſes Triebes; er fabelte, dichtete, erzählte. Von Erzählungen fängt alle Cultur roher Völker an; ſie leſen nicht, ſie vernünfteln nicht gern, aber ſie hören und laſſen ſich erzählen. So Kinder, ſo alle Stände, die inſonderheit unter freiem Himmel ein halb müßiges

Leben führen. Wo ſie auch leben, Norweger und Araber, Perſer und Mogolen, der Gothe, Sachſe, Franke und Katte des Mittelalters, noch jetzt alle halbmüßigen Abenteurer, Krieger, Jäger, Reiſende, Pilger haben hierin einerlei Geſchmack, einerlei Zeitkürzung. Unwiſſenheit iſt die Mutter des Wunderbaren, unternehmende Kühnheit ſeine Ernährerin, unzählige Sagen ſeine Nachkommenſchaft, und ihr großer Mentor der Glaube. Wenn Mönche dergleichen Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden ſelbſt darnach ſchrieben, ſo thaten ſie es nicht immer aus Luſt zu betrügen. Es war Geſchmack und ſogar Kreis des Wiſſens, Denkart der Zeit; eine ächte Mönchschronik mußte vom Anfange der Welt anfangen und in beſtimmten Zeiträumen durch Fabel und Geſchichte der Griechen und Römer (Geſchichte und Dichtung auf Einem Grunde betrachtet), bis zum Ende der Welt fortgehn; das war der gegebene Umriß. Eben nach den Begebenheiten der Zeit, die alleſammt geiſtliche und weltliche Abenteuer waren, formte ſich der Umriß der Erzählung, bildete ſich der Ton des Ganzen. Mehr als Eine Chronik der mittleren Zeiten iſt wie ein cykliſches Gedicht zu leſen.

Wann aber und wie wird aus dieſen vermiſchten Sagen und Abenteuermärchen ſo verſchiedner Völker in ſo verſchiednen Gegenden und Umſtänden eine Ilias, ein Odyſſee erwachſen, die allem gleichſam den Kranz raubte, und jetzt als Sage der Sagen gelte?

Dazu gehört viel; inſonderheit aber daß die Sprache und der Witz der europäiſchen Völker einigermaßen verfeinert werde, daß Völker mit einander in Verbindung oder in Wettkampf gerathen, dadurch ſie einander verſtehen lernen, endlich daß, wenn's ſeyn kann, hier oder da ein Homer aufkomme, dem alle horchen. Aeußerſt ſchwer und langſam konnte dieſe Aufgabe gelöſet werden, da einestheils die Völker durch Stammesvorurtheile und Leidenſchaften blind getrennt,

anderseits die Sitten so grob oder verderbt waren, daß schwerlich ein Lorbeerbaum für ganz Europa sprossen konnte. Tapferkeit und Witz sind nicht immer beisammen; eben so selten sind es Witz und Klosterandacht, wie die Esels- und Narrenfeste, das **Hez, Sir Ane, Hez,** und andre Anstalten zeigen. Wenn in die Sprachen Europa's Bildung, in seine Sitten Geschmack, in seine Poesie Unterhaltung kommen sollte, so mußten diese anderswoher kommen als vom Waffenplatz und aus dem Kloster. Sie mußten aus einer Gegend kommen wo ein fremder Umgang etwas anders als den bloßen Mönchs- und Klostergeist zeigte. Kurz —

Spanien war die glückliche Gegend wo für Europa der erste Funke einer wiederkommenden Cultur schlug, die sich denn auch nach dem Ort und der Zeit gestalten mußte in denen sie auflebte. Die Geschichte davon lautet wie ein angenehmes Märchen.

Spanien nämlich, so sagt die Geschichte, hatte unter der Herrschaft der Mauren eine sehr blühende Gestalt gewonnen: mit dem Ackerbau, dem Fleiß, dem Handel waren in ihm mehrere Wissenschaften und Künste, unter diesen auch die Dichtkunst cultivirt worden. Die maurische Galanterie hatte sich unter dem schönen Himmel von Granada, Murcia, Andalusien veredelt; glänzende Ritterspiele waren im Gebrauch, an denen als Preisaustheilerinnen auch die Damen theilnahmen. Ohne Zweifel war die Nachbarschaft dieses gebildeten Volks mit andern eine Ursache daß unter dem gleichschönen Himmel von Valencia, Catalonien, Arragonien und den südlichen Provinzen Frankreichs sich die sogenannte Provenzal- oder Limosinische Sprache auch aus der Barbarei riß und eine frische Blüthe, die provenzalische Dichtkunst, hervorbrachte. Von Valencia an über die Inseln Majorca, Minorca, Yviza, über Arragonien und Catalonien, jenseit der Alpen über die Provence, Languedoc, Guienne, das Delphinat, bis nach Poitou hinein erstreckte sich diese Sprache, die nach damaligen Zeitumständen

allgemach die gebildetste in Europa war.[1] Regierende Fürsten und Grafen, Ritter und Edle von jedem Range sahen es als eine Ehre an, sie an ihren Höfen und in ihren Schlössern, die kleine Höfe waren, zierlich zu sprechen. Die Damen nahmen daran Theil, nicht nur als Richterinnen und als der vielfältige Gegenstand der Gedichte, sondern zuweilen auch als Dichterinnen selbst. Die Provenzalpoesie ward das Organ des galanten Rittergeistes in allen Zweigen seiner Denkart. Man besang die Liebe und warf Fragen der Liebe auf, die in sogenannten Corte d'amore verhandelt wurden; man nannte ihre Versart Tenzonen. Kleine und große Abenteuer, Begebenheiten des Lebens und der Geschichte, auch geistliche Dinge wurden in Canzonen, Villanesca's und andern Gedichtarten besungen, unter welchen man die Satiren Sirventes nannte. Auch Lehre und Unterricht trug man in mancherlei Einkleidungen vor; ja es ereigneten sich keine Händel der damaligen Zeit, die an großen Ereignissen und Verwirrungen sehr reich war, an denen hie und dort nicht irgendein Provenzal Antheil genommen hätte. Kreuzzüge und andere Kriege, Vererbungen der Reiche und Schlösser, Sitten der Fürsten, der Damen, der Geistlichkeit, der Päpste selbst; alles berührte diese Dichtkunst, oft mit einer kühnen Freiheit. Finder, Trobadoren nannten sich die Dichter, die vorher in der bäurischen Römersprache Fatisten (Macher, faiseurs) geheißen hatten. Ihre Kunst hatte den Namen der fröhlichen Wissenschaft (gay saber, gaya ciencia), sowie auch ihr entschiedner Zweck fröhliche angenehme Unterhaltung war.

[1] In Crescimbent istoria della volgar Poesia, in Velasquez-Diez Geschichte der spanischen Dichtkunst und denen daselbst angeführten Schriften, in mehreren Abhandlungen des um die Provenzalen sehr verdienten Curne de St. Palaye in der Akademie der Aufschriften, Millots histoire des Troubadours, Abbt Andrès storia d'ogni letteratura T. I. II. kann man sich über diese merkwürdige Erscheinung weiter belehren. Sie ist die Morgenröthe der neueren europäischen Cultur und Dichtkunst.

Der erſte Garten wo dieſe Blume aufſproßte, war vielleicht der Hof zu Barcelona; ſehr bald aber müſſen andre gefolgt ſeyn: denn der älteſte Provenzaldichter den wir haben, Wilhelm der Neunte, Graf von Poitou, Herzog von Aquitanien, am Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts, ſang ſchon in einer zur Poeſie völlig gebildeten Sprache. Auch in Galicien, Caſtilien, Portugal finden ſich zu eben dieſer Zeit ähnliche Uebungen der Verskunſt ungefähr in demſelben Gedankenkreiſe. Die ſogenannten **Jeux floraux** aber, eine Blumengeſellſchaft wo der Preis der Dichtkunſt ein goldnes Veilchen war, iſt von weit ſpäterem Datum (1324). Ihre Stifterin war Clementia Iſaura, Gräfin von Touloufe.

Man hat über den Urſprung des Reims viel geſtritten, und ihn bei Nordländern und Arabern, bei Mönchen, Griechen und Römern geſucht; mich dünkt mit unnöthiger Mühe. Man könnte über ihn das bekannte Kinderſpiel mit dem Motto: „alles was reimen kann, reimt" ſpielen. Mönche reimen, Otfried reimte, die Araber reimen, Mahomed im Koran, der Engel Gabriel reimt; der alte Lamech vor der Sündfluth reimte. Aber Griechen und Römer in ihren ſchönſten Zeiten vermieden die Reime und ſuchten einen fortgehenden, höheren Wohlklang. Die Trobadoren, die in jedem Innern die Poeſie der Araber nicht nachahmen konnten, ſondern ſich eine Poeſie wie ſie ihnen ihr Zeitgeiſt, ihre Sprache und das nähere Vorbild der lateiniſchen Mönchspoeſie gab, finden mußten; ſie mußten reimen, ja ſogar in die Mannichfaltigkeit gereimter Versarten einen großen Theil der Anmuth ihrer Poeſie legen, weil ſie ihrer Zeit und Sprache nach nichts anders thun konnten. Die Limoſiniſche Mundart, wie jedes andre Kind der **lingua rustica romana** wußte vom Rhythmus der alten Römerpoeſie ganz und gar nichts; alſo konnten die Provenzalen ihre Verſe nicht nach der Grammatik der Alten ſcandiren; ſie accentuirten ſie,

wie Spanier, Portugiesen, Italiener und Franzosen noch bis jetzt ihre Verse accentuiren, solche daher auch nicht nach einer eigentlichen Quantität der Sylben, sondern zur artigen, verständigen Declamation einrichten.[1] Diese accentuirte Declamation ward eine eigne Kunst, auf welche sich die Rhapsoden der damaligen Zeit, die auch Erzähler hießen (Conteours) legten. Mit den Gedichten der Trobadoren reiseten sie an den Höfen umher, und begleiteten sie theils mit einem Instrument, theils mit Gebärden; daher man sie auch Jongleours (Joculatores), Musars, Comirs Plaisantins nannte. Sie unterhielten die Gesellschaft mit Liedern und Erzählungen, den bekannten fabliaux vergangner und damaliger Zeiten, bis sie es zuletzt so arg machten daß sie von mehreren Höfen verbannt wurden.

Die ursprüngliche fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus; auch in Sonetten der Liebe, im Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen: ein höherer poetischer Ton war ihnen ganz fremde. Also mußte das angenehme und mannichfaltige Spiel der Reime, an welche damals in geistlichen und Volksliedern das Ohr gewöhnt war, den Mangel des hohen lyrischen Wohlklanges und Rhythmus der Alten, von dem ihre Sprache und ihr Ohr nicht wußte, ersetzen. Jede Versart bekam ihre Strophe, d. i. ihren abgemessenen Perioden der Declamation in einer angewiesenen Ordnung

[1] Dieser Unterschied zwischen der alten Prosodie, von dem viele keinen deutlichen Begriff haben, und der doch zum Unterschiede der alten und neuen Poesie viel beiträgt, ist am besten in Isaak Voß bekannter Abhandlung de cantu veterum (übersetzt in der Sammlung vermischter Schriften Thl. I. Berl. 1759), in des Abbt Du Bos Betrachtungen über Poesie und Malerei, in Muratori Abhandlung de rhythmica Veterum poesi (Antiq. Ital. med. aevi T. III. p. 664), sonst aber auch in Klopstocks u. a. grammatischen Schriften vorgetragen, wie er denn zur Prosodie jeder neueren Sprache gehöret.

und Art der Reime; in welcher Wiſſenſchaft eben die Kunſt der Trobadoren beſtand. Und ſo haben wir die Geſtalt der neuern europäiſchen Dichtkunſt, ſofern ſie ſich von der Poeſie der Alten unterſcheidet, auf einmal vor uns. Sie war Spiel, eine amüſirende Hofverskunſt in gereimten Formen, weil der damaligen Sprache der Rhythmus und der damaligen Denkart der Zweck der Poeſie der Alten fehlte. Sie war ein Hofgarten, in dem hier ein Baum zum Sonett, dort zur Tenzone, zum Madrigal u. ſ. künſtlich ausgeſchnitten ward; eine höhere Gartenkunſt war dem Geſchmack der damaligen Zeit fremde. —

35.

Glück alſo zum erſten Strahl der neueren poetiſchen Morgenröthe in Europa! Sie hat einen ſchönen Namen: die fröhliche Wiſſenſchaft (gaya ciencia, gay saber); möchte ſie deſſen immer werth ſeyn! Wir wollen uns nicht in den Streit einlaſſen ob die ſpaniſche oder limoſiniſche Sprache die erſten Dichter gehabt? ob in dieſer dieſ- oder jenſeits der Pyrenäen früher und glücklicher gedichtet worden?[1] Die Erſcheinung ſelbſt daß an den Gränzen des arabiſchen Gebiets ſowohl in Spanien als in Sicilien für ganz Europa die erſte Aufklärung begann, iſt merkwürdig und auch für einen großen Theil ihrer Folgen entſcheidend.

Unläugbar iſt's nämlich daß die Araber in ihrem weiten Reiche, das ſich von China bis Fez, von Moſambique bis faſt an die

[1] Ich rücke dieſe Briefe hier ein, weil der ſo lange geführte Streit über den Antheil den die Römer, die Araber, die Normänner u. ſ. an der Bildung unſres Geſchmacks und unſrer Literatur haben, noch nichts weniger als beigelegt iſt. Warton z. B. in der Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt, Thyrwitt in ſeinen Anmerkungen zu Chaucer, Arteaga in der Geſchichte der italieniſchen Oper, Andrès in der storia d'ogni letteratura u. ſ. ſind noch weit auseinander; und doch liegt alles Material ſo nahe beiſammen vor uns.

Pyrenäen erſtreckte, Sprache und Wiſſenſchaften, Handel und Künſte ſehr cultivirt hatten. Wie anders nun als daß in Spanien, wo ein Hauptſitz dieſer Cultur war, wo Jahrhunderte lang die Chriſten mit ihnen in Streit oder ihnen unterwürfig gelebt hatten, neben dieſem hellen Licht nicht ewig und immer die Dunkelheit verharren konnte? Es mußten ſich mit der Zeit die Schatten brechen; man mußte ſich ſeiner ſchlechten Sprache und Sitten, der ungebildeten Ruſtica ſchämen lernen, und da die meiſten Spanier Arabiſch konnten, auch eine unſägliche Menge arabiſcher Bücher und Anſtalten in Spanien jedermann vor Augen war, ſo konnte es ja nicht fehlen daß jeder kleine Schritt zur Vervollkommnung auch unvermerkt nach dieſem Vorbilde geſchah. Was ſie nicht hatte, konnte die Mönchspoeſie nicht geben; gegentheils konnte und wollte auch die Provenzalpoeſie nicht nachahmen was bei den Arabern für ſie nicht gehörte, Mahomeds Lehre, ſo wenig einſt die Araber den Homer und die griechiſche Mythologie hatten aufnehmen mögen. Aber was ſich aufnehmen ließ, der Genius des Werks, die arabiſche Denk- und Lebensweiſe — ſie ſind in den Verſuchen der Provenzalen (dieſe mögen ſchlecht oder gut ſeyn), wie mir dünkt, unverkennbar.

Bei welch anderm Volk in Europa waren poetiſche Fragen und Antworten in Gebrauch, als bei den Arabern? Es wurde Kunſt und Lebensart darein geſetzt auch unvorbereitet witzig in gereimten Verſen zu antworten.[1] Daher alſo die Fragen und Antworten der Liebe bei den Provenzalen. Welch anderes Volk in Europa hielt die Sprache für eins ſeiner edelſten Heiligthümer und feierte Wettkämpfe des ſchönſten poetiſchen Ausdrucks in ihr? Kein

[1] Zahlreiche Proben und Nachrichten hierüber finden ſich in Herbelots morgenländiſcher Bibliothek, *W. Jones* commentar. de Poesi Asiat., Richardſons Vorrede zu ſeinem perſiſchen Wörterbuch (überſetzt Leipzig 1779), Andrès storia d'ogni letteratura aus Caſiri, ja in der Geſchichte der Araber ſelbſt.

anderes als die Araber; die angränzenden Christen, beschämt über ihre Rohheit, zuerst vielleicht auch nur aus Nachahmungssucht, folgten ihnen nach. Ihre Großen und Edlen thaten aus Mode was die Araber seit Jahrhunderten aus Trieb und aus Nationalstolz gethan hatten: sich der Wissenschaften anzunehmen und in der Sprache der Dichter selbst zu glänzen. Welch anderes Volk in Europa verband in seinen Vorstellungen Tapferkeit, Liebe und Andacht wie die Araber? Von den ältesten Zeiten an war es bei ihnen die gewöhnliche Regel eines Gedichts von Gott und vom Propheten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu entrichten und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapferkeit zu bezeugen. Wie übel auch oft diese Stücke zusammenhingen, es war das angenommene poetische Gesetz, dem sich, wiefern es Religion und Sitte erlaubte, nun auch die Christen bequemten. Die festgesetzten Gattungen der Poesie der Araber, Preis und Tadel, Frohlocken und Klage, Liebe und Haß, Lehre und Beschreibung wurden auch hier der Inhalt verschiedener Gesangsarten; selbst die Prosodie der Provenzalen ward nach der bloß accentuirten und declamirten arabischen Verskunst, in welcher der Reim unentbehrlich war, eingerichtet. Hören Sie darüber das Zeugniß des vielleicht gelehrtesten Arabers den unsere Nation gehabt hat, Reiske: [1]

„Die allerältesten Schriften der Araber sowohl in gebundener als freier Rede sind in Reimen abgefaßt. Die Art ohne Reime zu reden und zu schreiben ist neuer als jene. Noch heutiges Tages pflegen sie auch in ihren ungebundenen Schriften, wenn sie recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, so daß sie, wenn sie einen Reim drei-, vier- oder mehrmal wiederholt haben, alsdann einen andern vor die Hand nehmen, und es mit diesem eben so machen, und dann wiederum einen andern. Auf diese Weise ist der ganze Hariri geschrieben, der für den Cicero der

[1] Neuer Büchersaal, Th. 10. S. 220. u. f.

Araber gehalten wird; imgleichen des Tamerlans arabiſche Lebensbeſchreibung.

„In der Poeſie ſind ihre älteſten Stücke gereimt. Die alten Araber übten ſich ſogar, ihre häuslichen und vertraulichen Geſpräche in Reimen vorzutragen. So hat man ein noch vor dem Muhamed verfertigtes, etliche achtzig bis neunzig Verſe langes Gedicht, das ein gewiſſer Haretſch Ben Helza ohne einiges vorhergegangenes Bedenken, ſich auf ſeinen Bogen lehnend, hergeſagt hat. Die Uebung hierin muß bei ihnen ſehr groß geweſen ſeyn.

„Wie die erſte Hälfte des Verſes ſich ſchließt, ſchließt ſich auch die andere Hälfte ebendesſelbigen Verſes; und wie ſich der erſte Vers in der Mitte und am Ende endigt, ſo endigen ſich auch alle anderen folgenden, wenn ihrer auch noch ſo viel wären, bis zwei-, dreihundert und noch mehr. Doch pflegen ſie ihre Gedichte ſo lang nicht zu machen. Schon zu Chriſti Zeiten und kurz hernach müſſen ſich die Araber der Reime bedient haben, weil ihre Dichtkunſt ſchon einige Jahrhunderte vor Muhamed vollkommen geweſen und nicht die geringſte Spur von einem reimloſen Gedicht bei ihnen gefunden wird, es ſey lang oder kurz, heroiſch oder jambiſch. Doch ſind ihre jambiſchen Gedichte ſo beſchaffen daß ſie den einmal gefaßten Reim nicht beſtändig beibehalten, welches ſonſt ein weſentliches Erforderniß der heroiſchen Gattung iſt, ſondern ſie wechſeln mit dem Rhythmus ab, beinahe wie wir. Haben ſie Einen Rhythmus drei-, viermal wiederholt, ſo fallen ſie auf einen andern u. ſ." — Ich glaube nicht daß die Erbauung der Sonette, Madrigale und anderer Versarten der Provenzalen ihrem Urſprunge nach einer hellern Erklärung fähig ſey oder bedürfe als dieſer. Urſprünglich waren ſie eine Art gereimter, oft aus dem Stegreif gereimter Proſe; die meiſten Poeſien der Provenzalen ſind offenbar nichts anders.

Daß viele unſerer Poeſien dieſen arabiſchen Schmuck noch an ſich tragen, wiſſen wir alle; wenige aber wiſſen den Urſprung dieſer

Feſſeln, daß ein Volk nämlich ſich dieſelben aus Uebermuth der Begeiſterung ſogar im gemeinen Leben angelegt, und damit ſo leicht umzugehen gewußt habe daß es lange Reden durch ſogar einen und denſelben Reim beibehalten konnte. Auch bei den Provenzalen war es in mehreren Sylbenmaßen offenbar aufs öftere Wiederkommen desſelben Reims angeſehen, womit denn weder unſer Ohr noch unſere Sprache ſonderlich zufrieden ſeyn dürfte. Wenige wiſſen es daß die Poeſie der Araber zwar leidenſchaftlich und bildervoll, nicht aber im beſten Geſchmack abgefaßt war; [1] daher auch ſchon die Provenzalen von dieſem ganz und gar aſiatiſchen Geſchmacke ſehr abgehen mußten. Da ihnen nun mit der Leidenſchaft und dem Scharfſinn dieſes fremden Volks auch deſſen ausgebildete Sprache fehlete, was Wunder daß ihnen oft nur die Form des Gedichts, angenehm wiederkommende Schälle übrig blieben, in die ſie das Weſen der Dichtkunſt ſetzten? Dieſe ſollte ja nur Unterhaltung in einer angenehm gereimten Proſe ſeyn und bleiben.

Ganz anders wird die Sache für uns, die wir einen artigen Umgang in häuslichen und vertraulichen Geſprächen nicht eben in Reime ſetzen, uns auch von Jugend auf nicht geübt haben ſinnreich ex tempore zu reimen. Einzig in der Poeſie haben wir dieſe alte arabiſche Höflichkeit beibehalten, das Ohr unſerer Freunde mit Reimen zu vergnügen. [2] Und dennoch würde auch das reimſüchtigſte

[1] Proben davon geben *W. Jones* commentar. de Poesi Asiat. und alle von ihm und andern bekannt gemachten Poeſien der Araber. An Leidenſchaften und Bildern ſind ſie reich; ihr Geſchmack aber in Compoſition dieſer Bilder iſt von dem unſrigen ganz verſchieden.

[2] Rhythmi cum alliteratione *avidissimae* sunt *aures Arabum.* In florilegio hoc (Elnawabig vel Ennawawig, quod vocabulum designat *scaturientes* partim poëtas, partim versus vel rhythmos nobiliore quadam vena se commendantes) linguae Arabicae genius egregie relucet, *nativumque* illum cernere licet *characterem*, qui per *rhythmos et alliterationes mera vibrat acumina.* Schultens in der Vorrede zu Erpenius arabiſcher Grammatik. Mich dünkt, weder unſere Sprache noch unſere Nation habe dieſen angebornen witzſprudelnden Reimcharakter.

Ohr es ſich verbitten, wenn wir wie die Araber denſelben Klang oder Endbuchſtaben einige hundertmal wiederkommen ließen und in heroiſchen Gedichten unſern Helden durch Einen Reim zehntauſendmal wiederkommend prieſen.

Füge ich nun zu dieſer Reimgalanterie der Araber noch das andere Geſchenk hinzu damit ſie (andere Nationen nicht ausgeſchloſſen) die Poeſie der Europäer beſchenkt haben, jene Phantome aſiatiſcher Einbildungskraft nämlich die vom Berge Kaf über Afrika und Spanien, über Paläſtina und die Tatarei zu uns gekommen ſind — gewiß, ſo ſind wir ihnen wie in der Chemie und Arzneikunſt, ſo auch in der Dichtung viele gebrannte Waſſer ſchuldig.

36.

Den Reim laſſe ich unſerer Poeſie nicht nehmen; vielmehr zeigt der bemerkte Urſprung desſelben zugleich auch ſeine glücklichſte Anwendung. Er gehört

1. Für Kirchen- und andere Volkslieder. Umſonſt führten ihn nicht die heiligen Väter von Ambroſius an in ihre Chöre und Hymnen ein. Der gute Prudentius ging ihm noch aus dem Wege; Sedulius, Fortunatus u. ſ. gebrauchen ihn ſchon häufig, ohne ihn von den Arabern gelernt zu haben. Sie wußten was fürs Volk gehöre. Zuletzt ward er inſonderheit in den lateiniſchen Liebesgeſängen ſo überfließend gebraucht, als ihn wohl kein Araber gebraucht hat.

2. Denkſprüche fürs Volk klingen in Reimen prächtig! Daher die Macht unſerer gereimten Sprüchwörter, unſerer alten Oden und Alexandriner. Ein berühmter Dichter hat von einem ungezwungenen Reim geſagt:

„Er ſtützt und hebt die Harmonie, und leimt die Rede ins Gedächtniß."

Dieß ist wahr. Wohlgereimte Sentenzen sind Machtsprüche; sie tragen im Reim das Siegel der ewigen Wahrheit. Von Anfange der Welt an hat man Räthsel und Denksprüche gereimet.

3. Lebhafte Antworten sind für den Reim, nicht nur in Arabien, sondern bei allen Völkern. Vom französischen Theater werden Sie sich solcher unerwarteten Ausgänge gnug erinnern; ans Epigrammen, wohin sie eigentlicher gehören, noch mehrere. Es ist ein Fehler des Versificators, wenn er, um Einen glücklichen Reim zu erhaschen, fünf unglückliche vorhergehen oder folgen läßt; [1] ein solcher ist kein Haretsch Ben Helza, der auch im Staatsrath seines Königes sein Votum für den Krieg in donnernden Reimen hinstellte.

4. Es gibt mehrere Gattungen angenehmer Conversationspoesie, die ohne Reimen nichts sind. Der gesuchte so wie der ungesuchte, der versteckte so wie der klingende Reim sind in ihnen kunstmäßig geordnet. Man sollte sie Arabesken nennen; denn eben auch den Arabern galt der Reim für ein Siegel des vollendetsten Ausdrucks.

5. Endlich müssen Sie der Gewohnheit nachgeben, und Sprachen sowohl als Dichtern erlauben sich auf ihre Art zu vergnügen. Diesem Dichter ist der Reim ein Steuer, jenem ein Ruder der Rede; ohne ihn litte jenes poetische Fahrzeug Schiffbruch, dieses strandete auf dem niedrigsten Sande. [2] Einem andern Versi-

[1] But those that write in rhyme still make
The one verse for the other's sake;
For one for sense and one for rhyme,
I think sufficient for a time.

Buttler's Hudibras P. II. C. I.

[2] For Rhyme the rudder is of verses,
With which, like ships, they steer their courses.

Buttler.

ficator iſt er noch etwas wertheres, ein Erwerbmittel der Gedanken; wollten Sie ihm alſo mit dem Reim ſeine hyperuſiſche Nahrung nehmen? Einem dritten iſt der Reim eine Werbtrommel, Bilder zu verſammeln; zwar kommen die Geworbenen oft etwas bunt zuſammen, aber was ſchadet's? Deſto ſtärker fallen ſie ins Auge. Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim, ſo haben Sie ihnen Moſes und die Propheten genommen; wen ſollen ſie fürder hören? Nehmen Sie der franzöſiſchen Sprache den Reim — hören Sie was darüber ihre eigenen Autoren ſagen:

Nos vers affranchis de la rime ne paraissent différer en rien de la Prose. *Prévot.*

Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberait. *Fenelon.*

Les Italiens et les Anglais peuvent se passer de rime, parce que leur langue a des inversions et leur poésie mille libertés qui nous manquent. Chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance: nous ne permettons nulle licence à notre poésie, qui doit marcher comme notre prose dans l'ordre précis de nos idées. Nous avons donc un besoin essentiel du retour des mêmes sons *pour que notre Poésie ne soit pas confondu avec la Prose.* *Voltaire.*

Nos syllabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leurs mesures longues ou brèves; la rime est donc nécessaire aux vers français. *Voltaire.*

Hier ſind klare Bekenntniſſe; ſchonen Sie alſo in mehr als Einer Sprache der Reime, dieſer unſchuldigen Kinder. Auch bei uns gehören rime und raison zuſammen, wie bei den Arabern. Ungereimt iſt uns was — ſich nicht reimet.

Nachschrift.

Ernsthaft gesprochen, läßt sich an diesem Ursprunge der europaischen Cultur in Vergleich mit der Poesie der Alten noch manches bemerken.

1. Bei den Griechen war Poesie mit der Sprache entstanden; jene hatte diese gleichsam von innen heraus gebildet; ehe schriftstellerische Prose entstand, war Gesang und Poesie — gewesen. In der Limosinischen Sprache, so wie in allen ihren Schwestern hatte man nicht nur längst Prose gesprochen, ehe man durch Versarten mit abgezählten Sylben und Reimen diese gemeine Sprache (lingua volgare) zu veredeln suchte; sondern die Vulgarpoesie selbst sollte eine gereimte, cadenzirte, schönere Prose seyn und bleiben. Die Sylbenmaße der Alten fanden in ihr nicht Platz, weil sie eigentlich bloß von der Conversation ausging, und auf diese hinführte.

2. Die Poesie der Alten hatte in ihrem Ursprunge viel mehr Wichtigkeit, Zweck und Anlage in sich als diese neuere haben konnte. Vor Erfindung der Schreibekunst vertrat jene die Stelle aller Wissenschaft; sie war die Sprache der Götter, der Gesetzgeber und Weisen; was der Nachwelt würdig geachtet war, ward in sie gelegt, daher auch von ihr fast jede Wissenschaft ausging. In Europa war alles anders. Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateinische, in welcher sich denn auch lange Zeit hin die Wissenschaften fortgebildet haben; die Vulgarpoesie wollte weder gelehrt noch andächtig, sondern unterhaltend seyn. In allen Sprachen, denen die Provenzalpoesie den Ton gab, ist dieß ihr Hauptcharakter geblieben.

3. Dagegen aber ward etwas, worauf die Poesie der Alten ihre Segel nicht hatte richten dürfen, dieser Poesie Ziel und Zweck, nämlich Freiheit der Gedanken. Durch die Provenzalpoesie und durch das was sie hervorgebracht, so viel oder wenig es war, ward zuerst das Joch zerbrochen, das alle Völker Europa's unter

dem Despotismus der lateinischen Sprache festhielt; und damit war viel geschehen. Sollten Europa's Völker denken lernen, so mußten ihre Landessprachen gebildet werden; sie mußten in ihrer Volkssprache witzige, sinnreiche, anmuthige Dinge hören, an denen sich ihr Verstand schärfte. Wenn dieses zuerst auch nur in den obern Ständen und auf eine sehr unvollkommene Weise geschah, so gelangte es doch bald weiter. Mit Fragen der Liebe fing man an; zu weit wichtigern schritt man fort; die mittleren Zeiten haben manche Dinge sehr scharf und rein erörtert. Mit Erzählungen fing man an, und wußte in sie einzukleiden was man nackend nicht sagen durfte; ja was die Erzählung nicht sagte, gesticulirte das rohe Schauspiel. Den besten Erweis daß durch die Ausbildung der Provenzalsprache für ganz Europa Freiheit der Gedanken bewirkt worden, zeigt die in ihr entstandene erste Reformation, die sich von den Pyrenäen und Alpen nachher in alle Länder verbreitete. In dieser Sprache nämlich wurde die edle Unterweisung (la noble leyçon), der erste Volks- und Sittenkatechismus geschrieben; in sie wurde zuerst die Bibel übersetzt; in ihr das apostolische Christenthum erneuert. Mit großem Muth ging sie den Aergernissen der Klerisei entgegen, und hat, wie den poetischen Lorbeerkranz, so auch unsäglicher Verfolgungen wegen die Märtyrerkrone der Wahrheit für ganz Europa verdienet. Sind wir den Provenzalen und ihren Erweckern, den Arabern, nicht viel schuldig? [1]

[1] Mehrere Nachrichten hierüber gibt die Geschichte der sogenannten Waldenser, Albigenser, bons hommes u. s., deren verschiedene Namen sowohl als erlittene grausame Verfolgungen bekannt sind. In Legers Geschichte der Waldenser sind ihre in der Provenzalsprache geschriebenen Schriften angeführt; ausführlichere Nachricht gibt die hist. générale de Languedoc, T. III. Des Wiklif, mithin auch Huß und Luthers Reformation hangen mit dieser ersten Insurrection gegen den herrschenden Klerus zusammen wie die feinere Cultur in Europa mit den ersten Versuchen der provenzalischen Dichtkunst.

6.

Viertes Fragment.

Einfluß der Provenzalen in die europäische Cultur und Dichtkunst.

Die Verskunst der Provenzalen ging auf alle benachbarten Nationen über; ja sie ist das Vorbild der Poesie aller südlichen Völker Europa's, in manchem sogar der Engländer und Deutschen worden; denn mit den Kaisern aus dem schwäbischen Hause kam die provenzalische Dichtkunst auch nach Deutschland. Die Minnesinger sind unsere Provenzalen.

Zu Dante's Zeiten waren schon sieben Gattungen dieser Verskunst in der italienischen Sprache, Sonett, Ballade, Canzone, Rodondilla, Madrigal, Servente, Stanze; sie haben sich seitdem zahlreich vermehrt, vielfach verändert, immer aber ist die italienische Sprache jenem Richtmaß treu geblieben das zu Dante's, Boccaz und Petrarca's Zeiten die Provenzalpoesie ihr anwies. Die Sylbenmaße der Griechen und Römer, so oft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen.

Nun müßte es wohl ein sehr barbarisches Ohr seyn, das nicht, zumal unter jenem Himmel, die Musik dieser Versarten fühlte. Der weitverhallende Wohlklang einer regelmäßigen italienischen oder spanischen Stanze, die schön verschlungene Harmonie eines vollkommenen Sonetts, Madrigals, oder einer vortrefflichen Canzone, die abwechselnde leichte Melodie einer schönen Canzonette, Rodondilla oder Seguidilla tönt so anmuthig, der Tanz ihrer Sylben ist so ätherisch daß ihn unsere deutsche Sprache, die ein ganz anderer Genius belebet, vielleicht auch nicht nachahmen sollte. Die Poesien so vieler lyrischen und epischen Dichter in Italien und Spanien, sind gleichsam so viel hesperische Zaubergärten, wo die Bäume sin-

gen und an jedem Zweige des ſingenden Baums ein Glöckchen tönet. Die Poeſie der Alten ſingt nicht alſo; aber das Rauſchen des Baumes ſelbſt, das Wehen ſeiner Zweige im zarteſten Sprößling iſt begeiſternd, iſt heilig.

So im Aeußern; iſt's aber auch anders wenn man die Poeſie der Italiener mit den Alten im Innern vergleichet? Nehmet z. B. ein Sonett, ein Madrigal, eine Canzone, eine Stanze, und führet ſie auf Formen der Griechen und Römer zurück. Hier, findet man oft, mußte der Ausdruck des Gedankens gedehnt, dort die Empfindung gelängt und geweitert werden. Einſchiebſel und fremde Zuſätze mußten zu Hülfe kommen, um ein regelmäßiges Sonett, ein klingendes Madrigal zu werden; als ein Epigramm, als ein Bild (εἶδος) und Skolion der Alten würde alles in natürlichem Maß einfacher und reiner daſtehn. — Eine Canzone oder Ode der Italiener, mit Pindar oder Horaz verglichen, hat, wie es uns Deutſchen ſcheint, viel Declamation, viel proſaiſche, redneriſche Schönheit. Wie anders? Auf dieſe ſchöne gereimte Declamation war die Canzone angelegt. Die Stanzen (ottave rime) ſind hallende Kammern; [1] jede Abtheilung in ihnen, zuletzt der Schluß jeder Stanze (il clave) hält uns melodiſch an, damit er uns weiter fortführe. Vortrefflich. Aber der Hexameter der Alten iſt ein langer unermeßlicher Gang, wo nichts uns aufhält; wir wandern ungeſtört fort, und haben den Blick immer am Ziele. So könnte man mehr vergleichen; wozu aber die Vergleichung wenn ſie den Genuß ſtöret? Die Poeſie der Italiener iſt, was ſie ihrem Urſprunge nach ſeyn wollte, Unterhaltung, accentuirte Converſation; das iſt ihr Standpunkt. Ein Sonett, ein Madrigal wird abreſſirt; eine Canzone wird abgeſandt und bekommt am Schluß eigene Verſe als ein Creditiv mit, ein Siegel der Sendung (il commiato della Canzone). Arioſt ſchrieb ſeinen

[1] Anſpielung auf das Wort Stanza, das ein Zimmer, eine Kammer bedeutet.

unſterblichen Orlando daß er in Geſellſchaften geleſen werden, daß er als ein Fabelbuch angenehm unterhalten ſollte. Dazu ſchrieben Bernardo, Taſſo, Fortinguerra, Taſſoni, Marino, und jene unzählbare Schaar italieniſcher luſtiger Dichter. Wenn Torquato nebſt wenigen andern ſich höher erhob, ſo erhebt ihn der Inhalt ſeines Gedichts; im Ganzen aber verfolgt er den Zweck aller ſeiner Brüder.

Ob dieſen Zweck jede dieſer Poeſien erreicht habe? darüber kann kein Ausländer entſcheiden; indeſſen ſcheinet's. In Italien ſind die Sonette eigentlich nichts als feinere Anreden in einem gegebenen Ton der Geſellſchaft; beinahe jeder gebildete Menſch macht ein Sonett, ohne daß er deßhalb ein Dichter zu ſeyn ſich einbildet. Die Werke ihrer großen Dichter ſind jedem Gebildeten bekannt; ihre Sprache iſt ins Ohr der Nation übergegangen, und man hört Stellen aus Dichtern oft von Perſonen von denen man ſie am wenigſten erwartet. Der gemeine Mann, das Kind ſogar gebraucht Ausdrücke, die man dieſſeits der Alpen in viel andern Kreiſen weder ſucht noch höret.

Die ganze Dichtkunſt Italiens hat etwas ſich anneigendes, freundliches und holdes, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele ſanft einſchmeicheln. Dagegen freilich ſteht die Poeſie der Alten für ſich ſelbſt da, in ſchweigender Würde, in natürlicher Schönheit. Sie ſpricht und läßt ſich ſprechen; die italieniſche Poeſie buhlet zwar nicht, aber ſie declamirt angenehm vor; ſie converſiret.

Ungerecht wäre es alſo wenn man ſelbſt bei der eigentlichen Empfindungspoeſie dieſer Sprache, z. B. den Schäfergedichten, einen Maßſtab gebrauchen wollte der ihr nicht geziemet. Wie viel unzeitiges z. B. iſt über den Aminta des Taſſo, über den Pastor fido des Guarini und über ähnliche Gedichte geſagt worden! — Unſere Schäfer freilich, unſere Liebhaber raiſonniren ſo nicht von

Liebe, oder mit der Liebe; nimmt man indeſſen das Local der Italiener, die Zeit in welcher dieſe Dichter lebten, die einmal getroffene arabiſch provenzaliſche Convention, über die Liebe in Reimen zu converſiren, auch viele kleine Umſtände der damaligen Lebensweiſe, zuſammen, ſo werden uns dieſe muſikaliſchen Liebesconverſationen nicht nur erklärlich, ſondern beinahe natürlich erſcheinen. Das ganze lyriſche Drama der Italiener beruhet auf dieſer Converſation; Nationen denen ſie fremde iſt, wird die ernſthafte ſowohl als die komiſche Oper der Italiener, dem eigentlichen Motiv nach, immer fremde bleiben.

So kommen wir denn auf das poetiſche Meiſterwerk dieſer Nation, die Oper, das lyriſche Drama. Wohl nirgend anders als in Italien konnte es entſprießen, und zugleich zu der Blüthe gelangen zu welcher es zuletzt in Metaſtaſio gelangt iſt. Er, ein Schüler des philoſophiſchen Kenners der Alten, des Gravina; Er, dem das Glück ward hinter den Verdienſten des Apoſtolo Zeno und ſo viel andrer großen Männer in Italien und Frankreich dieß Drama in einer Sprache zu bearbeiten die zum Geſange geſchaffen iſt, brauchte ſeines Glücks und erhob aus ihr alles Singbare (cantabile) in jeder Art des Affects, in jedem Perioden des Recitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des Geſanges und Vortrags. Zeige man ein ſingbares Wort, das er nicht und zwar auf der beſten Stelle gebraucht, eine unſingbare Wendung die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus der menſchlichen Seele, aus Fabel und Geſchichte zog er jeden ſingbaren Gegenſtand, jede melodiſche Geſinnung und Empfindung auf die zierlichſte Weiſe hervor, und wußte ſie zu einem muſikaliſchen Sentiment im zarteſten und volleſten Ausdruck zu bilden. Jede Arie des Metaſtaſio iſt gleichſam ein poetiſch muſikaliſcher Canon worden.

Um hieher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melodrama zurückgelegt, ſeit es in rauhen provenzaliſchen Canzonen nach

Italien gekommen und von umherziehenden Minstrels mit einer Art theatraliſcher Vorſtellung verbunden hie und da geſpielt war! Durch Maitänze (Maggiolate), Carnevalesken, Chöre mit Zwiſchenſpielen u. ſ. hatte es einen beſchwerlichen Weg nehmen müſſen, bis es unter der Beihülfe vieler fremden Künſtler, Franzoſen, Spanier, Niederländer, Deutſcher, nur zu einiger Regelmäßigkeit gelangte. Italieniſche Fürſten die Pracht und Vergnügen liebten, hatten ihm dazu Raum und Koſten verſchafft; der Geſchmack der Nation in beiden Geſchlechtern hatte es mit Freude empfangen; Florenz inſonderheit hatte ihm zuerſt ſeine glänzende Geſtalt gegeben. Unwiſſend hatten, von Dante und Petrarca an, alle Dichter dazu gearbeitet: Taſſo und Guarini mit ihren Schäferpoeſien hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Componiſten geiſtlicher und weltlicher Melodien die Pforten geöffnet; Metaſtaſio kam, und ſetzte der ganzen Gattung den Kranz auf.

Indeſſen auch bei Metaſtaſio denke man nicht an die Griechen; vielmehr hat vielleicht er aufs weiteſte von ihnen verführet, und ſteht wie auf einem andern Hemiſphär da. Bei jenen ſprach die Poeſie; die Muſik begleitete ihre Worte in jeder Wendung des Ganges der Rede, zwanglos. Hier malet die Muſik, und die Worte dienen. Geſetzt daß es ihr auch gefiele ſie zehnmal dienen zu laſſen, ſie umher zu kreiſen und wie im Spott zu wiederholen, ſie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrſchaft durfte der Dichter nichts als das ihr Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenſchaft durfte er tiefer nachgehn als es die Muſik ertrug, und mußte ſich daher überall an das Weichſte, das Zarteſte, die Liebe halten. Mit Verletzung jedes Coſtüme der Zeiten und Orte ſind Metaſtaſio's Helden Schäfer, ſeine Prinzeſſinnen Schäferinnen; erhabne Frescogeſtalten der Geſchichte werden durch ihn Miniaturgemälde des lyriſchen Theaters; denn auf dieſe und auf keine andere Darſtellung hat er gerechnet. Wenn alſo Metaſtaſio in jedem ſeiner Stücke einen zierlichen

Porcellanthurm mit klingenden Silberglöckchen erbauen wollte, ſo ſollte und konnte dieſer kein griechiſches Odeum werden.

Indeſſen hat auch dieſe Poeſie ihre Zwecke erreicht. Sie ward was ſie ſeyn wollte, ein Vergnügen feinerer Seelen, die auf die angenehmſte Weiſe in ſüßen Tönen ſich ſchöne Geſinnungen einflößen laſſen und ſich ſingend belehren. Wer ſich durch eine übermäßige Liebe dieſes Dichters und dieſer Kunſt den Geſchmack verwöhnt, und ihn zum Unmännlichen erweichet, der hat daran ſelbſt die Schuld; gewiß aber wird durch Metaſtaſio's Geſänge niemandes Herz verderbt, vielmehr kann ſeine moraliſche Empfindung, wenn er ſie aufwecken laſſen will, erweckt und zart geläutert werden. Kurz in allen italieniſchen Dichtern iſt Converſation und Geſang herrſchend; ſie converſiren ſingend, ſie ſingen dichtend.

*

Der Zweig der provenzaliſchen Dichtkunſt, der ſich in Frankreich verbreitete, trug andere Früchte. Die franzöſiſche Sprache, die lange nicht ſo ſangbar war als die italieniſche, hatte deſto mehrere Luſt zu erzählen und zu repräſentiren. Sie nahm alſo von ihren Provenzalen einerſeits vorzüglich die Contes und fabliaux auf, die bald zu großen Romanen ausgebildet wurden. Andrerſeits gefielen der Nation die Gebärdenſpiele der **Musars, Comirs, Plaisantins** ſo ſehr daß ſie mit der Zeit auch Spiele der Nation wurden, aus welchen zuletzt das franzöſiſche Theater hervorging. Wir wollen von beiden Charakterzügen dieſer Nation, vom Erzählen und Repräſentiren, den großen Erweis der Zeiten bemerken.

Muntre Erzähler ſind die Franzoſen von jeher geweſen; das ganze Gebilde ihrer Sprache trägt davon den Charakter. Schon unter Philipp Auguſt reimte man Märchen; unter Philipp dem Kühnen fanden die Fabelerzähler allenthalben Zutritt; zahlreiche Romane von Artus und ſeinen Rittern, von Karl dem Großen

und ſeinen Pairs, vom Amadis und ſo vielen andern Helden der Tapferkeit und Liebe wurden in Frankreich zwar nicht erfunden, aber ausgebildet, als die Normänner dieſen Zweig der Dichtkunſt blühend machten. Sie verbreiteten ſich nach England, Spanien, Italien, zuletzt nach Deutſchland.

In der Periode des neueren franzöſiſchen Geſchmacks, wer waren ihre erſten Meiſter? Villon und Rabelais, Marot und ſeines Gleichen, die durch muntre Einfälle und Erzählungen bleibenden Eindruck machten; die ernſthaften Dichter gingen in die Vergeſſenheit über. Frankreichs Philoſoph war Montagne, der ſo vieles von ſich ſelbſt und von andern zu erzählen wußte.

Im goldnen Zeitalter Ludwigs endlich war ein Erzähler, Lafontaine, wohl das eigenthümlichſte Genie, deſſen Grazie nicht veralten wird, ſolange die franzöſiſche Sprache dauert. Eine zahlreiche Menge von Erzählern in jeder Gattung des Styls, proſaiſch, poetiſch, burlesk, komiſch, war vorhergegangen und folgte. Bei Voltaire iſt luſtige Erzählung vielleicht ſein glücklichſtes Talent; die Prophetin von Orleans und Guillaume Vade gelangen ihm beſſer als die Henriade. Dieß Talent, das in Marmontel, Diderot, Cazotte und ſo vielen andern immer neue Früchte gebracht hat, ſolche wahrſcheinlich auch bringen wird, ſolange ein Franzoſe oder eine Franzöſin die Lippen beweget, hat ihrer Sprache in allem, ſelbſt in den ernſthafteſten Wiſſenſchaften, jene Klarheit und Nettigkeit, jene muntre Präciſion gegeben die beinahe ganz Europa zur Nachahmung erweckt hat. Discours heißt der Genius ihrer Schreibart. Alles iſt ihnen klar; was ſie wiſſen und nicht wiſſen, können und dürfen ſie erzählen.

Repräſentation iſt der zweite Zug ihres entſchiedenen Charakters. Das Volk repräſentirt gern und liebte von jeher Repräſentationen. Schon unter den erſten barbariſchen Königen ſpielten die

Hiſtrionen an allen Staatsfeſten ihre Rollen, denen die Jongleurs und Jongleuresses, die Joueurs de Farces, Bateleurs u. ſ. folgten. In mehreren und wiederholten Reglements mußte dieſen bei Gefängniß- und Leibesſtrafe verboten werden, nur nicht an Sonn- und Feſttagen, während des Gottesdienſtes, in geiſtlichen Kleidern, an öffentlichen Orten, ärgerliche Farcen zu ſpielen. Zur Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten nach dem heiligen Lande kamen die Pilgrime wieder, um in ihrem Vaterlande zu repräſentiren. In abenteuerlicher Kleidung erzählten und agirten ſie ihre Geſchichten von weither, Wunderdinge, Abenteuer, Viſionen; man repräſentirte die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, unter andern la Passion de N. S. Jésus Christ en Vers burlesques. Brüder der Paſſion (les Confrères de la Passion) entſtanden; ſie zogen die Privilegien des Narrenprinzen (prince des sots) und des Narrenfeſtes (de la fête des foux) an ſich; man räumte ihnen Hôtels ein; ſo ward das erſte franzöſiſche Theater, das bald darauf devant leurs Majestés dans la salle du Château Moralitäten ſpielte. Der Geſchmack dieſer Moralitäten, in denen ſich das Heilige und Profane ſonderbar miſchte, iſt bekannt; ſie hießen Jeux des pois pilés, Spiele zerſtoßener Erbſen, und blieben es ſo lange, bis aus ihnen die franzöſiſche Komödie hervorging, in welcher denn, ſo wie auf dem franzöſiſchen Theater überhaupt, Repräſentation von jeher der Hauptgeſichtspunkt geweſen und geblieben iſt, nach welchem ſich alles ordnet. Es iſt zu erweiſen daß alles Gute und Mangelhafte des franzöſiſchen Theaters offenbar aus Repräſentation, aus franzöſiſcher Repräſentation erwachſen ſey, als einem der Nation unableglichen Charakter. Jene Lebhaftigkeit und Natur des Spiels mit Anſtand und Gefälligkeit begleitet, jene Klarheit nicht nur in der Expoſition, ſondern auch in der ganzen Oekonomie des Stücks, inſonderheit in der Folge und Bindung ſeiner Scenen; in

der Oper das Feierliche der Chöre, die Pracht der Decoration u. ſ., kurz was Repräſentation fordert und geben kann, ward dort gegeben und ausgebildet; dagegen was Repräſentation nicht leiſtet, was manchmal, z. B. im Trauerſpiele, ſie ſogar nicht wünſcht und gern verbirgt, die tiefere Wahrheit und Natur der Leidenſchaften, dem franzöſiſchen Theater, verglichen mit dem griechiſchen und engliſchen, oft fremd blieb. Sowohl der Heroismus als die Liebe erſcheinen in der franzöſiſchen Theaterkunſt (von vortrefflichen Ausnahmen iſt hier nicht die Rede) nach dem Geſetz einer Nationalconvention repräſentiret; dieſe Convention herrſcht in allem, im Ton der Stimme, in der Kleidung und Gebärde, in jedem Schritt und Tritt des Acteurs und der Actrice. Wenn der oder jene aus dieſem Gleiſe des Anſtandes glücklich herauszutreten wußten, ſo ward ihre Ausnahme bald ſelbſt zur conventionellen Regel. Faſt auf alle Werke des Geiſtes, ſelbſt der Wiſſenſchaft, erſtreckt ſich dieſe franzöſiſche Repräſentationsgabe; auf ihre gerichtlichen und Kanzelreden, auf ihre Akademien und Elogien, ſelbſt auf ihre Staatsverhandlungen und Staatsgrundſätze; in ihnen erſcheint die Gerechtigkeit, die Andacht, die Gelehrſamkeit, das Lob, die Politik, die Wiſſenſchaft repräſentirend. Es wird der Nation ſchwer für ſich allein zu ſeyn; ſie iſt gern im Auge andrer, am liebſten im Auge des Univerſum, ſprechend, ſchreibend, agirend.

Die größeſte Repräſentantin iſt die franzöſiſche Sprache. Mit dem Scheine alles aufs genaueſte, aufs feinſte zu ſagen, umſchreibt ſie in geltenden Ausdrücken, die jeder zu verſtehen glaubt, und gibt, was ſie in ſo großer Menge hat, ins Ohr fallende Worte, gemein gewordene Abſtractionen. Unendlich reich an Ausdrücken der Höflichkeit, der guten Lebensart, der Kunſtphiloſophie u. ſ. hütet ſie ſich wohl, mit dieſen Ausdrücken etwas mehr zu meinen als zum conventionellen Alltagsverſtändniß derſelben gehöret. Wehe dem der ſich auf ein franzöſiſches Modewort, auf eine Formel und Wendung

des französischen Styls verließ; die Mode ändert sich und das Wort bedeutet ganz etwas andres. —

*

Sollen den Franzosen jetzt die Spanier nachtreten, wie auch sie etwa von den Provenzalen gelernt haben? Nein. Die Cultur der Spanier ist von den Provenzalen nicht erborgt, sondern an ihrer Seite stolz und eigenthümlich erwachsen. Jahrhunderte lang hatten die Araber ihr schönes Land besessen, und in alle Provinzen desselben ihre Sprache und Sitten verbreitet. Jahrhunderte gingen hin, ehe es ihnen entrissen ward, und in diesem langen Kampf zwischen Rittern und Rittern hatten sie wohl Zeit den Charakter zu erproben der sich auch in Werken des Geschmacks als ihr Genius zeigt; es ist die Idee eines christlichen Ritterthums den Heiden und Ungläubigen entgegen. Als alte, vom heil. Jakobus bekehrte Christen waren sie in die Gebirge geflohen; als solche hielten sie sich in ihnen fest und eroberten ihr Land wieder. Als solche waren sie zu stolz sich mit maurischem Blute zu vermischen, und entvölkerten dadurch ihr Land; als solche waren sie in fremden Welttheilen stolz und grausam. Ihr Vortreffliches und ihre Fehler kommen aus Einer Quelle; aus welcher von beiden, mit Fehlern und Tugenden, auch ihre Poesie und Sprache floß. Diese stehet zwischen der italienischen und altrömischen in der Mitte; an Majestät und Würde der Mutter ähnlicher als eine ihrer Schwestern; voll Wohlklanges für die Musik, und in dieser fast eine heilige Kirchensprache. Nicht lief sie wie die Provenzalin auswärts umher; sie war stolz und blieb zu Hause, brachte aber in ihrer schönen Wüste unter manchem Sonderbaren und Abenteuerlichen edle Früchte. Vielleicht gibt es keine scharfsinnigern Sprüche und Sprüchwörter als in der spanischen Sprache; von Alphons dem Weisen an hat sie in allen Productionen diesen Charakter behauptet. Ihre Erzählungen, Theaterstücke und Romane sind voll Verwickelungen, voll Tiefsinns, und bei vielem Befrem-

denden voll ſeiner und großer Gedanken. Ihre Sylbenmaße ſind ſehr wohlklingend, und die Leidenſchaft der Liebe ſteigt in ihnen oft bis zum ſchönen Wahnſinn. Sie ſind veredelte Araber; auch ihre Thorheit hat etwas andächtiges und erhabnes.

38.

Wie mir immer eine Furcht ankommt, wenn ich eine ganze Nation oder Zeitfolge durch einige Worte charakteriſiren höre — denn welch eine ungeheure Menge von Verſchiedenheiten faſſet das Wort Nation, oder die mittleren Jahrhunderte, oder die alte und neue Zeit in ſich! — eben ſo verlegen werde ich, wenn ich von der Poeſie einer Nation oder eines Zeitalters in allgemeinen Ausdrücken reden höre. Die Poeſie der Italiener, der Spanier, der Franzoſen, wie viel, wie mancherlei begreift ſie in ſich; und wie wenig denket, ja wie wenig kennet der ſie oft der ſie am wortreichſten charakteriſiret!

Wenn ich meinen Dante und Petrarca, Arioſto und Cervantes las, und jeden dieſer Dichter wie meinen Freund und Lehrer, von innen aus kennen lernen wollte, ſo war es mir angenehm ihn als einen einzigen zu betrachten. Zu dieſem Zweck ſuchte ich alles auf was in ihm liegt, was rings um ihn zu ſeiner Bildung oder Mißbildung beigetragen. Die ganze Dichterwelt vor und nach ihm verſchwand vor meinen Augen; ich ſahe nur ihn. Und doch wurde ich bald an die ganze Reihe der Zeiten erinnert, die vor ihm war, die nach ihm folgte. Er hatte gelernt und lehrte; er folgte andern; andre ihm nach. Das Band der Sprache, der Denkart, der Leidenſchaften, des Inhalts knüpfte ihn mit mehreren, ja zuletzt mit allen Dichtern; denn — er war ein Menſch, er dichtete für Menſchen. Unvermerkt werden wir alſo darauf geleitet, zu unterſuchen was jeder gegen jeden ähnlichen in und außer ſeiner Nation, was ſeine Nation gegen andre vor- und rückwärts ſey; und

ſo ziehet uns eine unſichtbare Kette ins Pandämonium, ins Reich der Geiſter.

Wenn Poeſie die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, der menſchlichen Sitten, ja ich möchte ſagen, das Ideal unſrer Vorſtellungsart, die Sprache des Geſammtwunſches und Sehnens der Menſchheit iſt, ſo dünkt mich iſt der glücklich dem dieſe Blüthe vom Gipfel des Stammes der aufgeklärteſten Nation zu brechen vergönnt iſt. Es iſt wohl kein geringer Vorzug unſeres inneren Lebens, außer den Morgenländern und Alten, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen und bei jedem bemerken zu können wie er die Begriffe und Wünſche ſeines Herzens, die ihn am meiſten entflammten, auf die würdigſte Art einzukleiden, und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen ſuchte. Hingeriſſen in eure ſüßen und bitteren Träumereien, ihr Dichter, wandeln wir mit euch in einer Zauberwelt und hören eure Stimmen als ob ihr lebtet. Andre erzählen von ſich und andern; ihr verſetzet uns in euch ſelbſt, in eure Welt von Gedanken und Empfindungen des Leides und der Freuden.

Und ach wie klein iſt unſre Welt! wie oft wiederholen ſich Empfindungen und Gedanken! Enge iſt der Kreis des menſchlichen Dichtens und Trachtens; in wenige, wenige Knoten iſt all unſer Intereſſe geknüpfet.

In dieſer Rückſicht nun kann man freilich die Geſchichte der Dichtkunſt, d. i. die Geſchichte menſchlicher Einbildungen und Wünſche, und, wenn ich ſo ſagen darf, des ſüßen Wahns der Menſchheit, der aufs feurigſte ausgedrückten Leidenſchaften und Empfindungen unſres Geſchlechts, nicht allgemein und im Großen genug nehmen. Wie ganzen Nationen Eine Sprache eigen iſt, ſo ſind ihnen auch gewiſſe Lieblingsgänge der Phantaſie, Wendungen und Objecte der Gedanken, kurz ein Genius eigen der ſich, unbeſchadet jeder einzelnen Verſchiedenheit,

in den beliebteſten Werken ihres Geiſtes und Herzens ausdrückt. Sie in dieſem angenehmen Irrgarten zu belauſchen, den Proteus zu feſſeln und redend zu machen, den man gewöhnlich Nationalcharakter nennt, und der ſich gewiß nicht weniger in Schriften als in Gebräuchen und Handlungen der Nation äußert: dieß iſt eine hohe und feine Philoſophie. In den Werken der Dichtkunſt, d. i. der Einbildungskraft und der Empfindungen wird ſie am ſicherſten geübet, weil in dieſen die ganze Seele der Nation ſich am freieſten zeiget.

So iſt es auch mit dem Geiſte eines oder mehrerer Zeitalter, ſo viel dieſer Name unter ſich begreifet; denn jedes Zeitalter hat ſeinen Ton, ſeine Farbe; und es gibt ein eignes Vergnügen dieſe im Gegenſatz mit andern Zeiten treffend zu charakteriſiren. Mir ſind z. B. die ſogenannten mittlern Zeiten, auch in ihren Märchen, in dem guten Glauben und Aberglauben der ſie beherrſchte, in der ganzen Richtung den die europäiſche Denkart damals nahm, ſehr merkwürdig. Dieſer Wahn liegt uns näher als die Mythologie der Griechen und Römer; manche Züge davon haben wir vielleicht in angebornen Neigungen und Vorſtellungsarten, gewiß aber in Reſten der Gewohnheit, von unſern Vätern geerbet.

39.

Fünftes Fragment.

Vom Werth der europäiſchen Dichtung mittlerer Zeiten.

Wir haben jetzt Umfang genug gewonnen die europäiſche Cultur durch die Poeſie der mittleren Zeiten, in dem weiten Raum den ſie durchging, unparteiiſch zu ſchätzen, und ihren Werth oder Unwerth zu zeigen.

Ein großer Nachtheil war für ſie die allenthalben mit fremden Sprachen vermiſchte, in ihr ſelbſt verfallene

Römerſprache. Mit Recht hieß dieſe rustica, eine Bauernſprache; die Dichtkunſt, die in ihr aufkam, konnte mit Noth und Mühe auch nur eine vulgare Dichtkunſt werden. Alles war hier durch einander gemiſcht und verdorben. Nordiſche Völker kamen mit einer harten, ſklaviſche, in Feigheit verſunkene Völker ſprachen eine vernachläſſigte Sprache. Unruhe und wiederkommende Verwüſtung, Nacht und Aberglaube verheerten die Welt; was aus dieſem Chaos über einander ſtürzender Völker und Sprachen hervortönte, konnte nicht oder ſehr ſpät der Geſang jener Muſe ſeyn die einſt in Jonien, Athen und Tibur reingeſtimmte, harmoniſche Saiten beſeelt hatte. Hier ſchrieb man Reime (coplas, rime).

Einen noch herberen Feind hatte die Bildnerin der Sitten, die Poeſie, an den Sitten dieſer Nationen ſelbſt, im mittleren Zeitalter. Kriegeriſchen Völkern ertönt nur die Tuba; unterjochte, bäuriſche Völker ſangen rohe Volksgeſänge; Kirchen und Klöſter Hymnen. Wenn aus dieſer Miſchung ungleichartiger Dinge nach Jahrhunderten ein Klang hervorging, ſo war's ein dumpfer Klang, ein vielartiges Sauſen. Schon der Charaktername des Inhalts der Zeiten ſagt dieß. Er heißt Abenteuer, Roman; ein Inbegriff des wunderbarſten, vermiſchteſten Stoffs, der urſprünglich nur ununterrichteten Ohren gefallen ſollte, und ſich faſt ohne Kenntniß der Natur, Kunſt und Geſchichte von der Vorwelt her über Meer und Länder in wilder Rieſengeſtalt erſtreckte. Von den Arabern her beſtimmten drei Ingredientien den Inhalt dieſer Sagen: Liebe, Tapferkeit und Andacht; ſchöne Namen, wäre ihre Bedeutung nur immer auch in der Anwendung der Namen werth geweſen.

Liebe. Gewiß aber war's nicht immer jene zärtlich bewundernde Liebe die man, aus einem guten Vorurtheil, den Erzählungen und Liedern des Mittelalters gemeiniglich als Charakter zuſchreibt. Viele Geſänge und Geſchichten zeigen ein andres, das ſich auch zu jenen gedankenloſen und dabei unternehmenden Zeiten beſſer ſchickt

und füget. In müßigen, reichen und üppigen Ständen, in Schlöſſern, an Höfen, deren es damals ſo viel gab, hatte man Zeit und Mittel jene Galanterie, die geprieſene Blüthe der Ritterjahrhunderte, oft in einem Geſchmack zu treiben, wie ſie des Boccaz Decamerone oder Brantome und ſo manches üppige Capitolo ſchildert. Man rühmte ſich deſſen was man erfahren haben wollte nicht immer auf die feinſte und ſittlichſte Weiſe.

Tapferkeit. Ein edles Wort; die damaligen Zeiten aber gebrauchten es nicht immer in der edelſten Anwendung. Der Ritter der in die Welt zog Ungläubige oder Ketzer zu vertilgen, und ſich außer den Pflichten gegen Ebenbürtige, gegen Damen, gegen ſeinen Lehensherrn und die Kirche alles erlaubt hielt, war eben nicht das reinſte Ideal männlicher Tugend. Eine Poeſie alſo die ſolche Ritterzüge beſang oder erzählte, mußte oft dumpf umherſchwärmen und bis zum Ermüden ſingen und ſagen was Ritterthum und Ritterehre erfordert. Oder um dieſem Einerlei zuvorzukommen, mußte ſie ſich ins Ungeheure, ins Unmögliche verlieren, hier eine brutale Macht loben, dort Ahnenſtolz, Räuberglück oder leeren Glanz preiſen. Wider Willen mußte ſie oft langweilig, oft geiſtlos und unmoraliſch werden, weil ſie geiſtloſe Menſchen in zweckloſen oder unmoraliſchen Thaten zu ſchildern hatte, und auch bei großen und guten Zwecken ſie mit zu viel falſchem Glanz vergulden mußte.

Andacht endlich. Bloß als Feierlichkeit behandelt, ermüdet ſie und läßt die Seele bald leer; als eine Verbindung mit dem Unendlichen, als Anſchauung des Unermeßlichen betrachtet, erhebt ſie zwar die Seele, entzückt ſie aber auch in einen Glanz in welchem der Poeſie zuletzt jede Form ſchwindet. Soll Andacht aber ſogar Miſſethat verſöhnen, es ſey mit leeren Gebräuchen, oder mit Geſchenken und Vermächtniſſen, ohne daß dem Unterdrückten Erſtattung geſchehe — o! da wird ſie dem Menſchenſinn, dem moraliſchen Gefühl widrig und auch im ſchönſten poetiſchen Nachbilde verächtlich.

Alle dieſe Mängel und Laſter entſprangen aus dem Verderben der Religion und Sitten damaliger Welt in obern und untern Ständen; eine fröhliche Wiſſenſchaft, die an Höfen entſtanden, von Großen genährt und nur zur Zeitkürzung gebraucht ward, konnte und wollte die Schwächen des Jahrhunderts weder abthun noch verſöhnen. Sie dachte an den Inhalt einer Erzählung nur ſofern als dieſer Inhalt vergnügte, und es war Sitte der Zeit ſich bisweilen auch langweilig und gemein zu vergnügen. Das Ohr des Volks, vor welches zuletzt dieſe Divertiſſements auch kamen, nahm ſie mit Freuden auf, weil ſie bei Hofe erfunden waren, weil man ſie in höheren Ständen belachte. Es war eine Hofart (cortesania), ſie ſchön zu finden. —

So gewiß iſt's daß nichts bleibend ſchön ſeyn kann, als das Wahre und Gute. Keine Kunſt, kein Künſtler vermag von einem falſchen Schimmer der Macht und Hoheit, vom geſchminkten Reiz der Wolluſt und Ueppigkeit, oder von der Schwärmerei ein Ideal zu borgen, das beſtehe und fortdaure. Was unrein dem menſchlichen Gemüthe iſt, muß ihm früher oder ſpäter auch in der Poeſie unrein erſcheinen; denn nur fürs menſchliche Gemüth wird gedichtet.

Jene Romane voll Langweiligkeiten des Ritterthums, voll falſchen Glanzes der Hofſitten, oder gar jene Gemälde des Gartengottes und der Göttin Crapula, was ſind ſie unter dem Fuß der Zeit worden? Schlamm und Moder. Es iſt Geſetz der Natur, daß auch in der Poeſie und Kunſt nur das Wahre und Gute bleibe.

Der Keim, der davon auch in der Dichtkunſt der mittleren Zeiten lag, iſt nicht verweſet. Fruchtreich hat ihn die Zeit ausgebildet, denn in den drei großen Namen: Liebe, Ehre und Andacht liegt alles was die Menſchheit wecken, die Poeſie beleben kann. Sie ſind mehr als Patriotismus: ein weites und tiefes

Meer der Seligkeit, aus dem die Schönheit entſprang und in welchem ſie ſich ſpiegelt.

1. Andacht. Freilich iſt's nicht jedem Geiſt in ſeiner ſterblichen Hülle gegeben ſich formlos ins Flammenmeer der Gottheit zu verſenken; aber auch nur im Abglanz dieſe Sonne, das höchſte Ideal menſchlicher Gedanken, zu betrachten, erquickt und erheitert. Die Poeſie der mittleren Zeiten hatte ſich hiezu das Bild des ewigen Vaters, des Sohnes Gottes und ſeiner Mutter, der heiligen Jungfrau, ausgemalt und in das letzte inſonderheit ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geſchlechts, geleget. Jungfräuliche Keuſchheit, Huld und Anmuth, eine ſich ſelbſt unbewußte Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, ſchweigende Geduld, Großmuth, Hoffnung, endlich ein ſtiller Dank- und Freudengenuß jenes überſchwänglichen Lohns, deſſen ſich die Wohlthätige jetzt in Ewigkeit werth macht — alles dieß ward nach und nach von der dichtenden Andacht in ſie geſenkt, in ihr beſungen und geprieſen.

Der Werth der Heiligen, die Märtyrer waren, ſcheinet von geringerer Art, die Tapferkeit der Seele aber, die um des Bekenntniſſes der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern erduldet; jene ſtille Großmuth, die verkannt einhergeht, die Reichthum, Wolluſt und niedrigen Ruhm verſchmäht, unbillige Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch wohlzuthun fortfährt; die Heiterkeit der Seele endlich, die, durch Einfalt, Unſchuld, Zuverſicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offenen Himmel ſieht, und das Lied der Vorangegangenen höret; eine Andacht dieſer Art iſt mehr als eine Heldenwürde von außen. Und es ſangen ſie ſo viele Hymnen, ſo prächtige Canzonen.

2. Tapferkeit. Auch der Werth eines Mannes, der nach reinen Begriffen des Ritterthums um Ehre ſtreitet, iſt nicht von geringer Art. Schwache zu beſchützen, die Unſchuld zu vertheidigen,

auch im heftigſten Streit ſich nichts unwürdiges zu erlauben, im Feinde noch den Mann zu erkennen, im Ueberwundenen den Tapfern zu ehren, endlich, die wehrloſe, die kranke Menſchheit mit ritterlicher Hand zu pflegen, zu warten — dieß alles waren Pflichten des Ritterthums, die freilich mit großen Ausnahmen, alleſammt auch nur unter dem Mantel der Religion, und noch nicht als reine Obliegenheiten des Menſchen geſungen und eingeſchärft wurden. Sie öffneten indeß einer allgemeineren, reineren und höheren Tugend die Schranken, als ſelbſt in einem weit engeren Bezirk von der alten Heldenſage der Griechen und Römer geprieſen werden konnte. Wenn Andacht, Liebe und Tapferkeit reiner Art ſich ritterlich in einander verweben, erniedern ſie den männlichen Charakter nicht.

3. Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel ſtatt daß die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geſchlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poeſie brachten, die ſich auch mit dem Dienſte der heiligen Jungfrau und dem Chriſtenthum überhaupt wohl vertrug, eine Blume ſey, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Größtentheils befangen dieſe im Weibe nur das Weib oder gar eine Buhlerin, eine Hetära. Da das nördliche Klima Luſtbarkeiten wie ſie Horaz oder Petron ſchildern keinen Raum gab, auch in dieſen Gegenden die ſpäter entwickelte und deſto länger dauernde Jugend des Weibes eine ſittlichere, reifere Liebe fordert, ſo wandte ſich jetzt allmählich die Poeſie auf etwas darauf jene Zeiten nicht ausgehen konnten, auf Cultur des Umganges beider Geſchlechter mit einander, von welchem unſere nordiſche Wohlerzogenheit größtentheils abhängt. Das Weib war von der Religion geehrt; warum ſollten ſie nicht auch Menſchen ehren? Sie gaben den Männern Rath, dem Leben Anmuth; ſie bewegten das Herz des roheren Mannes und waren gleichſam Mittlerinnen im Himmel

und auf Erden. Nach christlichen Begriffen schlang die Liebe nicht nur in dieser Sichtbarkeit einen unauflöslichen Knoten, sondern auch das Band der Freundschaft in einer ewigen Welt. Durchs Christenthum sah man dort lichtere Gegenden vor sich als den traurigen Orcus; in ihnen besang Dante seine Beatrice, Petrarca eine himmlische Laura u. s.

40.

Das unvollendete Fragment vom Werthe der Poesie mittlerer Zeiten möchte ich, gleichfalls für und wider, mit Vortheil und Nachtheil also ergänzen.

Erstens. Fügt man dem Vorigen hinzu daß die Poesie der mittleren Zeiten nach und nach mit mehreren Wissenschaften bekannt ward, als jene Poesie der Jugendwelt je kennen lernen konnte, so war ihr hiemit, eben wie bei Andacht, Liebe und Ehre, ein großer, aber auch ein sehr gefährlicher Knäuel in die Hand gegeben. Sie konnte daraus vieles entwickeln, aus jeder Wissenschaft sich zu eigen machen was für sie diente; jede Erfindung, jedes neu entdeckte Land stand ihr zu Gebote. Sie konnte aber auch auf diesem Wege zu gelehrt, spitzfindig und scholastisch werden; und wäre sie es nicht hie und da reichlich geworden?

Der größere Boden von Wissenschaft indeß, den der menschliche Geist gewann, war ein beträchtliches Erwerbniß. Die neuere Poesie hat davon Nutzen gezogen, und wird davon Vortheile ziehen, solange Wissenschaften wachsen, Erfindungen sich mehren, solange der menschliche Geist fortschreitet. Nicht vergebens hat der Vater der neueren Dichtkunst, Dante, mit einem Werke begonnen das eine Art von Encyklopädie des menschlichen Wissens über Himmel und Erde enthält; er hat seinem von jeder Vorzeit unterrichteten Kinde hiemit den Weg eines immer fortschreitenden Verdienstes gewiesen.

Zweitens. Und da in der mittleren Zeit viele Nationen, die gesammten Völker des römisch christlichen Europa auf Einem Kampfplatz des Ruhms standen, und durch mehrere Verbindungen in Einer Schule der Unterweisung lernten, so bekam, ungeachtet aller Nationalunterschiede von Sitten und Sprachen, die europäische Poesie und Lehre hiemit eine gemeinschaftliche Richtung. Mit so vielem Unreinen sie hie und da vermischt war, so trug sie allenthalben dazu bei, das Schwert der Barbaren, das noch nicht gestumpft war, einzuhalten, zu weihen, zu veredeln. Rittern und edlen Herren ward ein Kranz des Ruhms und der Verdienste vorgehalten, ohne welchen sie, wie die Geschichte mehrerer Länder zeigt, harte Herren, Trunkenbolde, räuberische stolze Barbaren blieben. Selbst die Griechen des östlichen Kaiserthums, die an den Rittergesetzen der Westwelt keinen Antheil nahmen, erlaubten sich Niederträchtigkeiten gegen Feinde und Ueberwundene, die in Spanien, Italien und Frankreich kein Ritter sich jemals erlaubt haben würde. Als üppige Treulose gingen sie unter. —

Alles also, was Menschen, Stände und Völker mit einander verband, was die Geschlechter einander freundlich, Gemüther einander geneigt machte, was zu einem gemeinschaftlich anerkannten Zweck und gleichsam zu der Lehrform beitrug, nach welcher man von Jugend auf, wenngleich auf rohe Weise, der Tapferkeit, Liebe und Andacht huldigen lernte, offenbar bahnte dieß der Menschenliebe oder zuvörderst jener christlichen Herzensgüte den Weg die als carità die Grazie der Grazien ist, und jede Huldigung verdienet. Die Poesie des Mittelalters wirkte zu diesem Zweck unverkennbar.

Aus den Händen der Araber hatten die Europäer Andacht, Liebe und Tapferkeit, als einen Kranz der Ritterwürde, empfangen; sie verschönten ihn nach christlicher Weise.

Und da gerade dieſe Poeſie es war die auch das Volk nicht verachtete, die ſich auf öffentlichen Plätzen und Märkten hören ließ und durch Geiſt, Witz und Spott eigene Gedanken und ein freies Urtheil auch über Zeithändel, über die Sitten geiſtlicher und weltlicher Stände, über das Verhältniß derſelben gegen einander weckte: ſo ward, wie die Geſchichte zeigt, Poeſie der erſte Reformator. Immerhin wird dieß auch die fröhliche Wiſſenſchaft (gaya ciencia, gay saber) ſeyn und bleiben. [1]

41.

Sechstes Fragment.

Wiederauflebung der Alten.

Was der Poeſie des Mittelalters fehlte, war nicht Stoff und Inhalt, nicht guter Wille und Endzweck — es fehlte ihr nicht an

[1] Ich weiß es ſehr wohl daß zum innern Verſtändniß dieſer Fragmente und Briefe eine Kenntniß nicht nur der Geſchichte, ſondern auch der Dichtungen aller mittlern Jahrhunderte gehört, und ich ſtand lange bei mir an ob ich nicht hie und da, ſo wie von chriſtlichen Hymnen, ſo auch von Arabern, Provenzalen, Italienern, Franzoſen und Spaniern Proben einrücken ſollte. Das Buch hätte ſich vergrößert; ich fürchte aber — nicht der innere Verſtand deſſen was hier vorgetragen iſt, denn die Producte des Geiſtes worauf ſich das Vorgetragene beziehet, müſſen im Zuſammenhange erwogen, und nach ſo vielen National- und Zeitumſtänden unterſchieden werden — daß der Commentar hierüber ein neues ſiebenfach größeres Buch geworden wäre. Entweder muß der Leſer alſo den Verfaſſern dieſer Fragmente und Briefe glauben, oder er muß die Früchte genannter Zeiten ſelbſt koſten, zu denen ihm J. A. Fabricius in ſeiner biblioth. latina und medii aevi, Hamberger im 3. und 4. Theil ſeiner zuverläſſigen Nachrichten von den vornehmſten Schriftſtellern, und die Geſchichte jeder National-Dichtkunſt dieſer Völker das Verzeichniß liefert. Beides, ſowohl Briefe als Fragmente, ſind Reſultate von ſo mancherlei Unterſuchungen und Zuſammenſtellungen, daß nur der ein Urtheil darüber haben kann der denſelben weiten Weg gegangen den die Verfaſſer dieſer Aufſätze genommen zu haben ſcheinen.

Idealen, auf welche ſie hinarbeitete und ſich bemühte; aber Geſchmack, innere Norm und Regel fehlte ihr. Keine äußere Form des Sonetts, Madrigals oder der Stanze, der Reim am wenigſten, keine Scholaſtik, ſelbſt die arabiſche Philoſophie nicht, ſie mochte aus Spanien, Afrika oder Paläſtina kommen, konnte ihr dieſe Regel gewähren; nur Ein Mittel war dazu, die Wiedererweckung der Alten.

Immer hatten dieſe, auch in den dunkelſten Jahrhunderten, einige Liebhaber, ſogar Nachahmer gefunden, ob man von ihnen gleich nur wenige kannte und dieſe wenigen in einer finſtern Luft durch einen häßlichen Nebel anſah. Bekanntlich war Petrarca einer der erſten der ſich durch unabläſſigen Fleiß eine faſt claſſiſche Denkart angebildet hatte, ohne welche er ſeine liebliche Vulgarpoeſie ſchwerlich hätte erſchaffen mögen. Ihm folgten mehrere Liebhaber und Bewunderer der Alten, bis nach einer langen Morgenröthe endlich heller Tag anbrach. Vom Orient aus kamen die vertriebenen griechiſchen Muſen nach Italien; mit einem wunderbaren Enthuſiasmus für die Sprache, die Werke und Wiſſenſchaften der Griechen wurden ſie aufgenommen, und alles belebte ſich neu. Laß es ſeyn daß fortan, inſonderheit im nächſten Jahrhundert, die Landesſprache keine Dichter bekam, wie Dante und Petrarca geweſen waren; beide, inſonderheit der letzte hatte in ſeiner Art die Blüthe hinweggebrochen, ſo daß kein Nachahmer ihn übertreffen konnte. Dafür aber öffnete ſich eine Ausſicht die zehntauſend Petrarchiſten nicht hätten eröffnen mögen. Poliziano, Pico, Bembo, Caſtiglione, Caſa, und ſo viel andere Geſchichtſchreiber, Dichter, Philoſophen und Philologen ſchrieben nicht nur claſſiſch Latein, ſondern einige derſelben dachten auch claſſiſch, und erwägten die Werke der Alten. Die Strozza, Sannazar, Fracaſtor, Vida, und ſo viele, viele andere ſchrieben nicht etwa nur elegante lateiniſche Verſe, man las, man überſetzte die Alten; Machiavell u. a. dachten ihnen

männlich nach. Künſtler erſchienen, die im Geſchmack der Griechen und Römer verzierten, baueten, bildeten, malten; das himmliſche Genie Raphael erſchien, von einer griechiſchen Muſe mit einem Engel erzeuget. Da erklang ein Lied im höheren Tone; es fing wirklich eine neue Denkart mit einer neuen Zeit an, denn auch die Buchdruckerkunſt war erfunden, eine neue Welt war entdeckt, die Reformation entſtand u. ſ.

Es hieße klein und eingeſchränkt denken, wenn man dieſe neue Gedankenform bloß nach dem beurtheilte was ſie damals hervorgebracht hat, nicht nach dem lebendigen Samen, der in ihr zur künftigen Hervorbringung dalag. Sey es daß die erſten Nachahmungen der Alten zu ſklaviſch waren, daß die erſte Kritik ſich zu ſehr an Worte hielt und darüber oft den Geiſt nicht erreichte. Sey es daß kein lateiniſcher Dichter dieſes glücklichen Jahrhunderts Einem alten Dichter gleich käme; was ſchadet's? Die erſten gedruckten Ausgaben alter Autoren waren auch die vollkommenſten nicht; indeſſen kamen ſie weit umher und machten die Grundlage nicht nur zu beſſern Auflagen, ſondern auch zu vielen, vielen neuen Gedanken. Ohne Wiedererweckung der Alten wäre keine neue Philoſophie und Beredſamkeit, keine Kritik, Kunſt und Dichtkunſt entſtanden; Europa ſäße noch in der Dämmerung, und labte ſich an abenteuerlichen Ritterromanen. Das Licht der Alten iſt's das die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen was allein den Geſchmack ſichert, Verhältniß, Regel, Richtmaß, Form der Geſtalten im weiten Reiche der Natur und Kunſt, ja der geſammten Menſchheit.

Warum z. B. iſt die bloße Galanterie der Liebe ein falſcher, mithin auch ein unpoetiſcher Geſchmack? Weil ſie etwas unwahres in ſich hält das der reinen Sprache des Herzens und Geiſtes, wie es die Poeſie ſeyn ſoll, unwerth iſt. Jene Galanterie gibt Dingen einen Werth den ſie unſerer eigenen Ueber-

zeugung nach nicht haben; sie malt Schönheit und Liebe mit falschen Reizen, und vergisset darüber der herzergreifenden Wahrheit. Aus Mangel des Gefühls übertreibt sie; sie spielt mit Bildern und Wendungen, mit Witz und Worten. — — Aechte Poesie also und eine falsche Galanterie sind unvereinbar. Möge ein verdorbener Geschmack der Zeit, möge die Mode sie dafür erkennen; der Zeitgeschmack geht vorüber, die Mode wird lächerlich; und späterhin macht die falsche Schminke das schöne Gesicht sogar häßlich. —

Warum ist die übertriebene Ritterwürde ein falscher Geschmack? Weil sie als bloßes Ritual herz- und seelenlos, steif und lächerlich ist. Feierlichkeiten wird ein Werth gegeben den sie nicht haben; Mißverhältnisse werden mit einem Schaumgolde überdeckt; geistlose Härte wird als ein Ideal der Männlichkeit gepriesen. Die Zeit kommt und streicht mit rauher Hand das Schaumgold hinweg; sie rückt die Stände anders, und sofort ist jene Mißgestalt unter einem eisernen Harnisch sichtbar. Alles Geklirr an Mann und Roß kann uns, wo Verstand, Zweck, Ebenmaß, Güte des Herzens fehlt, kein Klang einer himmlischen Muse werden. —

Warum ist jene übertriebene Andacht, jenes Haschen nach dem Unendlichen, das Calculiren der Gottheit in unnennbaren Gefühlen ein falscher Geschmack? Weil sie eine Unvernunft sind, die weder in Sprache noch Kunst einen Ausdruck findet. Das Unermeßliche hat kein Maß; das Unendliche hat keinen Ausdruck. Je länger du also an diesen Tiefen schwindelst, desto mehr verwirret sich deine Zunge, wie sich dein Haupt verwirrte; du sagst nichts, wenn du etwas unaussprechliches sagen wolltest. — Schwieg nicht jener Entzückte von dem was er im dritten Himmel gesehen hatte? Alle wahren Gottbegeisterten schwiegen vom Unaussprechlichen, und sagten was sie in der Sprache der Menschen, zumal in den Gränzen einer Kunst sagen konnten. Der Ausdruck der der

Religion geziemt, iſt nicht Schwärmerei, ſondern Einfalt und Wahrheit.

Iſt alles was uns Umriß lehret, was unſerer Natur die ihr angemeſſenen Schranken zeigt, und ſie auf wirklichen Begriff, auf Wahrheit der Empfindung zurückführet, ein göttliches Geſchenk, wie ſehr thut dieſes, recht verſtanden und angewandt, die Poeſie, die Kritik, die Philoſophie und Denkart der Alten!

Dieſe z. B. weiß nichts von jener Höflichkeit eines übertreibenden, falſchen Witzes, der Galanterie und Courtoiſie ſeyn ſoll; am Hofe der griechiſchen und römiſchen Muſen hatte dieſe Kunſt keinen Werth. Sie weiß nichts von jenem leeren Pomp der dem Helden und Gott den Menſchen auszieht; die heroiſche Poeſie der Alten iſt menſchlich. Wozu endlich ward von den klügſten Völkern die Mythologie, wo nicht erfunden, ſo wenigſtens an den ſchönſten Stellen gebraucht? Dem was keine Geſtalt hat eine für uns lehrreiche und angenehme Geſtalt zu geben, den Abglanz der blendenden Sonne im Spiegel des Meers oder in den Farben des Regenbogens zu zeigen. Uns ſind im Grunde alle Einkleidungen, wo und wenn ſie erfunden wurden, gleich; wir wollen ſie zwar nicht unzeitig vermiſchen, aber alle mit Verſtand gebrauchen. Ariſtoteles, Horaz und Quintilian ſind uns nicht etwa über die Mythologie der Griechen allein; über die Mythologie jeder Nation und Religion ſind ihre Grundſätze, Geſetz und Regel.

Alles alſo, was den Geſchmack der Alten unter uns befördert, ſey uns werth, Ausgaben, Ueberſetzungen, Commentare, Nachahmungen; unter dieſen Nachahmungen auch die neuere lateiniſche Poeſie zu nennen, ſcheue ich mich nicht. Sie war immer ein Zeichen daß man die Alten kannte und liebte, daß man über neuere Gegenſtände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr Richtmaß an dieſe neuen Gegenſtände zu legen wagte. Sie hat viel gutes gewirket. Latein ſagte man was man in der Landesſprache nicht

ſagen konnte oder durfte; nachahmend ſprach man gleichſam den Alten nach, und ſagte ihnen ſeine Lection auf; man freuete ſich daß man ſie aus ihnen gelernt und ungefährdet aufſagen konnte. Ueber die Vorurtheile ſeiner Zeit, ſeines Ordens, Volks und Standes hob mancher ſich, ohne daß er's wußte, auf Schwingen irgend eines alten Dichters empor; oder wenn er hiezu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geſchmack und beſſern Verſtändniß des Dichters in deſſen Weiſe er ſchrieb, näher, und ward, auch nachlallend, mit ihm Vertrauter. Endlich ſchloß ſich durch die neuere lateiniſche Poeſie eine Geſellſchaft zuſammen, von der vorher noch keine Zeit gewußt hatte; in Italien, Spanien Portugal, Frankreich, den britanniſchen Inſeln, den nordiſchen Königreichen, in Livland, Polen, Preußen, Ungarn, in Deutſchland, Holland u. ſ. hat man lateiniſch nicht nur verſificiret, ſondern hie und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutſchland, Polen, vor allen Holland hat Männer gehabt die mit dem Latein wie mit ihrer Mutterſprache umzugehen wußten, und in ihm Gedichte gaben die in jeder Landesſprache Aufmerkſamkeit gebieten würden. Selbſt die Vortrefflichen, die der Sprache und Poeſie ihrer Nation eine beſſere Geſtalt gaben, hatten dieſe meiſtens im Lateiniſchen zuerſt verſucht, wie außer den Italienern die Beiſpiele Miltons, Cowley's, Grotius, Heinſius, Opitz u. ſ. zeigen. Faſt alle Reformatoren, Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza u. ſ., waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der griechiſchen und lateiniſchen Dichtkunſt. Die gebildetſten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hopital u. ſ. Botſchafter, Päpſte, Cardinäle waren lateiniſche Dichter. Ein Helikon vereinigte ſie und weckte Stimmen vom Aetna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Tago bis zur Weichſel und der Düna.

Ich will mich nicht auf den Gemeinplatz einlaſſen daß alle ächte Kritik und Philoſophie der Neueren nur eine palingeneſirte

Pflanze der Alten ſey; denn woher hatten neben den weltbekannten Commentatoren, Erasmus, Grotius, Heinſius, Boileau, Gravina, der edle Shaftesbury und die wenigen ſonſt die ins Herz der Kritik drangen, ihre Weisheit als von den Alten? Eine ſpaniſche, deutſche, irländiſche Kritik gibt es nicht; aber eine griechiſche und römiſche Kritik gibt es. Mit ihr fängt die Cultur aller europäiſchen Landesſprachen in Poeſie und Proſe, ja durchaus das Beſtreben nach einem beſſern Geſchmack in ganz Europa an; den Beweis hievon liefert die Geſchichte.

42.

Es thut mir leid daß ich Ihrem Fragment einige Einwendungen entgegenſetzen muß; wozu aber wäre die Heuchelei auch im Lobe des Geſchmacks der Alten nöthig?

Zuerſt gibt Ihr Fragment es ſelbſt zu daß auch vor der ſogenannten Erweckung der Alten in jedem Fach große Männer, Denker und Dichter gelebt haben; und ebenſowenig wird bezweifelt werden können daß ſeit dieſer Entdeckung große Männer gelebt und geſchrieben haben, die von den Alten wenig oder nichts wußten. Ich darf von den erſten nur Dante, von den letzten nur Shakeſpeare anführen; wie viel andere möchten zu nennen ſeyn! Die größten Erfindungen ſind in den Zeiten gemacht die wir barbariſche, rohe Zeiten nennen; vielleicht haben in ihnen auch die größeſten Männer gelebet. Damals ſtanden die Köpfe noch nicht ſo dicht an einander; jeder hatte zum eigenen Denken freien Raum; um ſie war Dämmerung; deſto munterer aber wirkten ſie, und durften in der Mittagsſonne der Alten eben noch nicht erblinden. Wie ein Roger Baco vor hundert Commentatoren des Ariſtoteles gilt, ſo gibt es romantiſche Gedichte der mittleren, ſelbſt der neueren Zeit, bei denen man den Geſchmack der Alten gern vergißt

und in ihnen wie im Feenreich luſtwandelt. Ich erinnere Sie an ſo manche Romane die uns der Graf Treſſan und ſeine Gehülfen gegeben, ja ſeit Wiederauflebung der Wiſſenſchaften an die größeſten Lichter aller cultivirten Nationen. Woher nahmen Arioſt und die ihm vorgingen, woher Spenſer, Shakeſpeare, und zwar in ſeinen rührendſten Stücken, Form und Inhalt? Nicht aus den Alten, ſondern aus der Denkart des Volks und ſeinem Geſchmack in ihren und den mittlern Zeiten. Glauben Sie daß Shakeſpeare, auch wenn er die Alten mehr gekannt hätte als er ſie kannte, ihnen ängſtlicher nachgegangen wäre? Wie leicht konnte er ſie kennen lernen, da ſchon ſo manche in engliſcher Ueberſetzung neben ihm exiſtirten! Er ließ dieſe den Ben Johnſon ſtudiren und hielt ſich an das Märchen, an die Novelle der mittleren Zeit, aus denen er ſeine dramatiſche Schöpfung hervorrief. Seitdem haben die Britten den Aeſchylus, Sophokles, Euripides geleſen, commentirt, überſetzt und emendiret; aus dem allen aber iſt kein zweiter Shakeſpeare worden.

Zweitens. Zu viele Proben haben es erwieſen daß die Alten kennen und nachahmen uns ihnen noch nicht gleich ſtelle, da ihre gelehrteſten Kenner oft die unglücklichſten Schöpfer geweſen. Wie ging es dem Triſſino mit ſeinem befreiten Italien? dem Gravina und Maffei mit ihren Dramas im Geſchmack der Alten? Die gelehrten Kenner der Alten, Caſa, Bembo u. ſ. überſtiegen den Petrarca nicht; den Chiabrera, Redi, Filicaja, Lemene vermochte ihre Kenntniß der Alten und ihre Gelehrſamkeit ſogar vor dem böſen Geſchmack ihrer Zeit nicht zu ſichern. Unter den Engländern war Cowley mit den Alten ſehr bekannt; er ſchrieb und dichtete ſelbſt lateiniſch; ſeine proſaiſchen Aufſätze ſind mit der Beſcheidenheit und Würde eines Römers geſchrieben; und welches ſonderbare Phantom bildete ſich dieſer gelehrte Dichter an Pindar ein! In wie böſem Geſchmack erſchuf er jene

Odengattung, die ſeinen Landsleuten wirklich ein Verderb des Geſchmackes ward! — Alſo hilft auch hier das Alter für Thorheit nicht; jeder Neuere behält ſeine natürliche Größe, falls er in ſeinem Studium auch den griechiſchen und römiſchen Helikon auf einander thürmte und ſich droben hinaufſtellte.

Drittens. Nun kann ich zwar gegen die ſchöne lateiniſche Schreibart vieler Neueren in Poeſie und Proſe nichts einwenden, und finde in ihnen für mich ein großes Vergnügen; für ſich ſelbſt aber was thaten dieſe Schriftſteller mehr als daß ſie ihre Pflicht erfüllten? Muß jeder der in einer Sprache ſchreibt, in ihr gut zu ſchreiben ſuchen, ſo wäre es ja dreifache Schande die Sprache, in welcher jene Römer ſchrieben, ſchlecht zu behandeln. Wer in ihr nicht ſchreiben kann wie er ſoll, ſchreibe, wenn er's vermeiden kann, in ihr gar nicht; hat er in ihr leidlich oder gut geſchrieben, ſo iſt's ihm nicht mehr Lob als jedem andern der in ſeiner Sprache gut ſpricht, oder einem Flötenſpieler der ſeine Flöte gut ſpielet. — Wenn Schriftſteller durch eine ſogenannte ſchöne Schreibart, die bei keinem Vernünftigen von einer guten Denkart getrennet werden kann, wenn vor allen lateiniſche Schönſchreiber ſich von einer guten Denkart durch dieſe Sprache freigeſprochen glauben, wo ſind wir denn mit der Regel der Alten? Dieſer scriptor denkt an Worte, an Sachen und Gründe wenig. Ueberſetzt ſein Latein in eine gemeine Sprache, und ihr findet die trivialſten Dinge in einem Ton geſagt vor dem die demüthige Landesſprache beinahe verſtummet. Dort ging das gelehrte Kind in einem Gängelwagen oder vielmehr der Gängelwagen (ambitus verborum) ging ſtatt des gelehrten Kindes und nahm es mit; dem rund viereckten Vehikel entnommen, wie erbärmlich iſt ſeine Geſtalt, wie ſchwach und dürftig! Und doch machte man ſo oft die Erfahrung daß unter allen literariſch Stolzen es faſt keine Stolzeren als die Lateinſchreiber gebe. Sie ſind die alten Barone, deren Diplom rückwärts über das Chriſtenthum,

deren Unſterblichkeit vorwärts über den jüngſten Tag der Landesſprache hinausreicht. Sie ſchreiben nicht für ihre Nation in der ſogenannten Vulgar- oder Pöbelſprache, ſondern für Welt- und Nachwelt in der einzig unvergänglichen Götterſprache. Wie wohl wird dem Leſer in der Geſchichte der Literatur, wenn nach zu Grabe getragenen Schoppen (Scioppiorum) die Periode der eigentlichen Wiſſenſchaften (Scienzen) anfängt, in welcher man ſich nicht mehr über Worte und Autoritäten Schoppiſch zankte. —

Endlich. Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! Die Kritik der Sylben und Worte iſt eine unentbehrliche, nützliche Kunſt; ſie erfordert Genie, Tact, und vor anderm viel Kenntniſſe, Fleiß und Uebung; daß ſie aber die Kenntniß der Alten noch nicht ſey, von der das Fragment eine Palingeneſie der Dinge herzuleiten ſcheinet, dieß iſt wohl ſonnenklar. Kritiker, wie Ruhnken an Hemſterhuis ſchildert, ſind ſelten; auch von denen die die Alten mit Geiſt leſen, wählt jeder ſich gern ſeinen Alten, den er über alle hinanſetzt, nach welchem er dann, auch mit Fehlern und Schwächen, ſeine Denkart präget. Eine Reihe von Beiſpielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde wie ſelten wir in den Alten ſie ſelbſt, wie noch ſeltner wir in ihnen ihr Höchſtes, das καλὸν κἀγαθὸν der Griechen- und Römerwelt, ihre Regel des Geſchmacks im Wahren, Guten und Schönen ſtudiren. Am öfteſten ſchauen wir ſie wie Narciſſe an, denken daran was wir über ſie zu ſagen haben, und bewundern unſre Geſtalt in dem flüſſigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch ſie den geſunden Brauch ihrer eignen Glieder.

43.

Ihre Einwendungen könnte ich mit Sprüchwörtern beantworten, z. B. Rom iſt nicht in Einem Jahr gebaut. Je ſchwerer

die Kunſt, deſto mehr Pfuſcher. Je organiſirter der Körper, deſto böſer ſeine Fäulung u. dgl. Ich will aber mit Gründen antworten; in der Hauptſache ſind wir Eins.

Daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern Talente ans Licht kommen, iſt eine Erfahrung die eben ja jeder Bemühung um Ausbildung der Talente zum Grunde liegt. Nicht in Athen und Rom allein wurden dämoniſche, göttliche Männer geboren; ſie bedurften auch von dorther keiner Beurkundung daß ſie ſolche waren. Die Gabe der Muſe iſt eine angeborne Himmelsgabe, die kaum mit Mühe vergraben werden kann. Großer Leidenſchaften und Vorſtellungen fähig, ſehen einige nichts als dieſe Bilder, ſprechen in Leidenſchaft, laben ſich in Tönen des Wohllauts, und fühlen ſich geſchaffen die Gemüther andrer mit dem was ſie erfreuet und anregt, auch zu erfreuen und anzuregen. Wenn Poeſie noch nicht erfunden wäre, würden ſolche Menſchen ſie erfinden, und erfinden ſie täglich.

Aber wie ſehr Talente dieſer Art unter dem Druck einer ſchlechten Sprache und einer ſinnloſen Mitwelt leiden, zeigt eben ja die Geſchichte ſowohl der rohen als der mittleren dunkeln Zeiten. Gibt es eine Kunſt der Sprache; was vermag ohne Werkzeuge der Künſtler?

Ueberdem, wie ſchwer wird's eben dem feurigſten Kopf, ſich innerhalb der Gränzen zu halten in denen das Wahre, Gute und Schöne Eins iſt, und eben auf dieſe, die einzige Weiſe, in Form und Inhalt, dadurch was man ſagt, und wie man es ſagt, ewig zu werden. Ihm alſo ſowohl, als denen für die er arbeitet, iſt Lehre nöthig, eine Disciplin die uns für andre, andre für uns zubereite, beide vor Ausſchweifungen ſichre, und dem arbeitenden Genius leere Verſuche, von denen er mit Reue zurückkommen müßte, erſpare. Oft iſt das Genie ein Edelſtein, der tief im Schacht liegt, in einer harten Rinde begraben; die Rinde muß geſprengt, der

Edelſtein von der Hand des Künſtlers bearbeitet werden u. ſ. — Wem gab nun die Natur das eigentliche Kunſttalent in größerm Maße als den Griechen? Auf der ganzen Erde keinem Volke wie ihnen. Gleichſam vom Inſtinct geleitet, erfanden ſie jeder Geſtalt und Wiſſenſchaft Maß, Ziel und Umriß. Nicht nur das zu Viele, das Ungehörige ſonderten ſie ab, ſondern auch dem Bleibenden, der Geſtalt ſelbſt, gaben ſie Fülle, Leben und Anmuth.

Wollen aber Griechen und Römer, ſofern ſie Griechen und Römer ſind, hiemit eine Monarchie errichten? wollen ſie Nationalcharaktere unterdrücken, lebende Sprache verdrängen oder verſchlimmern? Nichts von allem! Aufmunterung, Ordnung, Verbeſſerung iſt ihr einziger Zweck; man darf alſo von ihnen nicht mehr fordern als ſie zu leiſten vermögen. Sie wollen Kräfte wecken, aber nicht geben; ſie ſind Vorbilder, keine Schöpfer. Da indeſſen im Reiche der Gedanken von Aufmunterung, zumal durch thätige Vorbilder, von Ordnung und Erziehung viel abhangt, ſo iſt die Herrſchaft die jeder Verſtändige den Alten freiwillig einräumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rath der Beſſeren zum Beſten.

Laſſen Sie alſo die würdigſten Schriften zuweilen von den unwürdigſten Händen behandelt werden, was ſchadet's? Geht nicht auch das Gold durch die Hände niedriger Bearbeiter und Sammler? Verlor der Diamant dadurch daß ihn die Dürftigkeit ſelbſt aufgrub? Wenn unter dem Text eines alten Autors ſich in den Noten oft über nichts ein ſchreckliches Gezänk erhebt, ſo laſſet uns vom blutigen Spiel dieſer Gladiatoren, die ſich zu Ehren des Verſtorbenen neben ſeinem Grabe würgen, hinwegſehen und ſie für das halten was ſie ſind — Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Waſſer der Sündfluth, die unten den Text überſchwemmet hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Oelzweig finden. —

Da endlich der Geiſt den wir aus den Schriften der Alten ziehen ſollen, geſunder Verſtand und ein geſundes Herz, die wahre Philoſophie und Richtung des Lebens, bona mens und Humanität iſt, ſo iſt die Einführung dieſer Gottheiten für uns und unſere Nachkommen ein Werk von fortdauernder, wachſender Wirkung. Zuerſt mußten dieſe Schriften gefunden, vervielfältiget, erklärt, erläutert, von Fehlern gereinigt, verſtanden werden, ehe ihr beſſerer, ihr weiſerer Gebrauch in jeder Anwendung ein Hauptzweck werden konnte. Hie und da iſt er es ſchon geworden; er wird's noch mehr werden. Die Zeit der Solipsorum geht zu Ende; zu Einem gemeinen Beſten arbeiten wir alle.

Nachſchrift.

Jener Amerikaner glaubte daß in jedem Brief ein Geiſt eingeſchloſſen ſey; ich wollte daß ich dieſem Briefe einen Geiſt einſchließen könnte, den Geiſt der Alten. Hören Sie darüber einen apokryphiſchen Schriftſteller.

„Gerade als ob unſer Lernen bloß ein Erinnern wäre, weiſet man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geiſt bloß durch das Gedächtniß zu bilden. Wir wiſſen ſelbſt nicht recht was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern.

„Gleich einem Manne der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchauet, nachdem er ſich aber beſchauet hat, von Stund an davongeht, und vergiſſet wie er geſtaltet war, eben ſo gehen wir mit den Alten um. Gar anders ſitzt ein Maler zu ſeinem eignen Bilde.

„Da ich bloß dem Geiſt der Alten nachſpüre, ſo geht mich das Schulmeiſtergeſicht nichts an, womit die ** ihren Autor Leſern und Zuhörern verekeln. Ich will ſehr zufrieden ſeyn, wenn ich mein

Griechiſch nur ungefähr ſo verſtehe, wie Ueberbringer dieſes ſeine Mutterſprache. Wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, ſtudirt, lieſet Noten ohne Text, und an Petrons Ausgabe in groß Quart über ein klein Fragment ſich wenigſtens zu einem Doctor. Wer kein Fell überm Auge hat, für den hat Homer keine Decke. Wer aber den hellen Tag noch nie geſehen, an dem werden weder Didymus noch Euſtathius Wunder thun. — — Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke wie ſolch eine edle Gabe Gottes, als die Wiſſenſchaften ſind, verwüſtet, von ſtarken Geiſtern zerriſſen, von faulen Mönchen zertreten werden, und wie es möglich daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrſamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falſche) verliebt ſeyn können."

So ſpricht ein Eiferer für den guten Gebrauch der Alten; und wie viel mehr könnte man davon ſagen! Aber wie jemand iſt, ſo thut er; wie wir ſelbſt denken, ſo nutzen wir die Alten.

44.

Die Nachſchrift Ihres Briefes hat mir eine alte Wunde aufgeriſſen, die ziemlich verharſcht war, nämlich wie wir, inſonderheit mit unſrer Jugend, die Alten leſen? „Das Salz der Gelehrſamkeit, ſagt Ihr Apokryphus, iſt ein gut Ding; wenn aber das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen?" — Bloße Gelehrſamkeit zerſtreuet und ermüdet; alles macht ſie zu nacktem, vielleicht unnöthigem Wiſſen von Worten, Stellen und Gebräuchen; ſie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will geſammelt, will auf den Kern gerichtet, will für's Leben gebildet und geſtärkt ſeyn.

Ich begreife ſelbſt was für eine ſchwere Aufgabe es iſt, ſo viele, ſo mannichfaltige Schriftſteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit unſrer Jugend nutzbar zu leſen; der Grundſatz indeſſen, nach welchem ſie geleſen werden müſſen, iſt außer Zweifel. Es iſt der Sinn der

Alten ſelbſt, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen, dieſe alle zu Einem Syſtem verbunden, in Eine Geſtalt geordnet. Man nenne dieſe Geſtalt das Anſtändige, das ſich Geziemende, honestum, decorum, καλὸν, πρέπον oder wie man wolle; ſie iſt ein unterſcheidender Zug der Compoſition und Denkart der Alten in ihren beſten Schriftſtellern und würdigſten Männern, auf welchen das Auge der Jugend ſich vorzüglich heften müßte.

In der Compoſition der Alten nämlich hat alles Zweck, Plan und Ordnung. Nichts ſtehet am unrechten Orte, nichts iſt müßig und unſchicklich dahin geworfen; und im Ganzen herrſcht, wo es irgend ſeyn kann, lebendige Darſtellung und Handlung. Die griechiſche Sprache z. B. iſt von der Bildung der Worte an bis zum Bau ihrer Sylbenmaße und Perioden ein Muſter des Wohlklanges, der Zuſammenfügung, der Bedeutſamkeit und Grazie des Ausdrucks; die lateiniſche Sprache eifert ihr nach. Wie in Statuen und Gebäuden die Kunſt der Alten Einfalt und Würde, Bedeutung und Anmuth zu vereinigen wußte, ſo vereinigen es die Meiſterwerke ihrer Sprache. Wer in Homer und Pindar, in Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz dieſe Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder zu finden, noch anſchaulich zu machen weiß, der iſt des Geiſtes in dem ſie arbeiteten und dachten nicht inne geworden. In wenige Werke der Neueren hat ſich dieſer organiſche Geiſt ergoſſen; wo er erſcheint, macht er ein Werk ſeiner Natur nach unſterblich. Einfalt alſo und Würde, Bedeutſamkeit und Wohlordnung haben wir von den Alten zu lernen, um unſrer Denkart und Sprache im Kleinſten und Größeſten eine ſolche Geſtalt zu geben.

Aber das Anſtändige der Alten erſtrecket ſich weiter, indem Charaktere, Sitten, Grundſätze und Meinungen nicht etwa nur zu ſchildern, ſondern darzuſtellen und zu verknüpfen der

Zweck ihrer erleſenſten Werke war. Die Tugend iſt ein καλὸν, ein Anſtändiges und Vortreffliches, das mit Liebe geſucht werden will und nur durch unabläſſige Uebung erlangt wird. Ihre beſten Schriftſteller jeglicher Art zeigen darauf als auf das Zünglein der Wage menſchlicher Handlungen und den edelſten Kampfpreis des menſchlichen Lebens. Licht und Schatten ſtellen ſie dar; ſie contraſtiren und gruppiren Geſtalten, Sinnesarten und Meinungen ohne jene neuere überſpannende Heuchelei, die im Grunde jede Anwendung verwirret und zuletzt die ganze Sittlichkeit aufhebt. Haben wir das Gefühl des Anſtändigen, des Großen, Schönen, Anmuthigen und Edlen verloren, was hält uns zurück daß wir nicht ärger als Thiere werden? Verächtlicher ſind wir gewiß. Dieß Gefühl moraliſcher Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Leſung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, iſt um ſo nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundſätze gelten und im offenen Gebrauch ſind, dasſelbe ganz zu erſticken drohen. Daß ſich zwiſchen uns und jenen einige äußere Umſtände verändert haben, und ſowohl der Heroismus als der Patriotismus eine andre Geſtalt gewonnen, darf jenem Gefühl, dem Charakter der Menſchheit, nicht ſchaden. Wir können edlere Heroen ſeyn als Achill, ſchönere Patrioten als Horatius Cocles.

Hier alſo liegt meines Erachtens die Regel; ſie iſt eine logiſche, poetiſche, ethiſche Regel. Barbaren kennen ſie nicht; losgebundene Willkür verachtet ſie, zerſtreuende Gelehrſamkeit geht vorüber. Wer ſie fand, wer in ſeiner Jugend nach ihr gebildet wurde, der kann ſie nicht vergeſſen; ſie hat ſich ſeinem Gemüth eingedrückt, als das Herz ſeines Herzens, als die Seele ſeiner Seele. **Id facere laus est, quod decet, non quod licet. Quod decet honestum est, et quod honestum est decet.**

45.

Siebentes Fragment.

Schrift und Buchdruckerei.

Als bei den Griechen die Schrift noch nicht oder wenig im Gebrauch war, erklang die Sprache als ein lebendiges Wort; die Stimme des Dichters und ſeines Sängers war eine Aufbewahrerin aller menſchlichen Empfindungen und Gedanken. Daher die Geſtalt der älteſten Poeſie in ihrem Reichthum an Bildern und Tönen, in ihrer Naturpracht und Naturſchönheit; aber auch in ihrer Wandelbarkeit, ihrer Ungewißheit, ihren Fehlern und Mängeln.

Mit Einführung der Schrift ging der größeſte Theil dieſes alten Worts zu Grabe; nur weniges von ihm ward aufbehalten und allmählich geregelt. Mit Einführung der Schrift kam Proſe auf, Geſchichte und Beredſamkeit wurden ausgebildet; und wenn ſich jetzt die Poeſie neben ihnen hervorthun wollte, ſo lief ſie Gefahr, ſtolz, aufgeblaſen, und wo ſie vom lebendigen Vortrage ganz entfernt war, unverſtändlich und ſchwindelnd zu werden. Eben nur der lebendige Vortrag hatte ſie ehemals im Kreiſe einer ſchönen Anſchaulichkeit erhalten; auf dem Theater (die Chöre ausgenommen) erhielt er ſie noch lange in dieſem glücklichen Kreiſe.

Da indeſſen bei einem ſo lebhaften Volk wie die Griechen waren, auch das Geſchriebene zum lebendigen Vortrage geſchrieben war, indem Herodot z. B. einige Bücher ſeiner Geſchichte zu Olympia wie ein Gedicht vorlas, und in den griechiſchen Republiken die öffentliche Beredſamkeit jeder Art des Vortrages, ſelbſt der Philoſophie, den Ton angab, ſo mußte nothwendig auch in Schriften der Griechen ſich lange Zeit jene alte, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſche Weiſe erhalten: zu ſchreiben als ob man ſpräche. Schreibend trug man vor; man ſchrieb gleichſam laut und öffentlich, als ob zu jedem Buch ein Vorleſer, wie ſein

Genius, gehörte. Ohne Zweifel iſt dieſes die Urſache warum in der Proſe der griechiſche Periode ſo künſtlich und ſchön, wie in keiner andern Sprache, ausgebildet worden; der offne Mund der Griechen, die Poeſie die ihm vorging, und der öffentliche Redevortrag, der den Rhapſodien der Poeſie folgte, hatten ihn geformet.

Bei den Römern nicht anders; denn auch bei ihnen herrſchte die Beredſamkeit und der öffentliche Vortrag. Ihre Gedichte laſen ſie öffentlich vor; aus Perſius, Juvenal, Plinius u. a. wiſſen wir mit welcher Sorgfalt, mit welchem Aufwande von Kunſt, zuletzt von Ziererei und Thorheit.

Bei Griechen und Römern war das Bücherweſen anders wie bei uns beſtellt. Man las viel weniger: große Bibliotheken waren ſelten und die Büchermaterialien koſtbar. Man ſchrieb alſo auch weniger. In Rom ſchrieb nicht jeder Sklave und Bürger, ſondern nur die zur Gelehrſamkeit oder zu Geſchäften Erzogenen; Menſchen von gutem Ton, Feldherren, Staatsmänner, Kaiſer. Man hielt das Schreiben für etwas edles, und aufs beſte zu ſchreiben für einen Ruhm der länger als ein Triumph währte.

Man nahm ſich daher im Schreiben eine beſtimmte Bahn; Zeitgenoſſen und Freunde theileten ſich in dieſes oder jenes Feld der Bearbeitung, und wie die römiſche Sprache imperatoriſch gebot, ſo liebte ſie auch in der Schreibart die Kürze, die Beſtimmtheit. Oft kehrte man den Styl um und löſchte aus; man glättete und zierte wie die Schreibtafel, ſo auch die Gedanken.

Der mühſamere Weg wie man damals zu Büchern kommen konnte, machte Bücher auch werther; bei einem höheren Begriff von dem was ſie enthielten, wandte man auch mehr Fleiß auf das was ſie enthalten ſollten. Welchen Werth legte Horaz auf ſeine wenigen Schriften! lange polirt ließ er Ein kleines Buch nach dem andern erſcheinen, das bei uns wie ein Tropfe in den Ocean fließen würde. Höchſt ausgearbeitet ſind Virgils Werke; und dennoch war ihm

die Aeneis nicht ausgearbeitet gnug. Er wollte daß ſie ihn nicht überlebte. So ſorgfältig hervorgetrieben ſind faſt alle Schriften, inſonderheit die Gedichte der Römer. Mit drei kleinen Büchern ſeiner Elegien wollte Properz vor der Proſerpina erſcheinen; in ſie alle Schönheiten der griechiſchen Elegie gebracht zu haben, dieſe Ehre war der Zweck ſeines Lebens. Setzet ihn, ſetzet Horaz und wen ihr wollet, in unſre bücherreichen Zeiten; ſchwerlich hätten ſie mit ſo viel Zuverſicht, mit ſo umfaſſendem, tiefdringendem Fleiße gedichtet. Bis zu Boëthius und Auſonius hin iſt faſt jedes kleinſte römiſche Werk eine Moſaik, ein gearbeitetes Fresco- oder Miniaturgemälde.

Jedermann iſt bekannt daß in den mittleren Zeiten die Barbarei einestheils auch vom Mangel an Büchern und Schreibmaterialien herkam. Wie manche ſchöne Schrift der Alten ward von den Mönchen unwiederbringlich verlöſcht, damit ſie auf das dadurch gewonnene Pergament ihre Chorgeſänge und Homilien ſchreiben konnten. Heil dem Erfinder des Lumpenpapiers; wo er begraben liege, Heil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für unſre Literatur gethan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und ſo oft in Maculatur endet! Wie der Sonnenſchein die Fliegen, ſo hat er Schriftſteller geweckt und die Soſien bereichert.

Denn man bemerke. Eben in dem Jahrhunderte in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, traten auch jene längeren Romane hervor, die vorher Jahrhunderte lang kurze Volksmärchen oder Lieder und Fabeln geweſen waren. Wie entfernt z. B. hatte Karl der Große vom Erzbiſchof Turpin, König Artus von Gottfried von Monmouth, Wolf-Dietrich von Eſchilbach und jeder andre Romanheld von ſeinem Chronik- oder Romanſchreiber gelebet! Keiner von dieſen Schreibern erfand die Fabel, die er in die Bücherſprache brachte; ſie war längſt im Munde der Sänger oder

des Volks geweſen und in ihm vielfach verändert worden. Jetzt nahm ſie der Genius der Unſterblichkeit auf: denn das Lumpenpapier war erfunden. Allgemach lernte man leſen, da man ſonſt den Sänger und Fabelerzähler nur hatte hören können.

So vermehrten ſich Chroniken, Romane, allmählich auch Abſchriften der Alten. Wäre die Erfindung des Lumpenpapiers früher gekommen, wie viel weniger wäre untergegangen! wie viel ſchätzbares hätten wir ihr zu danken! und noch ſind wir ihr ſowohl durch Ueberſchreibung aus ältern Pergamenten als durch die von ihr veranlaßten Umarbeitungen alter Sagen und ſonſt viel ſchuldig.

Was indeſſen ehemals das ägyptiſche Schilf (βιβλος) gethan hatte, daß es nämlich die griechiſchen Rhapſoden allmählich verſtummen machte und, ſtatt ihrer lebendigen Geſänge, Bücher (βιβλια) in die Hand gab; das thaten mit der Zeit auch die Baumwoll- und Lumpenſchriften. Provenzalen und Trobadoren, Fabel- und Minneſinger ſchwiegen allmählich: denn man ſaß und las. Je mehr ſich Schriften vermehrten, deſto mehr verminderten ſich ganz eigenthümliche, freie Gedanken; endlich ward der menſchliche Geiſt ganz in Lumpen gekleidet. Auf dieſe ward geſchrieben was man leſen und nicht leſen wollte; mochte es am Ende ſich ſelbſt leſen! —

Nun trat die Buchdruckerei hinzu, und gab beſchriebenen Lumpen Flügel. In alle Welt fliegen ſie; mit jedem Jahr, mit jeder Tagesſtunde vom erſten erwachenden Morgenſtrahl an wachſen dieſer literariſchen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde. Jenes Orakel: „wenn Menſchen ſchweigen, ſo werden die Steine ſchreien," iſt erfüllt; worüber Menſchenſtimmen ſchweigen, darüber ſprechen und ſchreien gegoſſene Buchſtaben, mercantiliſche Hefte.

Nach ſo vielen andern eine Lobrede der Buchdruckerei zu halten, wäre ein ſehr unnöthiges Werk; wir wiſſen alle was wir an ihr haben. Nur durch ſie, erſt durch ſie iſt zuſammenhangende und

verglichene Erfahrung des menſchlichen Geſchlechts, Kritik, Geſchichte und eine Welt der Wiſſenſchaften worden.

Aber auch was wir an ihr nicht haben, iſt zu bemerken: was ſie nämlich nicht geben kann, ja worin ſie ſtöret. Eignen Geiſt nämlich kann ſie nicht geben; lebhafteren tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag ſie durch die unzählbare Concurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam alles an den Tag; die Gedanken aller Nationen, alter und neuer floſſen in einander. Wer die Stimmen zu ſondern und jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dieß große Odeum ſehr lehrreich; andre ergriff die Bücherwuth; ſie wurden verwirrte Buchſtabenmänner und zuletzt ſelbſt in Perſon gedruckte Buchſtaben.

Vom Anbeginn iſt dieß nicht alſo geweſen. Urſprünglich dachte der Menſch, er handelte und genoß, er ſprach und hörte. Wenn er ſchreiben konnte, ſchrieb er, nur aber was zu ſchreiben war; nicht ward er ſelbſt, ohne zu ſehen und zu hören, ein ſchreibender Buchſtab; jetzt — — —

Iſt deſſen die menſchliche Natur fähig? kann ſie es ertragen? verwirren ſich in dieſem gedruckten Babel nicht alle Gedanken? Und wenn dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitſchriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen, wo haſt du am Ende deinen Kopf? wo behältſt du Zeit zu eignem Nachdenken und zu Geſchäften? Offenbar hat's unſere gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menſchlichen Geiſt völlig zu verwirren, und ihm alle Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer ſtillen und edlen Selbſtbildung zu rauben. Selbſt in der Geſellſchaft ſind die menſchlichen Stimmen verhallet; Romane ſprechen und Journale.

Diderot hat irgendwo die Frage an ſich gethan, die wohl jeder thut wenn er aufs Land oder auf eine Reiſe gehet: „welche

Bücher er als Freunde mit ſich nehmen möchte?" Wie im Leben, ſo hat auch im Leſen der Mann von Herz nur wenig geprüfte Freunde; und bei eigner Compoſition bleibet er gern allein.

Würden Homer und Sophokles, Horaz, Dante und Petrarca, würden Shakeſpeare und Milton ihre Werke im Kreiſe unſerer Bücher- und Leſewelt gemacht haben? Schwerlich.

Denn unverkennbar iſt's daß, je mehr durch die Buchdruckerei die Werke aller Nationen allen gemein wurden, der ruhige Gang eigenthümlicher Compoſition großentheils aufgehört hat. Wer fürs Publicum ſchreibt, ſchreibt ſelten mehr ganz für ſich als den innerſten Richter; daher Pascal und Rouſſeau unter ſo vielen Autoren ſo wenige Menſchen fanden. Wird nun das Publicum gar wie ein blinder Mauleſel gelenkt, und ſchmeichelt der Schriftſteller der Zunft, die es äffet und leitet: „wie biſt du vom Himmel gefallen, du ſchöner Morgenſtern?" möchte man ſodann jedem Schriftſteller ſagen, der aus Noth oder Feigheit dem häßlichen Götzen Modegeſchmack, dienet.

„Schreibe!" ſprach jene Stimme, und der Prophet antwortete: „für wen?" Die Stimme ſprach: „ſchreibe für die Todten! für die die du in der Vorwelt lieb haſt." — „Werden ſie mich leſen?" — „Ja, denn ſie kommen zurück als Nachwelt." —

46.

Ἰπέχου, ἀνέχου! „Enthalte dich, dulde!" Sind wir denn mit der Literatur aller Welt vermählet? Iſt kein Riegel zu finden der uns gegen das Andringen ſchwarzer Buchſtaben ſchütze? kein Seil zu finden das uns am Maſtbaum halte, indem wir mitten durch den Geſang derer die da wiſſen was war, iſt und ſeyn wird, gerade hin durchfahren? Gehört fremden Meinungen unſer Geſchmack und Verſtand, unſer Wille und Gewiſſen? Gehören den Seelenverkäufern unſere Seelen?

Wahr iſt's. Mit der Buchdruckerei hat ſich im Reiche der Gedanken vieles geändert, und es kann wohl ſeyn daß wenn die Wiſſenſchaften durch ſie ſteigen, der Geſchmack ſich durch ſie verwirren, Genie und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen müßten, wenn ſich nicht ein hülfreicher Genius des menſchlichen Geſchlechts annähme. Laſſen Sie uns aber an dieſem hülfreichen Genius nicht zweifeln.

Ehe Buchdruckerei da war, ging jede europäiſche Nation in einem engeren Bezirke von Ideen umher; ihr Charakter war vielleicht feſter. Durch Reiſen und Leſen iſt allem Böſen und Guten fremder Nationen die Thür geöffnet, und wenn es ſich durch den Namen Geſchmack, „neuer, fremder Geſchmack" Aufmerkſamkeit erwerben kann, ſo hat es ohne weitere Ueberlegung die Menge für ſich. Welchen Thorheiten haben wir nicht nachgeahmt? welchen werden wir noch nachahmen? Nicht etwa nur im ſpaniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, griechiſchen, ebräiſchen, ſelbſt im arabiſchen, tatariſchen, ſineſiſchen Geſchmack haben wir Deutſche geſungen und gedichtet. Die Sprache aller Wiſſenſchaften, Bilder und Ausdrücke der verſchiedenſten Völker ſind in unſere Poeſie, in jeden Vortrag der das Volk angehen ſoll gefloſſen, ſo daß von jener tonhaltenden, gleichmüthigen Denk- und Schreibart, in welche Griechen und Römer das Weſen der Schreibart ſetzten, wenige einen Begriff zu haben ſcheinen. Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen geſchrieben; die ſubtilſte Abſtraction und die niedrigſte Popularität finden in demſelben Buch, oft auf derſelben Seite, nebeneinander Raum. Wenn wir das Richtmaß, das Samuel Johnſon an einige engliſche, von ihm genannte metaphyſiſche Dichter angelegt hat, an jede Production unſerer Sprache anlegen wollten, wo ſtünden wir?

Vor der Buchdruckerei war es möglich dieſe und jene Schrift vor dieſen und jenen Augen zu verbergen; kaum iſt dieſes jetzt

mehr möglich. Alles lieſet alles, es möge von ihm verſtanden werden oder nicht; nach der verbotenen Speiſe lüſtet man am meiſten. Und da die Thorheit derer die dieß zu frühe, zu viele, zu vermiſchte Leſen auf die unvorſichtigſte Art befördern, mit dem Eigennutz, dem Stolz, der Eitelkeit, dem Erwerb anderer im feſteſten und ſchädlichſten Bunde ſtehet, ſo kann nur Eine Macht in der Welt dieſen Unfug hemmen. Es iſt beſſere Erziehung, die ihre Zöglinge nicht erſt durch Schaden klug werden läßt; und ein ſtiller Bund aller Guten unter einander, nichts unwürdiges zu verbreiten oder zu loben. Möge Gift miſchen wer da will, und das am feinſten gemiſchte Gift die lauteſten Ausrufer finden; von uns ſey der Giftmiſcher, ſowie der Ausrufer verachtet. Mit der Verwirrung des Geſchmacks und dem Deſpotismus fabricirender Schriftſtellerei iſt's ſo weit gekommen daß, da das Schlechteſte ohne alles Erröthen auf die unverſchämteſte Weiſe gelobt werden darf, dieſer unverſchämte Deſpotismus ſich ſelbſt ſeinen Fall bereitet. Er muß ſich ſelbſt einen Widerſtand erwecken der ihn einſchränke und bezäume; oder wir gehen durch unſere Licenz zu Grunde; denn da durch die Buchdruckerei die Kritik ſelbſt feil geworden iſt, ſo hat ſie auch bei den Niedrigſten ihr Anſehen verloren. Ihre Fascen gelten ſo wenig mehr als ihr Lorbeer.

Ich komme zurück auf meinen Bund der Freunde. Wie die Buchdruckerei, ſo wird die Kupferſtecherkunſt gemißbraucht; jene hat den Geſchmack in Werken des Geiſtes, dieſe in Werken der Kunſt, beinahe zu Grunde gerichtet. Nur Ein Mittel iſt gegen ſie wirkſam: entſchloſſene äußerſte Verachtung. Niemand kaufe ein Buch das ſchlechter Kupferſtiche wegen da iſt; niemand beſudle mit dieſen Verderberinnen des Geſchmacks ſeine Wände, denn ſowie durch ſchlechte Bücher gute verhindert werden, ſo wird durch ſchlechte Kupferſtiche die wahre Kunſt getödtet. Aegyptiſche Schwarzkünſtler wollen wir die heißen die dieſe beiden großen Erfindungen unſerer

Nation zu einem niedrigen Erwerb entweihet haben, und Schwarzkünſtlerknechte diejenigen die ihnen zu ihrer ſchändlichen Fabrikwaare artiſtiſch oder literariſch helfen.

47.

Achtes Fragment.

Reformation, Handel und Wiſſenſchaften.

Großen Begebenheiten ſind immer Revolutionen des Geſchmacks gefolget. Ohne in die Geſchichte der Griechen und Römer, der Mönchs- und Ritterzeiten zurückgehen zu dürfen, ſehen wir dieß inſonderheit in den Jahrhunderten die der Reformation vorangingen und ihr folgten.

Europa ward allgemach ruhiger. Städte, Handel, Gewerbe, mit ihnen auch einige Künſte fingen an zu blühen; nach und nach verfeinte ſich der Geſchmack mit ihnen. Dante, Petrarca, Boccaz erſchienen; es erwachten die Alten in ihren Gräbern. Konſtantinopel ward erobert; die Griechen flohen nach Italien; und es entſtand ein Enthuſiasmus ohne ſeines Gleichen. Die ſchönen Künſte und die Literatur der Alten war, wiefern es die Zeit geſtattete und angab, auf ihrem höchſten Gipfel.

Die Entdeckung fremder Welttheile, ein veränderter Zuſtand der Finanzen, des Krieges, der Stände folgte; die Buchdruckerei kam in Gang; ihr folgten neue, zumal Naturwiſſenſchaften; dieß alles läutete der Poeſie der mittleren Zeiten völlig zu Grabe. Die Entdeckung fremder Welttheile mochten ſpäterhin Camoens, Ercilla u. a. ſingen; der Gegenſtand war groß und neu; Wunder der Natur, ungeſehene Dinge wurden beſchrieben; in Wiſſenſchaften kam ein neues Univerſum zum Anblick; und doch thaten die Geſänge von ihnen bei weitem nicht die Wirkung die einſt vielleicht ein kleiner Fabelgeſang gethan hatte. In dem Verhältniß als hie und da der

Reichthum, die Pracht und Freigebigkeit alter großer Familien ſank, erloſch auch der Glanz ihrer alten Thaten; mit ihren Hofhaltungen gingen auch ihre Lobgeſänge hinunter. —

Die Reformation endlich und die Philoſophie, die ihr folgte, ſchufen der Poeſie völlig eine andere Zeit. Jahrhunderte lang hatte man Klagen angeſtimmt über den verderbten Zuſtand der Cleriſei und aller Stände; die Zeit war gekommen da die Erbitterung aufs höchſte ſtieg, und nicht minder in Verſen als in Proſe ihre ſcharfen Pfeile abſchoß. Eine Menge Satiren dieſes Inhalts, zum Theil voll Geiſt und Herz, erſchienen; ſchade daß ſie ſich mit der Zeit ſelbſt überlebt haben, denn dauernde Geſänge konnten ſie nicht bleiben. Die Reformation ſelbſt iſt weniger eines heroiſchen Lob-, als eines philoſophiſchen Lehrgedichts fähig; die Verdienſte der Reformatoren zeigen ſich würdiger in ihren Lebensbeſchreibungen und eigenen Schriften als in Heldengeſängen und Oden. Ueberhaupt verjagte das neue Licht und die zugleich mit ihm aufkommende Streittheologie aller chriſtlichen Parteien in Europa ſowohl die Schatten des Aberglaubens als manche ſchöne Einkleidungen, die für die Einfalt der mittleren Zeiten ſehr weiſe erſonnen waren.

Hier beginnet nun eine große Scheidung der Völker. Nationen, die ihrem alten Lehrſyſtem zugethan blieben, hielten auch an ihrer alten Dichterweiſe, z. B. Italiener, Spanier und andere katholiſche Völker. Je früher ſie zum guten Geſchmack gelangt waren, je vielſeitiger er ſich bei ihnen eingewurzelt hatte, je größere Vorbilder ſie beſaßen, deſto feſter hingen ſie an ihren Stanzen und Reimen. Italien ließ ſich ſeinen Dante und Petrarca, Spanien ſeinen Lope, Garcilaſſo u. ſ. nicht nehmen; auch hat ſich ſeitdem das Aeußere ihrer Poeſie völlig erhalten, obgleich deßwegen, wie man oft glaubt, der Geiſt dieſer Nationen ſeitdem nicht ſtillſtand. Die alten Formen dünkten ihnen gut, und ſie goſſen darein, wenn der Genius ſie antrieb, neue Gedanken.

In der proteſtantiſchen Welt dagegen kam eine neue Poeſie auf. Nicht etwa nur Gegenſtände der Religion wurden durch das Medium der neuen Aufklärung geſehen, ſondern die geſammte Vorwelt ward durch eben dieſes Medium betrachtet. In Spanien und Italien hätten Shakeſpeare, Milton, Butler u. ſ. nicht ſchreiben können wie ſie ſchrieben; eine Freimüthigkeit im Denken, die ein Vorbote der Philoſophie war, hatte ſich in den proteſtantiſchen Ländern über manches ſchon verbreitet; andern Gegenſtänden nahte ſie ſich nach eben der Regel. Unvermerkt alſo nahm die Poeſie der neuen Glaubensverwandten eine philoſophiſche Hülle um ſich, die der Sinnlichkeit vielleicht ſchadete, dem menſchlichen Geiſt aber nothwendig war. Ein Italiener z. B. wird in den meiſten Oden der Engländer durchaus nichts lyriſches finden, da ihnen, ſeinem Ohr und Auge nach, Wohlklang, Fortleitung und Beſtandheit der Bilder, Zuſammenhang der Empfindung, kurz Melodie und Harmonie fehlet. W. Jones zergliedert hinter ſeinem Commentar über die Poeſie der Morgenländer den Anfang von Miltons Paradieſe und kann in ihm nach morgenländiſcher Weiſe nichts poetiſches finden. Vielen deutſchen Dichtern würde es nicht beſſer ergehen, denn offenbar ſind die meiſten nur durch Reflexion Dichter. In den ältern Zeiten, in denen man ſich der Natur freier hingab, dieſe in ſich ſtehen und auf ſich unbefangen wirken ließ, oder ſie, ſo gut man's vermochte, zur Kunſt umſchuf, war und blieb man ein Naturſänger, der auf gleichgeſtimmte Gemüther ſeine Wirkung nicht verfehlte. In mancher alten engliſchen Ballade iſt vielleicht mehr freier Wohlklang und poetiſcher Geiſt als in Young und Pope miteinander. Durch Reflexion ſind dieſe Poeten; eine denkende iſt die brittiſche Muſe.

Seit der Reformation und dem hellaufgegangenen Lichte der Wiſſenſchaften gelangen alſo keine perſönlichen Heldengedichte mehr, mit dem Wunderbaren der alten Zeit bekleidet. Arioſt

konnte die Märchen die man ehemals geglaubt hatte, ſeinen Italienern zierlich in Stanzen kleiden; ihm und ihnen waren ſie zeitkürzende Märchen, die niemand glauben ſollte. Uns kann Wieland die Geſchichte Huons mit allem Zauber der Feenwelt darſtellen; in ſeinem Märchen iſt Oberon eine ſo wahre Perſon wie Huon und Karl der Große. Wenn aber Taſſo eine für wahr gehaltene Religion mit in ſeine Dichtung miſchte, ſo ſtehen beide ſchon nicht auf einem Grunde; ſelbſt dem katholiſchen Glauben nach wird er in dieſen zwiſchen Wahrheit und Trug gemiſchten Scenen eine ſchwächere Wirkung hervorbringen als die ein reines Märchen hervorbrächte. Proteſtanten werden den Milton wie einen Bramante und Michel Angelo bewundern, ſchwerlich aber ſein Gedicht mit ſo ungeſtörtem Glauben leſen wie ſie ein reines Märchen leſen würden; das Religionsſyſtem ſchadet ſeinem Gedichte. — Hiſtoriſche Epopöen haben daher in der neueren Zeit faſt keine Wirkung gethan, weil ihnen als Gedichten durchaus der Glaube fehlet. Das Zeitalter der Eliſabeth, ob ſie gleich ſelbſt eine Dichterin war und Schmeicheleien ſehr liebte, ward nur in Sonetten beſungen, oder in Allegorien; Cromwell und die Wiederherſtellung Karls II. nur in Oden geprieſen. Auch mit größeren Talenten, als Chapelain hatte, wäre ſeine Jeanne d'Arc ſo wenig die bleibende Nationalheldin einer Epopöe geworden als wenig es Voltaire's Heinrich der Vierte worden iſt. Nur in Stellen kann ſeine Henriade etwa als ein philoſophiſches Lehrgedicht gelten: der Streit zwiſchen Dichtung und Geſchichte iſt und bleibt in ihr widrig. Auch kein Held der Deutſchen hat hinter Ottnitt, Dietrich von Bern, dem Könige Giebich und dem Zwergenkönige Laurin den epiſchen Lorbeer erlangen mögen, weder Heinrich der Befreier Deutſchlands, noch Maximilian, Guſtaph Adolph u. ſ. Durch eine aufrichtige Beſchreibung ihrer Thaten werden ſie mehr geehrt als durch eine mit Wahrheit gemiſchte Fabel, der am Ende niemand glaubet.

Wir ſind aus dieſer Dämmerung hinaus, und wollen durchaus Märchen als Märchen, Geſchichte als Geſchichte leſen. Ein Theil der Platoniſchen Geſetzgebung in Anſehung der Dichter iſt alſo, ohne Hinaustreibung derſelben, bloß und allein durch die linde Hand der Zeit bewirkt worden; eine verwirrte Miſchung der Fabel und Wahrheit widerſtehet unſerm Gedankenkreiſe.

Was vom Lobe geſagt iſt, gilt auch vom Tadel; die ächte Muſe haſſet auch in ihm alles zu Bittere, geſchweige die Verleumdung. Warum fallen perſönliche Satiren ſo bald in Vergeſſenheit oder Verachtung? Ihrer Ungerechtigkeit und Uebertreibung, kurz des unedeln Gemüths wegen, das der Begeiſterung einer Muſe nicht werth war. Es gibt z. B. kaum ein witzigeres, ein lehrreicheres Gedicht gegen die Schwärmerei als Butlers Hudibras iſt; auch hat es zur damaligen Zeit ſeinen Zweck mehr erreicht als wenn der Dichter auf den königlichen Martyrer das frömmſte Heldengedicht geſchrieben hätte; wer indeſſen wird es jetzt ohne einigen Ueberdruß, wenigſtens ohne den Wunſch leſen daß ſein Verfaſſer die Gabe der Muſe die er beſaß edler angewandt hätte? — Swift, vielleicht der ſtrengſte Verſtandesmann den England unter ſeinen Schriftſtellern zählet, der unbeſtochenſte Richter in Sachen des Geſchmacks und der Schreibart, gab ſich, von böſen Zeitverbindungen gelockt, ins Feld der Satire; wer aber iſt der von Anfange bis zu Ende ſeines Lebens ihn deßwegen nicht bitter beklaget? So treffend ſeine Streiche, ſo vernünftig ſeine Raſerei in Einkleidungen und Gleichniſſen ſeyn mag, wie anders ſind ſeine Sätze und Sprüche, wo er reine Vernunft redet! Alles was die Engländer Humour nennen, iſt Uebertreibung; ein verzeihlicher Fehler der Natur, der hie und da zur Schönheit werden kann, nur aber zu einer National- und Zeitſchönheit. Die Alten kannten das Reizende eines kleinen Eigenſinnes auch; ſie waren aber weit entfernt die ganze Geſtalt eines Menſchen als Unform dieſem Einen Zuge aufzuopfern. Nur

dahin ist Humour zu sparen wohin er gehöret; und die gemeine humoristische Poesie hat das Unglück daß sie sich mit der Stunde selbst überlebet.

Was vom Lobe und Tadel gilt, gilt auch von der sogenannten poetischen Beschreibung. Alle Poesie ist von der Zeit abgedankt oder wird von ihr abgedankt werden, die durch Bilder und Gleichnisse die Sache selbst, die durch Farben und Zierat das Bild verdunkelt. So manche poetische Landbeschreibung der Engländer steht da daß sie uns mit sehenden Augen blind mache; so manche andere daß wir bei Umschreibungen bekannter Gegenstände oder Begriffe gar nichts denken sollen. Die meisten metaphysischen Gedichte aller Nationen hat ein neues System der Folgezeit sanft in Vergessenheit gebracht; die Dichtkunst vollends, die unter dem Vorwande neue Erfindungen zu schildern, und das Wörterbuch neuer Künste und Handwerke poetisch zu ergänzen sich anmaßt, sie gehört völlig unter die unfreien Künste. Der Muse sind bessere Schilderungen angewiesen als die worin sie der Handwerker selbst durch eine schlichte Erzählung bei Vorzeigung der Instrumente übertreffen möchte.

Endlich das Unmoralische des Dichters. Hier hat die Zeit gewaltsam den Vorhang aufgezogen und in ihrem strengen Gericht keiner falschen Grazie geschonet. Wo sind die — — —? Wo sind sie? Wer will, wer mag sie lesen? Und nicht auf unzüchtige Dichter allein geht dieß Urtheil des Rhadamanthus, sondern auch auf jeden widernatürlichen, wahre Verhältnisse des Lebens zerstörenden Dichter. Wie manches Beispiel haben wir auch hierüber schon erlebet! Dieß Licht, diesen Tag haben Reformation, Philosophie und der unbestechliche Zeuge in uns, das reine Menschengefühl, verbreitet.

48.

Der Unterſchied den das Fragment zwiſchen Poeſie aus Reflexion und (wie ſoll ich ſie nennen?) der reinen Fabelpoeſie macht, iſt mir aus der Geſchichte der Zeiten, auf die das Fragment weiſet, ganz erklärlich worden. Solange nämlich der Dichter nichts ſeyn wollte als Minſtrel, ein Sänger der uns die Begebenheit ſelbſt phantaſtiſch vors Auge bringt und ſolche mit ſeiner Harfe faſt unmerklich begleitet, ſo lange ladet der gleichſam blinde Sänger uns zum unmittelbaren Anſchauen derſelben ein. Nicht auf ſich will er die Blicke ziehen, weder auf ſein graues Haar, noch auf ſein Gewand, noch auf den Schmuck ſeiner Harfe; er ſelbſt iſt in der Viſion der Welt gegenwärtig, die er uns ins Gemüth ruft.

Dieß war der Ton aller Romanzen- und Fabelſänger der mittleren Zeit, und (um bei der engliſchen Geſchichte zu bleiben, aus der das Fragment Beiſpiele holt) es war noch der Ton Gottfried Chaucers, Edmund Spenſers und ihres Gleichen. Der erſte in ſeinen Canterbury Tales erzählt völlig noch als ein Troubadour; er hat eine Reihe ergötzender Märchen zu ſeinem Zweck der Zeitkürzung und Lehre, charakteriſtiſch für alle Stände und Perſonen, die er erzählend einführt, geordnet; er ſelbſt erſcheint nicht eher als bis an ihn zu erzählen die Reihe kommt, da er denn ſeinem Charakter nach als ein Dritter auftrit. So Spenſer, obgleich er ſchon weit künſtlicher ſinget, indem er die Geſtalten ſeiner Welt ſchon emblematiſch ordnet. Der Fehler den man ihm zur Laſt gelegt hat,[1] daß jedes ſeiner Bücher ein für ſich beſtehendes Ganze ſey, iſt

[1] *Warton on Spenser's* Fairy-Queen u. a. Wenn wir den gelehrten Fleiß betrachten den die Engländer auf ihre alten Dichter, z. B. Warton auf Spenſer, Tyrwhit auf Chaucer, Percy auf die Balladen, und ſo viele, viele der beleſenſten Männer auf ihren Shakeſpeare und ihr altes Theater gewandt haben, und ſodann uns betrachten — was ſagen wir?

ja eben die Natur und der Zweck ſeiner Erzählung; übrigens hat er ſeine Ritter- und Feengeſtalten viel vorſichtiger als Arioſt geordnet. —

Zur Zeit der Reformation verſchwand mit der Welt ſolcher Geſänge, der Ritter- und Feenwelt, auch die Art ihrer Darſtellung; die Dichter waren nicht mehr einfache Sänger fremder Begebenheiten, ſondern gelehrte Männer, die uns das Gebäude ihres eigenen Kopfs zur Schau bringen wollten, indem ſie daſſelbe wohl durchdacht niederſchrieben, damit wir's leſen. Dieß gibt allem eine andere Art und Geſtalt. Laſſen Sie mich zu dem Zweck einige engliſche Dichter parteilos durchgehn.

Von Shakeſpeare fangen wir an. Er ſtehet zwiſchen der alten und neuen Dichtkunſt als ein Inbegriff beider da. Die Ritter- und Feenwelt, die ganze engliſche Geſchichte, und ſo manch anderes intereſſantes Märchen lag vor ihm aufgeſchlagen; er braucht, erzählt, handelt ſie ab, ſtellet ſie dar mit aller Lieblichkeit eines alten Novellen- und Fabeldichters. Seine Ritter und Helden, ſeine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht ihrer und ſeiner Zeit vor, die in ſo manchen Geſinnungen, und dem ganzen Verhältniß der Stände gegen einander uns jetzt wie eine aus den Gräbern erſtehende Welt vorkommt. Wie oft müſſen wir über die wunderſame Einfalt und Befangenheit jener Zeit lächeln! In dem allen iſt er ein darſtellender Minſtrel, der Perſonen, Auftritte, Zeiten gibt wie ſie ſich ihm gaben, und zu ſeinem Zweck dienten. Nun aber wenn er in dieſen Scenen der alten Welt uns die Tiefen des menſchlichen Herzens eröffnet, und im wunderbarſten, jedoch durchaus charakteriſtiſchen Ausdruck eine Philoſophie vorträgt die alle Stände und Verhältniſſe, alle Charaktere und Situationen der Menſchheit beleuchtet, ſo milde beleuchtet daß allenthalben das Licht aus ihnen ſelbſt zurückzuſtrahlen ſcheinet, da iſt er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, ſondern ein Spiegel für theatraliſche Dichter aller Zeiten. Laßt dem alten

guten W. Shakeſpeare alles was ihm und ſeinen Zeiten gehört; gebt uns aber mit ſeiner unendlichen Beſcheidenheit, die nirgend in Perſon repräſentirt, in welchen Geſtalten es ſey, ſo viel innere Charakeriſtik, ſo viel tiefe und ſchneidende Wahrheit als er aus ſeiner alten Welt uns darbrachte.

Mit Milton fängt ſich die neuere engliſche Dichtkunſt an; mich dünkt, er zeige die Summe deſſen was Reflexion in der Dichtkunſt zu leiſten vermöge. Der unglückliche blinde Mann war in Zeiten gefallen, in üble Zeiten:

fall'n on evil days,
On evil days though fall'n and evil tongues,
In darkness and with dangers compass'd round,
And solitude; yet not alone —

Er rief ſeine Urania vom Himmel, die ihn im nächtlichen Schlummer oder am frühen Morgen beſuchte und ſeinen Geſang beherrſchte. Dem gelehrten, ſtarkmüthigen Mann ſtand bei einer großen Kenntniß der alten und italieniſchen Dichter auch eine Welt voll Sachen, inſonderheit aber ſeine Sprache dergeſtalt zu Gebote daß er bei ſeinem erwählten Thema, an welchem er ſich etwas ſehr großes dachte, in jedem Wort und Laut, in jeder Zuſammenſtellung und Verknüpfung der Worte ſich eine eigene altneue claſſiſche Sprache nach Muſtern der Alten als Philoſoph und Meiſter ausſchuf. Sein großes Gedicht ſollte kein Märchen der alten Zeit, ſondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unſchuld und Sünde, mithin eine Ausſicht über unſer ganzes Geſchlecht werden. Nicht wollte er etwa bloß zeitkürzend vergnügen, ſondern belehrend erbauen, und ſeine Encyklopädie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache feſtſtellend verewigen. Daher wählte er weder Chaucers Reime, noch Spenſers Stanzen; den prächtigen Jambus wählte er, der in manchem engliſchen Pſalm und alten Volksgeſange wie zur Trompete ertönt, auch in Shakeſpeare's

tragiſchen Stücken auf der Bühne viel Wirkung gethan hatte. Er brauchte ihn aber nicht, wie Shakeſpeare leicht und fließend, ſondern dem Inhalt ſeines Gedichts und ſeinem Geiſt angemeſſen, wie in heroiſchem Schritt, obwohl abwechſelnd und mannichfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel. Weder Young noch Thomſon, weder Glover noch Akenſide haben ihn hierin erreichet. Jede Cadenz, jedes Bild und Gleichniß, jede ungewohnte Redart iſt von dem blinden Mann ſorgfältig ausgedacht und an ihre Stelle geordnet. Vielleicht gibt's keinen engliſchen Dichter der die viel- und einſylbigen Wörter dieſer faſt einſylbigen Sprache angenehmer zu wechſeln und die barbariſche Diſſonanz ſeiner Zeiten. —

— the barbarous dissonance
of Bacchus and his revelers

kunſtvoller von ſich zu treiben gewußt hätte als Milton. Und wie in ſeinen beiden Paradieſen ward er in ſeinem Lycidas und Comus, in ſeinem Allegro und Penſeroſo, ſelbſt im Samſon und andern Gedichtarten in Anſehung der Sprache und Anordnung der Gedanken, inſonderheit in ſeinem muſikaliſchen Versbau, ein von ſeiner Nation noch unerreichtes Muſter. Solange die engliſche Sprache lebt, wird Milton der Anführer ihres Chorgeſangs in Jamben, der erzählenden Naturbeſchreibung in eben dieſem Sylbenmaße, und im Ausdruck des Affects jener monodiſchen Klage bleiben, die ſeine Nation nach ihm ſo vielfach gebraucht hat. In jeder Zeile des Geſanges iſt er der Vater eines poetiſchen Numerus und Rhythmus, den der blinde Barde mit Ueberlegung erfand und ſeiner unharmoniſchen Sprache mit ſehr harmoniſchem Ohr gleichſam aufzwang.

Neben Milton lebte Cowley, ein gleichfalls gelehrter, von ihm aber ſehr verſchiedener Dichter. Geübt in der Sprache der Römer, durchdrungen von der Schönheit der Natur, deren Pflanzen und Bäume er mit liebendem Fleiße beſang; noch mehr durchdrungen

von der praktiſchen Philoſophie der Alten (wovon ſeine ſchönen Verſuche in Verſen und Proſe zeugen), hatte er dennoch das Unglück, mit ſeiner ſogenanten Pindariſchen Ode ein glänzend böſes Beiſpiel aufzuſtellen, dem man nur zu oft nachgefolgt iſt. Pindar nämlich in ſeiner Ode iſt nie trunken; jedes Bild, jede mythologiſche Geſchichte, ja jeder Spruch in ihm ſtehet umſchrieben da, und der ganze Gang des Geſanges iſt weiſe geordnet. Der böſe Geſchmack, der zu Cowley's Zeiten, inſonderheit am Hofe herrſchte, verführte ihn, ſowohl in ſeinen Anakreontiſchen als Pindariſchen Oden ſtatt des Ausdrucks der Empfindung Pfeile des Witzes zu werfen, und hiezu Versart und Reim anzuwenden. Unter ſeinen witzigen ſind oft auch große Gedanken, ja verſchiedene Oden wären ohne dieſe geſuchte Manier Muſter ſchöner Phantaſien: denn es iſt in ihnen viele Wiſſenſchaft und viel Scharfſinn. Die Ode Cowley's iſt nachher von andern, Maſon, Grey, Akenſide u. ſ., ſittſamer, wohl auch gelehrter gemacht worden; ich zweifle aber ob auch harmoniſcher im Sinne der Alten. Sie iſt und bleibt ein gothiſches Gebäude, unzuſammenhängend und unüberſehbar in ihren Theilen, übertrieben in Bildern, mit Zierat überladen, in der Abwechslung des Rhythmus ungleich und unharmoniſch. Seitdem ſich gar die Laune oder Satire derſelben bedient hat, mißgönnet man ihr den Namen Ode ganz; brittiſches Capriccio ſollte ſie heißen. — Cowley war alſo ſelbſt im Fehlerhaften ein Dichter aus Reflexion, oft nur ein witziger Dichter, demungeachtet aber iſt er ein guter Geſellſchafter, von dem man angenehm lernet.

Mit Cowley lebte Waller, und gab einer andern Manier den Namen, die den franzöſiſchen Artigkeiten nahe kommt; aber warum iſt ſie nur artig? Galanterie iſt eine Modeſchönheit; ſie ändert ſich mit den Zeiten. Auch ſind von Waller faſt nur noch die Stücke beliebt die Empfindung verrathen. Von Prior, Littleton und wer auf eben dem Wege ging, gilt dasſelbe. Die

fashionable Poetry der Engländer hat ſich in Ausdrücken und Wendungen dergeſtalt wiederholet daß man nicht nur bei jedem Reime den folgenden, ſondern oft auch bei der erſten Zeile des Stücks die letzte zuvor weiß.

Mit dem verderbten Hofe Karls II. ging die Herrſchaft des ſpielenden Witzes zu Ende; die brittiſche Muſe ward was ſie anfangs geweſen war, eine denkende Muſe.

Ich übergehe die Beiträge Denhams, Roscommons, Dorſet, Garths, zu Gründung eines beſſeren Geſchmacks; Dryden voran, Pope nach ihm zeigten worin die Poeſie der Neueren am natürlichſten beſtehe, nämlich in verſificirtem geſundem Verſtande. Beide Dichter (mit ihnen Gay, Parnell, Prior u. a.) haben faſt alle Einkleidungen verſucht deren ihre Sprache fähig war; ſie konnten's aber nicht weiter bringen als geſunden Verſtand in nachgeahmten, hie und da ſelbſt erfundnen Einfaſſungen zu reimen. Pope brachte es darin aufs höchſte. In ſeiner unſangbaren Sprache hat er in engliſcher Manier das gethan was Metaſtaſio, in einer Sprache die ganz Geſang iſt, auf eine ungleich angenehmere Weiſe that; er brachte nämlich alle ſchönen Sentenzen, philoſophiſchen Grundſätze und Lebensregeln aufs kürzeſte und zierlichſte in Reime, und wird darin ſchwerlich übertroffen werden. Zehn Dichter hatten hierin vorgearbeitet; er kam zu rechter Zeit und brach die Blume. Bolingbrocke, Shaftesbury, King und Leibnitz gaben ihm zu ſeinem Essay on Man Philoſophie in die Hand; er reimte ihre Syſteme ſo gut er konnte, und hat ſie faſt durchgehends vortrefflich gereimet. Auch Charaktere reimte er meiſtens in Gegenſätzen, ſcharf und ſchneidend, inſonderheit wo der Affect ihm die Feder ſchärfte, alſo daß Pope's Gedichte für eine gereimte Blüthenſammlung aller Moral, auch vieler Weltkenntniß und Weltklugheit dienen können. Höher hinaus aber reichte ſein Genius nicht. Von Horaz liebenswürdiger Satire, geſchweige

von ſeiner praktiſchen Welt- und Lebensweisheit hatte Pope's Gemüthsart keinen Begriff; und man muß durchaus Engländer ſeyn um in ſeinem Homer den alten oder gar den beſſern Homer zu finden. Die von ihm den Römern nachgeahmten Stücke zeigen den fürchterlichen Unterſchied der zwiſchen ihrer und unſrer, wenigſtens ihrer und Pope's Poeſie war. Ihre Muſe geht im natürlichen Gange der Sprache edeldenkend melodiſch einher; die Pope'ſche Muſe geht zwangvoll und gebrechlich, oft ſogar unedel daher, über und über bedeckt mit einem Geklingel von Reimen.

Noch zwei vorzügliche Dichter folgen auf Pope: Young und Thomſon. Jener, der durchaus ein Original ſeyn wollte, wetteiferte in ſeinen Nachtgedanken mit Shakeſpeare, Milton, Pope und allen Lehrdichtern der Welt, in ſeinen Satiren mit Swift (den er ſehr unwerth behandelt), mit Pope und allen Satirendichtern, in ſeinen Trauerſpielen mit Shakeſpeare, Otway u. ſ. Ein kühner Verſuch original zu ſeyn, mit welchem er aber doch am Ende nichts als Sermons, Predigten zu Stande brachte, er mochte ſie Nachtgedanken, oder Oden, Satiren oder Trauerſpiele überſchreiben. Seine höchſte und liebſte Figur in den Nachtgedanken heißt Parenthyrſus (Uebertreibung), die zwar allenthalben die witzigſten Tiraden, eine aus der andern hervortreibt, und unſäglich viel ſchöne Sachen ſagt, am Ende aber doch nichts thut als den menſchlichen Verſtand über ſeine natürliche Höhe ſchrauben. Mich wundert daß man Young je für einen tiefſinnigen Dichter gehalten hat; ein äußerſt witziger, parenthyrſiſch beredter, nach Originalität aufſtrebender Dichter iſt er auf allen Seiten. Reich an Gedanken und Bildern, wußte er in ihnen weder Ziel noch Maß; wie er auf Pope's ſcherzhaften Rath in Thomas von Aquino die engliſche Theologie ſtudirte, ſo würde er dieſe allenfalls auch im Koran ſtudirt haben. Wenige Dichter ſind daher mit ſo viel Vorſichtigkeit wie er zu leſen; in ſeinen Nachtgedanken,

wie der Name ſagt, iſt er als ein Denker zu prüfen und jede Koketterie des Witzes für das zu halten was ſie iſt, wenn ſie auch die heiligſten Sachen beträfe.

Thomſon, wie unſer Geßner und Kleiſt, ein liebenswürdiger Name. Erfunden hatte er ſeine Gedichtart nicht, ob ſein Verehrer Aikin ihm gleich dieſen Ruhm zuſchreibt; in Milton u. a. lag ſie, vielleicht in einem Keime der künftig einer noch ſchönern Entwickelung fähig iſt, längſt da. Thomſon aber hat den Keim überlegend erzogen; deſſen gebühret ihm die Ehre. Zu gut wußte er ſelbſt daß Jahreszeiten ſich in Worten und einförmigen Jamben nicht malen laſſen; er behandelt alſo ſein Thema, wie er die Freiheit, die Burg der Trägheit und andre Gegenſtände behandelte, philoſophiſch. Schildernde Lehrgedichte ſind ſeine Jahreszeiten, denn mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geſchildert werden, wenn ſie als Poeſie in die Seele des Hörenden wirken ſoll; eine Kunſt, die alle Nachahmer Thomſons nicht eben verſtanden haben mögen. Er verſtand ſie, und ſo wird aus dem was ich beigebracht habe, ziemlich klar daß die Poeſie der Engländer von Miltons Zeiten an eine reflectirende Poeſie geweſen. Die italieniſche ſinget; die franzöſiſche Proſapoeſie raiſonnirt und erzählet, die engliſche in ihrer äußerſt unmuſikaliſchen Sprache denket.

49.

Das wahre Feld der engliſchen Poeſie haben Sie nicht berühret; es iſt die einkleidende Proſe. Sobald Chaucers Reime und die alten Balladen abgekommen waren, man auch merkte daß Spenſers Stanzen dieſer Sprache eben ſo ſchwer als langweilig werden müßten, ſuchte man nach dem Beiſpiel Frankreichs die leichteſte Auskunft, Proſe.

Auch hier gab den Engländern ein Engländer, Shakeſpeare, Art und Weiſe. Er hatte Charaktere und Leidenſchaften ſo tief aus dem Grunde geſchildert, die verſchiedenen Stände, Alter, Geſchlechter und Situationen der Menſchen ſo weſentlich und energiſch gezeichnet, daß ihm der Wechſel des Ortes und der Zeit, Griechenland, Rom, Sicilien und Böhmen durchaus keine Hinderniſſe in den Weg legten, und er mit der leichteſten Hand dort und hier hervorgerufen hatte was er wollte. In jedem ſeiner dramatiſchen Stücke lag alſo nicht nur ein Roman, ſondern auch ein in ſeiner Art aufs vollkommenſte nicht etwa beſchriebener, ſondern dargeſtellter philoſophiſcher Roman fertig, in dem die tiefſten Quellen des Anmuthigen, Rührenden, wie anderntheils des Lächerlichen, Ergötzlichen geöffnet und angewandt waren. Sobald alſo jene alten Ritter- und Liebesgeſchichten, von denen zuletzt Philipp Sydney's Arkadia ſehr berühmt war, einer neuern Denkart Platz machten, ſo konnte man in England kaum andere als Romane in Shakeſpeare's Manier, d. i. philoſophiſche Romane erwarten.

Der Weg zu ihnen war freilich ein beſchwerlicher Weg; er ging durch Politik und Geſchichte. Da England das erſte Land in Europa war in welchem der dritte Stand über Angelegenheiten des Reichs mitſprechen durfte, und von den Zeiten der Eliſabeth an es ein ſo bewerbſamer Handelsſtaat geworden war, ſo gingen die eigenthümlichen Sitten ſeiner Einwohner natürlicher Weiſe freier aus einander. Nicht alles war und blieb bloß König, Baron, Ritter, Prieſter, Mönch, Sklave. Jeder Stand zeichnete ſich in ſeinen Sitten ungeſtört aus, und durfte nicht eben, um der Verachtung zu entgehen, Sitten und Sprache ſeiner höhern Mitſtände nachahmen; kurz, er durfte ſich auch in ſeinem humour zeigen. Ohne Zweifel iſt dieß der Grund warum die Engländer dieſe Eigenſchaft ſo eifrig zu einem Zuge ihres Nationalcharakters gemacht haben; ihr homour nämlich war ein Sohn der Freimüthigkeit und eines eignen

Betragens in allen Ständen. Witz, Eigenſinn, gute und böſe Laune, tolle Einfälle u. ſ. haben andre Nationen wie ſie, oft beſſer als ſie; nur keine Nation (ehemals vielleicht die Holländer und einige deutſche Reichsſtädte ausgenommen) glaubte ſie ſo offenbar äußern zu müſſen, weil jede andre Nation das Geſetz der Gleichſtellung mit andern zu hoch hielt. Wie aber der Italiener ſeinen Caprici, der Franzoſe ſeiner Gasconade freien Lauf läßt, ſo gab der Engländer ſeinem trägeren humour nach; ein großes Feld für Komödien und Romane. —

Wie die Parlamente in England das öffentliche Reden in Gang brachten, ſo die öffentlichen Blätter das Schreiben über Meinungen und Charaktere. Zeitungeu und Pamphlets, Wochenblätter und Monatſchriften hatten Einkleidungen und Schreibart dem engliſchen Roman gleichſam zugebildet, daher es kein Wunder iſt daß der franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche Roman eine ganz andere Straße nahm. Inſonderheit iſt der engliſche Roman den Triumvirn der engliſchen Proſe, Swift, Addiſon und Steele, den größeſten Dank ſchuldig. Der erſte ſchrieb ſeine Sprache in der höchſten Genauigkeit (Proprietät), die er in einer Menge von Einkleidungen zu erhalten wußte. Sein Roman der Menſchenfeindſchaft, Gulliver, iſt vielleicht vom menſchenfreundlichſten, aber kranken, tiefverwundeten und ſeines Geſchlechts überdrüſſigen Denker geſchrieben. Der glückliche Addiſon war von einer frohern Gemüthsart. Er und ſein Gehülfe, Steele, beſaßen eben die goldne Mittelmäßigkeit, die zu guten Proſeſchriftſtellern gehöret. Als Männer von Geſchmack und von Weltkenntniß hatten ſie das Richtmaß in ſich für die Menge zu ſchreiben, in keine Materie zu tief zu dringen und zu rechter Zeit ein Ende zu finden. Sie haben der engliſchen Proſe Curs gemacht und ihr das Mittelmaß gegeben, über und unter welchem man nicht ſchreibet.

Nun konnten alſo nach und nach (viele andere Vorarbeiten un-

gerechnet) die drei glücklich en Romanhelden auftreten, Fielding, Richardſon, Sterne, die zu ihrer Zeit Epoche machten. So verſchieden ihre Manier iſt, ſo wenig ſchließen ſie andre glückliche Formen aus, wie Smollets, Goldſmiths, Cumberlands und in andern Nationen andre ſchätzbare Originale zeigen. Keine Gattung der Poeſie iſt von weiterm Umfange als der Roman; unter allen iſt er auch der verſchiedenſten Bearbeitung fähig: denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur Geſchichte und Geographie, Philoſophie und die Theorie faſt aller Künſte, ſondern auch die Poeſie aller Gattungen und Arten — in Proſe. Was irgend den menſchlichen Verſtand und das Herz intereſſiret, Leidenſchaft und Charakter, Geſtalt und Gegend, Kunſt und Weisheit, was möglich und denkbar iſt, ja das Unmögliche ſelbſt kann und darf in einen Roman gebracht werden, ſobald es unſern Verſtand oder unſer Herz intereſſiret. Die größeſten Disparaten läßt dieſe Dichtungsart zu; denn ſie iſt Poeſie in Proſe.

Man ſagt zwar daß in ihren beſten Zeiten die Griechen und Römer den Roman nicht gekannt haben; dem ſcheint aber nicht alſo. Homers Gedichte ſelbſt ſind Romane in ihrer Art; Herodot ſchrieb ſeine Geſchichte, ſo wahr ſie ſeyn mag, als einen Roman; als einen Roman hörten ſie die Griechen. So ſchrieb Xenophon die Cyropädie und das Gaſtmahl; ſo Plato mehrere ſeiner Geſpräche; und was ſind Lucians wunderbare Reiſen? Wie jeder andern haben alſo auch der romantiſchen Einkleidung die Griechen Ziel und Maß gegeben. Daß mit der Zeit ein Roman einen größeren Umfang, eine reichere Mannichfaltigkeit bekommen, iſt natürlich. Seitdem hat ſich das Rad der Zeiten ſo oft umgewälzt und mit neuen Begebenheiten auch neue Geſtalten der Dinge zum Anſchauen gebracht; wir ſind mit ſo vielen Weltgegenden und Nationen bekannt worden, von denen die Griechen nicht wußten; durch das Zuſammentreffen der Völker haben ſich ihre Vorſtellungen an einander ſo abgerieben, und

überhaupt iſt uns der Menſchen Thun und Laſſen ſelbſt ſo ſehr zum Roman worden, daß wir ja die Geſchichte ſelbſt beinahe nicht anders als einen philoſophiſchen Roman zu leſen wünſchen. Wäre ſie immer auch nur ſo lehrreich vorgetragen als Fieldings, Richardſons, Sterne's Romane! —

Viel denkende Dichter hat alſo England in Poeſie und Proſe hervorgebracht, und die Nation iſt auf ſie unermeßlich ſtolz; die Dichter ſelbſt aber ſtarben meiſtens eines elenden, wohl gar des Hungertodes.

50.

Der poetiſche Himmel Britanniens hat mich erſchreckt. Wo ſind unſre Shakeſpeare, unſre Swifts, Addiſons, Fieldings, Sterne? Wo iſt jene Menge von Edlen die vorangingen oder wenigſtens mit am Werk waren, die Philipp Sidney, Walter, Raleigh, Baco, Roscommon, Dorſet, Algernon Sidney, Shaftesbury, Halifax, Sommers, Bollingbrocke, Littleton, Walpole, u. ſ.? Wir wachten auf da es allenthalben Mittag war und bei einigen Nationen ſich gar ſchon die Sonne neigte. Kurz, wir kamen zu ſpät.

Und weil wir ſo ſpät kamen, ahmten wir nach; denn wir fanden viel vortreffliches nachzuahmen. Franzoſen, Spaniern, Italienern, Britten, ſelbſt Holländern ahmten wir nach, und wußten nie recht wozu und weßwegen? Unſer verdienter Opitz war mehr Ueberſetzer als Dichter. In Weckherlin u. a. iſt der größeſte Theil fremdes Gut. So ſind wir fortgeſchritten; und wer ahmt uns nach? Wenn in Italien die Muſe ſingend converſirt, wenn ſie in Frankreich artig erzählt und vernünftelt, wenn ſie in Spanien ritterlich imaginirt, in England ſcharf- oder tiefſinnig denket; was thut ſie in Deutſchland? Sie ahmt nach. Nachahmung wäre

alſo ihr Charakter, eben weil ſie zu ſpät kam. Die Originalformen waren alle verbraucht und vergeben.

51.

So übel ſteht's nicht mit der deutſchen Muſe, wie Sie fürchten. Es iſt vielleicht der Hauptfehler unſrer Nation daß ſie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde ſich ſelbſt nicht kennet und achtet.

Wahr iſt's, wir kamen ſpät; deſto jünger aber ſind wir. Wir haben noch viel zu thun, indeß andre ruhn, weil ſie das ihrige geleiſtet haben.

Und waren wir in jenen Zeiten müßig? Nichts weniger; durch andre, vielleicht wichtigere Geſchäfte wurden wir von einer Bahn zurückgehalten die uns immer noch blieb. Für ganz Europa ſtanden wir damals vor den Riß, ſowohl gegen Roms Deſpotie, als gegen eindringende Hunnen und Tataren. Daß Europa nicht zum Kalmuckenlande oder zur Türkei ward, haben Deutſche verhindert; Raum zu dem friedlichen Garten, den die Muſen lieben, haben ſie mit ihrem Blut erfochten.

Unſre Sprache iſt im Beſitz älterer Poeſie als deren ſich Spanier, Italiener, Franzoſen und Britten rühmen können[1]; einzig nur unſre Verfaſſung war Schuld daß wir Jahrhunderte lang dieß Feld ungebauet ließen. Wir zogen nach Italien, und ſonſt in der Welt umher; haben aber doch, ſelbſt in dieſen fürchterlichen Zeiten, für ganz Europa manches nützliche erfunden. Endlich, da die Reformation aus unſrer Mitte hervorbrach, und uns nach vielem andern Ungemach mit dem dreißigjährigen Kriege eine faſt allgemeine Verwüſtung und die ſo gefährliche Bekanntſchaft mit fremden Nationen auf den Hals zog — müſſen wir, wenn wir die Geſchichte Deutſchlands durchgehn, uns nicht wundern daß noch ſo viel ward als geworden iſt?

1 S. Schilters thesaur.

Denn nun reiseten die Fürsten, die Edeln. Sie staunten das Ausland an, und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Und unsre gutherzigen Dichter freuten sich jeder neuen Sonne die aufging, fanden sich geehrt wenn sie Gesänge auch nur zueignen durften, ohne daß sie gelesen wurden. In Siebenbürgen dichtete der gute Opitz, Weckherlin in England und Frankreich, Flemming am kaspischen Meer deutsche Gedichte; niemand dankte es ihnen daß sie es thaten. Und wer verdankte es dem Andreas Gryphius, dem von Lohenstein, daß sie unter ihrer Bürde bürgerlicher Geschäfte für Sprache und Poesie das thaten was sie gethan haben?

Dank also auch dem guten von Logau, daß er in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine dreitausend Sinn- und andre Gedichte aufschrieb, ob er gleich ein deutscher Baron war. Dank einem Dietrich von dem Werder daß er den Tasso übersetzte, und gleichwohl Hofmarschall seyn konnte, ja gar ein Regiment commandirte. Dank — o wie tief haben wir Deutsche anfangen, aus welcher drückenden Barbarei uns hervorarbeiten müssen, die uns noch allenthalben sogar als Ehre, als Vorzug, als Stammes- und Nationalruhm anklebt! „Welcher Mann von Ahnen wird ein **Poète**, ein **Savant**, ein **Philosophe** seyn wollen, wenn er auch ein Tasso, ein Baco, ein Shaftesbury werden könnte?" — Solon und Alexander, Cäsar und Augustus, so viele Fürsten und Edle in Italien, Spanien, Frankreich, England dachten anders.

„Weil wir also spät kamen, so ahmten wir freilich viel nach, denn wir fanden viel vortreffliches nachzuahmen." Dieß war Natur der Sache, nichts mehr und nichts minder; wer zuletzt kommt, thäte sehr Unrecht wenn er nicht nachahmte. So folgten die Römer den Griechen, den Römern die Mönche, Mönchen und Arabern die Provenzalen, den Provenzalen mittel- oder unmittelbar alle gebildeten Nationen Europa's; warum sollten diesen nicht die Deutschen folgen? Alle Kunst ist Nachahmung; nur durch Nachahmung ist der

Menſch zur Kunſt gelanget; nur durch ſie iſt er Menſch worden. Wäre alſo auch Nachahmung der Charakter unſrer Nation, und wir ahmten nur mit Beſonnenheit nach, ſo gereichte dieſes Wort uns zur Ehre. Wenn wir von allen Völkern ihr Beſtes uns eigen machten, ſo wären wir unter ihnen das was der Menſch gegen alle die Neben- und Mitgeſchöpfe iſt von denen er Künſte gelernt hat. Er kam zuletzt, ſah jedem ſeine Art ab, und übertrifft oder regiert ſie alle.

Zu dieſem Zweck haben wir ein vortreffliches Mittel in unſrer Gewalt, unſre Sprache; ſie kann uns das ſeyn was dem kunſtnachahmenden Menſchen die Hand iſt. Man rühmt den ſklavoniſchen Sprachen nach daß ſie zur Nachbildung fremder Idiome in jeder Wendung, in jedem Uebergange geſchickt ſeyen; die deutſche Sprache hat dieſe Fähigkeit vor allen Töchtern der lateiniſchen, ſelbſt vor der engliſchen Sprache. Alle dieſe ſind von Zwitternatur; aus ihren engern oder weiteren Schranken können ſie nicht hinaus, um ſich einer fremden Sprache nur einigermaßen zu bequemen. Vor allen iſt die franzöſiſche Sprache die gebundenſte, die gleichſam gar nicht überſetzen, gar nicht nachbilden kann; eine ewig Ungetreue, muß ſie alles nur auf ihre, d. i. auf eine ſehr mangelhafte Weiſe ſagen. Die deutſche Sprache, unvermiſcht mit andern, auf ihrer eignen Wurzel blühend und eine Stiefſchweſter der vollkommenſten, der griechiſchen Sprache, hat eine unglaubliche Gelenkigkeit ſich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geiſte, ſelbſt den Sylbenmaßen fremder Nationen, ſogar Griechen und Römern, anzuſchließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes eigenthümlichen Geiſtes wird ſie gleichſam eine neue, ihm eigne Sprache.

Mithin halte ich's nicht nur für keine Schande wenn man uns Nachahmung vorwirft, vielmehr vermehrt es den Reichthum unſrer Gedanken und Wendungen, unſrer Vorſtellungs- und Sprachweiſen, wenn wir, wie keine andre Nation thun kann, die Geſtalt

fremder Idiome mit überlegendem Verſtande und weiſer Hand nachbilden. Möge Hagedorn dem Horaz, dem Pope, Chaulieu, und vielen andern die er nicht verſchwiegen, möge Gleim dem Anakreon und, wenn man will, auch dem Aeſop, Phädrus, Tyrtäus, Moncrif, Bernard u. ſ. nachgeahmt haben; ahmten ſie als Männer nach, alſo daß ihre Nachbildung in unſrer Sprache ein Werk war, um ſo beſſer; ſo haben ſie ihre Nation mit vortrefflichen Denkweiſen mehrerer Geiſter und Völker bereichert. Einem reichen Dichter unſrer Sprache hat man nachgerechnet daß er in Homers, Pindars, Xenophons, Lucians, Arioſts, Cervantes, Pope, Fieldings, Sterne, ſogar des Königes Davids und der Sultanin Scheherazade Art und Manier Pſalmen und Märchen, Helden- und Lehrgedichte, epiſche Geſänge und Romane geſchrieben, gedichtet und geſungen habe. Deſto beſſer! Um ſo reicher ſind wir durch ihn worden. Die Ananas, die tauſend feine Gewürze in ihrem Geſchmack vereint, trägt nicht umſonſt eine Krone.

52.

Und wäre es denn wahr daß die Deutſchen ſo ganz charakterlos nachahmen? Das mindeſte Gefühl des Genius unſerer Sprache und unſerer Schriften zeigt etwas anders von den urälteſten Zeiten her.

Leſet Otfried, leſet das alte Siegslied unter Ludwig; der gutmüthige und biedre Charakter der Nation iſt ſchon durchaus kennbar. Er iſt's in den lateiniſchen Schriftſtellern der mittleren Zeiten, wie in unſern altdeutſchen Sprüchwörtern, Apophthegmen und Reimen. Allenthalben findet ihr altdeutſchen Witz und Verſtand in den kürzeſten ungekünſtelten Worten. Wer am Charakter der deutſchen Nation zweifelt, darf irgend nur ein Wörter- oder Sprüchwörterbuch, Agricola, Frank, Zinkgräf, Lehmann oder eine Sammlung von Geſchichten, Lehrſprüchen, Liedern, Fabeln

und Erzählungen durchgehen. In Trimberg, Kaisersberg, Brandt, Luther, Rollenhagen, Opitz, Logau, Dach, Tscherning u. s. spricht dieser verstand- und lehrreiche Genius auf allen Seiten. Vergleicht unsere deutschen Minnesinger mit den Provenzalen. Nicht nur von Seiten der Sitte gewinnen die unsern, sondern oft auch in Rücksicht der innigen Empfindung. In Süden, wenn ihr wollt, ist mehr Lustigkeit und Frechheit; hier mehr Liebe und Ehre, Bescheidenheit und Tugend, Verstand und Herz.

Rechtliche Ehrlichkeit also, Richtigkeit in Gedanken, Stärke im Willen und Ausdruck, dabei Gutmüthigkeit, Bereitschaft zu helfen und zu dienen — dieß ist die Gemüthsart unseres Volks, die es auch im Nachahmen, selbst im ungeschickten Nachahmen des Fremden, nie verläugnen konnte. Denn woher fiel das Nachahmen der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben zu ehrlich, meinten, so wurden sie oft getäuscht und betrogen. Die ganze Nachahmungssucht der Deutschen rührt von ihrer Gutmüthigkeit her. Sie dachten zu bescheiden von sich, und wollten immer lernen, auch wo sie allenfalls lehren konnten. Der üble Geschmack in den sie sich zu Hofmannswaldau und Lohensteins, zu Talanders, Weise und Menantes Zeiten stürzten, rührte von ihrer gutmüthigen Gefälligkeit gegen die sogenannten Leute von Welt, gegen ihre Großen und Hofleute her, die in diesem üblen Geschmack das Paradies fanden. Besters, Königs, Heräus, Neukirchs Kanzleipoesien gingen auf eben diesem plattgetretenen Hofwege ins Verderben.

Sobald aber der deutsche Verstand wieder zu Kräften kommen konnte, zeigte sich sogleich unsere Gemüthsart wieder; Ueberlegung, Biederkeit und Herz. Welche kindliche Gutmüthigkeit herrscht z. B. in Brockes' Schriften! Wie ein Liebhaber an der Geliebten hängt er an einer Blume, an einer Frucht, an einem Gartenbeet, einem Thautropfen! Mit überströmender Wortfülle malt er seinen Gegen-

ſtand voll Liebe und Bewunderung, um ja keine andern als gutmüthige Empfindungen zu erregen. Gegen Cowley's Beſchreibung von Pflanzen und Blumen werden wir unſern Brockes nicht tauſchen.

Die Poeſie der Niederſachſen ging auf eben dem Wege fort. Hagedorn iſt ihr ſchöner claſſiſcher Gipfel. Lege man mir Waller, Denham, Gay, Roscommon, Dorſet und noch eine Reihe ſolcher Helden zuſammen; Hagedorn bleibt mir. Wir haben in ihm die Blüthe von hundert lehrreichen, angenehmen, moraliſchen, fröhlichen Dichtern.

Ihm gegenüber ſteht Haller, der eine Alpenlaſt der Gelehrſamkeit auf ſich trug. Was von Haller mit Pope verglichen werden kann, iſt über Pope, was aus Pope's lebendiger Welt an ſeinen Satiren und Charakteren in ſeinem Reimgeklingel daſteht, würde Haller redlicher aufgeſtellt haben. Bewahre uns die Muſe vor Dichtern, bei denen Verſtand ohne Herz, oder Herz ohne Verſtand iſt. Zwei Pope'ſche Gedichte wünſchte ich indeſſen meinem Vaterlande wohl eigen, ſeinen Verſuch über den Menſchen und über die Kritik. Ich habe nicht den mindeſten Zweifel daß wir beide beſſer, als Pope ſie ſchrieb, zu ihrer Zeit bekommen werden. Unſeres Hallers Gedichte ſind ein Richtmaß der Sitten, ſowie der Wiſſenſchaft und Gedenkart. Man kann von ihnen und den Werken mehrerer deutſchen Dichter ſagen daß kein falſcher Gedanke (Religionsvorſtellungen etwa ausgenommen) in ihnen ſey; welches man von wenig ausländiſchen Dichtern ſagen möchte. Wie Hallers Ode auf die Ewigkeit iſt, erſcheint nichts ähnliches in Pope.

Und noch hatte Haller außer ſeinen großen Verdienſten um mehrere Wiſſenſchaften ein Glück, deſſen ſich der Engländer nicht rühmen konnte, er ward, wie Opitz, der Vater eines beſſern Geſchmacks in Deutſchland, da Pope nichts anders als Drydens und mehrerer Vorgänger feinerer Nachgänger war. —

Ohne Zweifel erwarten Sie nicht daß ich jede gutmüthige Bemühung der Deutſchen nach Jahren durchgehen ſoll, wie ſie z. B. den Verſtand und Witz ihrer Landesleute bald beluſtigten, bald erweiterten oder dazu hieher und dorther beitrugen. Jeder that was er thun konnte; und Gellerts, Cramers, der beiden Schlegel, Rabener u. a. guter Wille wird dabei gewiß aufwiegen können was die Richer, la Motte und J. B. Rouſſeau oder die Kings, Philipps u. ſ. auswärts geleiſtet haben. In ihrer Lage ſind mir die Namen Lange und Pyra werther als hundert ſchreibſelige Namen ſpäterer Zeiten.

Kleiſt kommt; und wer verkennete an ihm ſein deutſches Herz, ſeinen edeln Charakter? Als Künſtler der Poeſie, dazu in mancherlei Arten, möchte ich lieber Thomſon ſeyn, Thomſons inſonderheit ſeit er Italien geſehen hatte; aber als Menſch und Dichter gilt es keine Frage. Kleiſts Herz lebt in ſeinen Gedichten, in ſeinem Frühlinge, in mehreren ſeiner Oden, in ſeinem Geburts- und Grabesliede, in ſeiner Sehnſucht nach Ruhe, in Ciſſides und Paches. Nach ſeinem Seneca wollen wir ihn nicht meſſen; aber den edlen Geiſt, das patriotiſch-menſchliche Gemüth, das mitten unter Kriegesſcenen in dieſe kleinen Gedichte wie in ein Aſylum floh und jetzt darin wie in einer zerſtückten Urne ſein ewiges Denkmal findet, wollen wir werth halten und lieben.

Ihm füge ich Leſſing und Gleim bei. Des erſten Genius lebt in jeder Zeile ſeiner Schriften, zumal in ſeinem Nathan; und in Gleims Schriften ſchläget gewiß ein Herz vom wahreſten deutſchen Charakter. Zu ſeinen Kriegsliedern war Leſſing der Vorredner; in ſeinen Fabeln, Liedern und mehreren ſeiner Gedichte verbinden ſich Muth und Treue, Freundesgefühl, Einfalt und Stärke. Klopſtocks Ode an Gleim iſt ein Bild des Dichters und ſeiner Gedichte.

Man iſt gewohnt Klopſtock den deutſchen Milton zu nennen;

ich wollte daß beide nie zuſammen genannt würden, und wohl gar daß Klopſtock den Milton nie gekannt haben möchte. Beide Dichter haben heilige Gedichte geſchrieben; ihre Muſe aber iſt nicht dieſelbe. Wie Moſes und Chriſtus, wie das alte und neue Teſtament ſtehen ſie einander gegenüber. Miltons Gedicht ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude; Klopſtocks Gedicht ein Zaubergemälde, das in den zarteſten Menſchenempfindungen und Menſchenſcenen von Gethſemane aus über Erd und Himmel ſchwebet. Die Muſe Miltons iſt eine männliche Muſe, wie ſein Jambus; die Muſe Klopſtocks eine zärtere Muſe, die in Erzählungen, Elegien und Hymnen unſere ganze Seele, den Mittelpunkt ihrer Welt, durchſtrömet. In Anſehung der Sprache hat Klopſtock auf ſeine Nation mehr gewirkt als Milton vielleicht auf die ſeinige wirken konnte; wie er denn auch ungleich vielſeitiger als der Britte über dieſelbe gedacht hat. Eine ſeiner Oden im Geſchmack des Horaz iſt nach dem Richtmaß der Alten mehr werth als ſämmtliche hochaufgethürmte brittiſche Odengebäude. — Daß Klopſtock zu ſeinem Hermann einen Gluck fand, daß er durch ſeine Geſänge ihn und andere ſeines Geiſtes zu dieſer Gattung einfacher Muſik weckte, gehöret mit zu den glücklichen Begegniſſen ſeines Lebens; dem blinden Barden in Britannien ward mit ſeinem Lycidas und Samſon dieß Glück nicht. Wenn überhaupt die Muſe der Tonkunſt in der Einfalt und Würde, die ihr gebühret, zu uns zurückzukehren würdigte — weſſen Worte würden ſie freundlicher hernieder zaubern als Klopſtocks? —

Wollten wir die goldenen philoſophiſchen Oden unſers Uz gegen die Oden des Cowley, Hagedorn gegen Waller, Cronegks beſſere Gedichte gegen Prior, Witthof (in ſeiner erſten Ausgabe) gegen Akenſide, Gerſtenberg ſelbſt gegen Otway und Waller vertauſchen? Ich bleibe bei meinen Landsleuten; bei wenigerm Glanze der Kunſt iſt in ihnen mehr Gemüth, mehr wahre Em-

pfindung. In allen Liedern die von unserer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sey, in Claudius, Hölty, Stolberg, Jacobi, Voß, Schiller ist der Charakter unserer Nation, Gemüth, kennbar. —

Selbst die Art wie sich die Deutschen fremder Erscheinungen angenommen haben, zeigt die Herzlichkeit ihres Charakters. Wo ist dem Milton und Ossian wärmer gehuldigt worden als in Deutschland? Stand in England jemand auf der sich des galischen Sängers angenommen hätte, wie Denis? den er beseelt hätte wie z. B. Kosegarten und mehrere unserer Landsleute? Nehmet eine ausgewählte Sammlung deutscher Lieder und stellet sie der besten englischen entgegen; an innerem Werthe, wohin wird die Wage sinken? Ihre Gesänge der Empfindung sind meistens schottische Lieder.

Gern nenne ich noch zusammen Wieland und Geßner. Den ersten hat man sehr unzeitig mit Voltaire verglichen, mit Voltaire, der bei dem hellesten Kopf und der schlauesten Gewandtheit doch nur ein witziger Satyr war, und zwar im Grunde nur in einer Manier des Witzes, die er tausendfach zu verändern und nach dem Geschmack seines Zeitalters, ja wo möglich jeder Person in demselben, zu modificiren wußte. Die Muse unseres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt die er annimmt gewiß einen edleren Zweck hatte als uns bloß witzig zu amüsiren. Ein ächter Jünger jener alten gaya ciencia, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sicilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geist der Sokratischen Schule verließ ihn selten; denn seine oft mißverstandene Philosophie ist am Ende doch Weisheit des Lebens.

Warum ist Geßner von allen Nationen die ihn kennen lernten mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst Einfalt, Natur und Wahrheit. In Darstellung einer reinen

Humanität ſollte ihn ſelbſt das Sylbenmaß nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft ſchwebt, läſſet er ſich in ſeiner poetiſchen Proſe oder proſaiſchen Poeſie jetzt auf blühende Fluren hinab, jetzt ſchwinget er ſich in die goldenen Wolken der Abend- und Morgenröthe, bleibet aber immer in unſerm blauen Horizont geſellig, froh und glücklich. Mit Kindern ward er ein Kind, mit den erſten Menſchen einer der erſten ſchuldloſen Menſchen, liebend mit den Liebenden und ſelbſt geliebt von der ganzen Natur, die ihm in ſeiner Unſchuld ihren Schleier wegzog. Gerade der einfachſte Dichter, deſſen ganze Manier Verbergung der Kunſt war, iſt unſer berühmteſter Dichter worden, und hat manche Ausländer mit dem ſüßen Wahne getäuſcht als ſey alle unſere Poeſie reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit.

53.

Bei der gutmüthigen Lehrhaftigkeit, die Sie den Deutſchen zuſchreiben, vergeſſen Sie daß Form das Weſen der Poeſie iſt; und wer begreift ſchwerer was Form ſey, wer kann ſich in ſie minder fügen, geſchweige ſich dieſelbe an- und zubilden, als ein Deutſcher? Unſer Leben, unſere ganze Verfaſſung iſt ja Unform.

Ihr gelehrter Opitz überſetzte aus allen Sprachen; aber wie ſchwer! wie einförmig! Leſen Sie ſeine Antigone, ſeine Trojanerinnen, ſeinen Apoll und Daphne (eine italieniſche Oper), ſeine Sonette und Sinngedichte; wie ſchwer und einförmig!

Zweitens. Kritik muß die Poeſie als Kunſt ausbilden; was iſt aber Kritik bei den Deutſchen? Eine verpachtete Bude, eine verachtete Läſterſchule. Was iſt vom Geſchmack einer Nation zu halten, die auf ihren Richterſtühlen des Geſchmacks namenloſe feile Lictoren verehret? Was iſt von ihrer Gutmüthigkeit zu halten wenn ſie falſch Maß und Gewicht des Urtheils öffentlich duldet?

Endlich ſcheinet's daß die deutſche Poeſie auf die von Ihnen angezeigte Weiſe eine Kinderpoeſie ſey und ſeyn werde. Sie unterhält uns mit ſchönen Bildern und Abſtractionen; oder zaubert uns in ein Arkadien voll Unſchuld, Liebe und Einfalt, das nirgend iſt als in der Phantaſie der Dichter. Es iſt alſo leicht zu begreifen daß Männer von Geſchäften und reelldenkende Menſchen ſich mit Phantaſtereien ſolcher Art wenig abgeben werden. Sie ſind Spielwerke der Weiber und Kinder, überhaupt aber excentriſcher, müßiger Menſchen.

54.

Form iſt vieles bei der Kunſt, aber nicht alles. Die ſchönſten Formen des Alterthums belebet ein Geiſt, ein großer Gedanke, der die Form zur Form macht, und ſich in ihr wie in ſeinem Körper offenbaret. Nehmt dieſe Seele hinweg, und die Form iſt eine Larve.

Vollends poetiſche Form iſt vom Gedanken und von der Empfindung dergeſtalt abhängig daß ohne dieſe ſie wie ein ſchöngezimmerter Block daſtehet; denn Poeſie wirkt durch Rede. Rede aber enthält nicht nur, ſondern ſie iſt eine Folge von Gedanken. Ohne dieſe iſt das ſchönſte Sonett ein Klinggedicht; nichts weiter. Soll ich wählen Gedanken ohne Form, oder Form ohne Gedanken, ſo wähle ich das erſte. Die Form kann meine Seele ihnen leicht geben.

Und wären die Deutſchen denn von jeher ſo formlos geweſen? Bei den Minneſingern finde ich dieß nicht; bei Reinecke dem Fuchs noch minder. Ihre alten Lieder, Sprüche und Erzählungen haben eine ſo gedrungene, oft ſo geiſtige Form, daß es ſchwer ſeyn würde ein Wort hinzuzuthun oder hinwegzunehmen. Opitzens Manier iſt freilich einförmig; Dank ihm aber für dieſe Einförmigkeit, die zum Zweck hatte uns bei der Scanſion der Sylbenmaße feſtzuhalten. Hätte er ſich wie ſeine Vorgänger an der bloßen Declamation

gereimter Verſe begnügt, ſo wäre er freilich abwechſelnder worden; er hätte uns aber auch auf den Irrweg aller der Nationen geführt die bis auf den heutigen Tag noch keine ächte Quantität der Sylben haben. Unſere Sprache gebietet gleichſam Form, mehr als irgend eine andere; die franzöſiſche, die engliſche Sprache ſind, mit ihr verglichen, in der Poeſie formlos; denn nur Willkür und Uebereinkunft hat bei ihnen hier dieſe Art des Reims, dort jene Regel des Geſchmacks feſtgeſtellt, die der Sprache ſelbſt nach unbeſtimmt waren. Unſere Sprache ſtrebt der ſchwerſten, zugleich aber auch der ſchönſten und beſtimmteſten Form nach, der Form der Alten.

Zuerſt verſuchten wir dieſes lyriſch; wer iſt, der eine Ode Uz, Klopſtocks, Ramlers formlos nennen dürfte? Der letztgenannte Dichter hat in dem was Form der Sprache iſt, in Oden, Liedern, Cantaten, Idyllen und Sinngedichten ſo viel geleiſtet, und an den beliebteſten Formen eigener und fremder Werke ſo oft gebeſſert, daß des Boileau Feile gegen die ſeinige ein ſtumpfes Werkzeug ſcheinet. Klopſtocks kleinſte Ode, Gerſtenbergs kleinſtes Gedicht iſt eine lebendige Form; und wer hat uns mehrere und angenehmere Formen gegeben als unſer Götz? den man den vielförmigen nennen könnte. Auf jedem Hügel des Helikons ſuchte ſeine Muſe die zarteſten Blumen, und band ſie auf die vielfachſte zierlichſte Weiſe in Kränze und Sträußchen. Sanft ruhe die Aſche dieſes während ſeines Lebens unbekannt gebliebenen Dichters! mit jedem Frühlinge blühe fortan ſein Andenken auf!

Sind Kleiſts ſämmtliche kleine Gedichte ohne Form? Sind Wielands Erzählungen, vom leichteſten Märchen bis zu ſeinem Agathon und Oberon hinauf, formlos? Leſſings Stücke vom Epigramm und Liede bis zu ſeiner Minna und Emilie, Philotas und Nathan, jede Fabel und Parabel, ja ich möchte ſagen jedes Urtheil und Fragment dieſes ſcharfſinnigen Weiſen hat Form und iſt Form, auch wo er vielleicht irret, auch wo er nur lernte.

Ein anderer Dichter hat ſich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmloſe genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darſtellung ſeiner Charaktere, Goethe. Sein Berlichingen iſt ein deutſches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutſche Reich iſt; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem ſeiner ſpäteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichteſten Umriß zu ihrer Art vollendet. So ſein Clavigo, ſeine Stella, ſein Egmont, Taſſo und jene ſchöne griechiſche Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er wie Sophokles den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie ſein Fauſt, ſein Kophtha; auch andere Gedichtarten ſind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach dieſen und andern Productionen, auch in Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, die Poeſie der Deutſchen formlos nennen will, der zeige mir unter Italienern, Spaniern, Franzoſen und Engländern beſſere Formen. Wenn an mehrere ihrer Dichter das Richtmaß gelegt würde, das Leſſing in einigen Stücken an Corneille und Voltaire legte, wo bliebe Form und Umriß?

Bei dem allen aber komme ich auf den Anfang meines Briefes zurück: Form iſt nicht alles in der Dichtkunſt, auch muß man einer Nation Formen nicht aufdringen die ihr durchaus fremd ſind. Was in der Welt ſchadete es uns wenn wir keine italieniſche Oper oder keine engliſche Komödie hätten? Dieſe mit allen ihren humoriſtiſchen Launen und Charakteren iſt bei uns in der Natur nicht da; und ich ſehe kein Uebel darin daß ſie fehle; auch iſt die ganze Wirthſchaft dieſer Komödie keine deutſche Haushaltung. Wer verbände uns alſo fremde Caricaturen anzuſtaunen und aus ihnen ein erzwungenes Vergnügen zu ſchöpfen? So die kleine italieniſche Oper; ſie will in Italien geſungen und geſpielt ſeyn. Wo ſie dieß nicht werden kann, was iſt natürlicher als daß, trotz der beſten Muſik, ein fremdes Volk, an ihrem fremden oft unbedeutenden Inhalt, an Ränken und

Scherzen, die bei ihm nicht in Gebrauch ſind, keinen Geſchmack findet? Der angenehme Müßiggang, das dolce far niente, bei dem man ſich öffentlich auch an Poſſen als an Kunſtſtücken vergnügt und die Zeit hintändelt, iſt unter unſerm härtern Himmel nicht zu Hauſe. Wer aus einem mühſeligen Leben ins Schauſpiel tritt, will ſich nicht bloß an der Form als an einem Kunſtſtück freuen, ſondern durch etwas innigeres geweckt ſeyn. Viele Kunſtproducte fremder Nationen ſind Kinder der Ueppigkeit und eines Verderbens der Sitten, von dem glücklicherweiſe manche Provinz unſerer arbeitſeligen Nation noch nicht weiß; ſollen wir ihr dieſe Producte mit den Urſachen wünſchen die ſie erzeugten, und den Geſchmack an ihnen verbreiten? Führet einen geſunden jungen Mann, ein geſundes keuſches Mädchen, in die Kammer des abgelebten Lüſtlings oder der feilen Unzucht; werden ſie, denen ein beſſerer Trieb im Herzen ſchlägt oder ſich in leiſen Wünſchen reget, an den frechen Reizungsmitteln dieſer Ausgearteten und Abgeſtorbenen Vergnügen finden, oder ſie mit Entzücken anſehen? Schonet der Unſchuld unſerer Nation, wenn ihr ſie auch eine dumme Unſchuld nennen ſolltet; beim belohnenden Gefühl ihrer Geſundheit will ſie gern mancher lüſternen Form entbehren. Jedes Volk hat ſeinen Kreis des Wohlanſtändigen in ſittlichen Begriffen und Gefühlen, aus welchem es keine erjagte Licenz eines fremden Volks reißen muß.

Daß übrigens die feine Komödie bei uns manche Schwierigkeiten findet, iſt unläugbar, aber auch ſehr erklärlich. Erziehet die Nation, und ſie wird auch an feineren Zügen der Sittlichkeit Geſchmack finden. Da jetzt alles ſich leſend vergnügen will, meiſtens aber das Schlechteſte lieſet, wären nicht hundert Mittel da dieſe Leſereien aufs Beſſere zu leiten? Bedienet euch nur einiger dieſer Mittel und das Verderben iſt noch abwendbar. Sehr undeutſch wäre es, wenn bei uns die Moralität ein verſpotteter Name würde; der alten Sitte nach gehört ſie mit zu unſerm Charakter und kann uns durch

nichts erſetzt werden. Uns fehlet Witz und leichte Natur, uns fehlt ein ſchöner Himmel, die Unmoralitäten nur einigermaßen luſtig und leidlich zu machen; deutſche Ueppigkeit war daher von jeher grob, weil ſie in unſer Klima, in unſere Lebensart und überhaupt zum deutſchen Charakter nicht gehöret.

Laſſen Sie mich dieſen Brief noch mit dem Andenken eines fröhlichen Dichters ſchließen, der uns unvergeſſen ſeyn ſollte, Zachariä. Seine komiſchen Epopöen, ſeine lyriſchen und muſikaliſchen Gedichte enthalten in einer leichten Form ſo viel ſchönes und bei einer glücklichen Natur ein ſo geſelliges Leben, daß ich ſie ſtatt mancher neueren Ziererei jungen Leuten in die Hand wünſchte. Und nun zur Kritik der Deutſchen.

55.

Mangel an Kritik ſollte die Krankheit nicht ſeyn an der der Deutſche litte; unſere Langſamkeit, unſere ruhige Ueberlegung macht uns, dächte ich, zu gebornen Kunſtrichtern.

Geſunder Verſtand war von jeher das Lob nach welchem der Deutſche ſtrebte. Hundert Sprüchwörter und Redarten unſerer Sprache zeigen daß wir auch im gemeinen Leben es auf ein Richtmaß der Sitten treu und ehrlich anlegten.

Und wir hatten Muth unſer Urtheil zu ſagen. Die Reformation, die von Deutſchland ausging, war eine laut- und ſcharfgeſagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unfugs. Solange dieſe Streitigkeiten dauerten, übten wir Kritik angriffs- und vertheidigungsweiſe; andere Nationen folgten uns nach.

Und zwar thaten wir dieß (wenige, vielleicht nöthige Fälle ausgenommen) mit einer Beſcheidenheit in der uns andere Nationen eben nicht nachfolgten. Unter allen Reformatoren der Philoſophie z. B. war Leibnitz der beſcheidenſte Reformator. Alle Syſteme der Alten, glaubte er, ließen ſich vereinigen, weil in jedem etwas

wahres und vorzügliches ſey'; eine ſolche friedliche Vereinigung war von Jugend auf der Lieblingsplan unſeres Weiſen. Mit unüberwindlicher Gelaſſenheit ſtellete er ſeine Meinungen mit den Meinungen Des-Cartes, Shaftesbury, Locke, Newton's zuſammen; vor ſo parteiiſchen Ohren der letzte Streit geführt ward, blieb ſeine Kritik dennoch eben ſo feſt als beſcheiden. Ich bewundere die Geduld die er ſich zu Vereinigung der Kirchen in Beantwortung theologiſcher Zweifel nahm; er antwortete jedem wie er's faſſen und ertragen konnte.

Mit Leibnitz ſtarb dieſer Geiſt philoſophiſcher, friedlicher Kritik nicht aus; auch Wolf und ſeine Schüler erwieſen ihn ſelbſt gegen ihre bitterſten Feinde. Allen Freunden der Leibnitziſchen Denkart iſt eine geſunde Kritik heilig, weil ſie ſich in der Mathematik an Genauigkeit der Begriffe und des Ausdrucks gewöhnt haben und keine menſchliche Wiſſenſchaft verachten. Der friedliche Alexander Gottlieb Baumgarten ward mit ſeiner ſeltenen faſt ängſtlichen Präciſion, ohne daß er's wußte und wollte, der Vater einer Schule ächter Kritik, auch der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte in Deutſchland. Lambert und Kant haben ihre Architektonik und Kritik an ſeinen Lehrbüchern geſchärfet. —

Wie nun? und dennoch hätte Ihr Vorwurf Grund, daß eben in dieſem Felde, der Region des Geſchmacks und Vortrages, in Deutſchland eine parteiiſche Kritik mit falſchem Maß und Gewicht handle? Sie klagen die Gutmüthigkeit unſerer Nation an, die ſich alles gefallen laſſe, alles ertrage und dulde. — Mich dünkt, die Geſchichte der Zeit gebe hierüber einige Auskunft.

Als Opitz, Logau, Tſcherning u. ſ. im beſſern Geſchmack zu ſchreiben anfingen, warfen ſie ſich nicht zu Richtern jedes fremden Geſchmacks auf; ihre Werke waren Kritik; die Anweiſungen die Opitz und ſeine Nachfolger gaben, betrafen meiſtens nur Sprache und Verskunſt.

Und ſie haben hierin auf eine friedliche Art viel geleiſtet. Wenn

ich Schottels, Stielers, Frisch, Bödikers, Wachters, Haltaus u. a. stille Verdienste um unsre Sprache mit den heftigen und nutzlosen Streitigkeiten unwissender Schriftsteller in den folgenden Zeiten vergleiche, so sehe ich dort fleißige Ameisen und Bienen zusammentragen, hier laute Wespen schwirren und stechen. Es ist wahr, man lobte sich damals etwas zu viel unter einander; die Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft, des Blumen- und Schwanenordens u. s. munterten sich einander durch gegenseitiges, oft zu reiches Lob auf. War dieß indessen nicht sehr verzeihlich? Nach so langen Trübsalen theologischer Streitigkeiten und des dreißigjährigen Krieges freueten sich diese alten Kinder daß sie auch eine Sprache hätten in der sie schreiben und reimen könnten; und ist nicht viel, viel gutes durch die Mitglieder dieser Gesellschaften bewirkt worden? Wie viele schreiben denn jetzt in Prose wie Zinkgräf, Opitz, Harsdörfer, Rist, Lohenstein u. a. schrieben? — Lasset uns doch die guten Bemühungen unsrer Vorfahren nicht verkennen! Auch über uns wird man einst als über Vorfahren richten.

Es ist schon bemerkt worden daß an der französischen Sprachenmengerei und an dem italienisch falschen Geschmack, der im Anfange unsres jetzt abgehenden Jahrhunderts einriß, eigentlich die deutschen Höfe Schuld waren. Ihnen bequemten sich die Schriftsteller; und auch Leibnitz, der zu Fortbildung der deutschen Sprache so vortreffliche Grundsätze nicht nur hatte, sondern auch bei der Akademie in Gang bringen wollte, auch Er schrieb ein Deutsch das seiner Zeit gemäß war. Noch mehr fröhnten Christian Thomasius, Tenzel u. a. diesem Geschmack, der damals für Artigkeit galt; daher Thomasius die gesunde Kritik die er an die Rechtswissenschaft und andre Scienzen wandte, auf den Geschmack nicht anwenden konnte. Canitz, als Hofmann, gab nur durch seine Gedichte, deren wenigste leider zu uns gekommen sind, ein besseres Muster.

Der erste der mit scharfen Pfeilen auf den Lohensteinischen

Geschmack losging, war meines Wissens Wernike, ein Preuße. In England und Frankreich an einen bessern Geschmack gewöhnt, wollte er sowohl durch seine Sinngedichte (Ueberschriften), als durch die Anmerkungen mit denen er sie begleitete, diesen auch den Deutschen zu kosten geben. Nicht mit vielem Erfolg, denn seine Ueberschriften waren hart, und die Anmerkungen doch nur Spöttereien. Sollte man an jene, die Ueberschriften nämlich, das Maß der Griechen und Römer legen, wie viel Ueberwitz, wie mancher falsche, erzwungene Zierat müßte hinweggethan werden, auf welchen er doch, wie die verschiedenenen Ausgaben derselben zeigen, selbst den mühsamsten Fleiß gewendet. Also war auch sein Geschmack bei weitem nicht rein und vollendet.

Die Hofverse dauerten fort bis fern von Höfen in seinem Garten Brockes die Natur, und eben so fern von Höfen Bodmer und Breitinger Sitten malten. Immer bleibt Deutschland diesen Reformatoren des Geschmacks, sowie den Hamburgischen Patrioten Dank schuldig; sie thaten was sie zu ihrer Zeit thun konnten. Breitingers Dichtkunst und Abhandlungen zeigen durchaus einen Kenner der Alten, der seinen Geschmack an ihnen bewährt hat; auch Bodmers Bemühungen aus neueren, sowohl ausländischen, als unserer alten deutschen Sprache uns einen größeren Reichthum an Gedanken, Bildern, Fabeln, Einkleidungen und Ausdrücken als Kunstrichter und Dichter zuzuführen, haben ihren Zweck nicht verfehlet. Er hat viel aufgeregt, und sich fast über Vermögen bemühet, indem er bis in sein greises Alter wie der frischeste Jüngling an jedem neuen Product unsrer Sprache theilnahm.

Warum aber mußte diese Kritik, die doch Philosophie ist, und ein besserer Geschmack am Schönen und Guten durch einen unwürdigen Federkrieg eingeführt werden? That nicht auch Gottsched was er thun konnte? Die Weisesten in diesem Streit, Haller und Hagedorn, schwiegen. Der erste hat auch als Prosaist so viel

Verdienst um den bessern Geschmack im Vortrage der Wissenschaften, daß ihm auch die deutsche Kritik vielleicht den ersten Kranz reichet. Mitten unter stürmischen Factionen brachte er ein schmales Blatt deutscher Kritik unter den Schutz einer Societät der Wissenschaften selbst, und gründete ihm dadurch nicht nur Unparteilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth, sondern auch Theilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem sind die Göttingischen gelehrten Anzeigen nicht nur Annalen, sondern auch Beförderinnen und, ohne ein Tribunal zu seyn, consularische Fasten und Hülfsquellen der Wissenschaft worden, zu denen man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch libysche Wüsten zum stillen kenntnißgebenden Orakel der Wissenschaft reiset, und dabei immer noch Hallers und seiner Nachfolger Namen segnet.

Die Drommete war erklungen; es war bestimmt daß der bessere Geschmack der Deutschen im Schlachtgetümmel empfangen und geboren werden sollte. Wo zwei streiten, gewinnet der dritte. Nikolai schrieb seine Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, mit Uebersicht der Fehler von beiden Seiten; denn schon hatten während dieses langen Streits mehrere Schriftsteller von Genie das worüber man stritt durch die That entschieden. Lessing war einer von ihnen. Seine mancherlei Vorzüge an Kenntnissen, Geschmack und Schreibart gaben ihm ohne sein Wollen das natürliche und erworbene Recht, durch ein weniges der Anfang zu vielem zu seyn, das wohl nicht sein Plan war. Durch Nikolai, Mendelssohn und ihn fing die Bibliothek der schönen Wissenschaften, durch ihn, Mendelssohn und Nikolai fingen die Literaturbriefe an: unstreitig mit einem Urtheil von feinerer Bestimmtheit, in einem größeren Umfang von Ideen und einer schärferen Unparteilichkeit als jene Parteien geäußert hatten. Der Bibliothek nahm sich, nachdem ihre Urheber vom Werk abtraten,

ein Schriftſteller an, der als dramatiſcher und lyriſcher Dichter unſrer Nation werth geworden iſt, Weiße. Winckelmann, Hagedorn, Heyne, Garve u. a. machten ſie, eine Reihe von Jahren hindurch (in den neueſten Jahren kenne ich ſie nicht), zu einer Leiterin des guten Geſchmacks, die uns zugleich das Merkwürdigſte fremder Nationen bekannt machte. Die Literaturbriefe, zu welchen, nach Leſſings Entfernung, Abbt beitrat, thaten dadurch einen merklichen Schritt weiter daß ſie bei ſtrengem Tadel ſelbſt oft eigene beſſere Ideen entwickelten und in der gewählten Form einer Privatcorreſpondenz keine Orakel der Welt ſeyn wollten. Leſſing inſonderheit war ein beſcheidner, gegen andre, auch wo er es nicht ſeyn durfte, ein nachgebender Mann, und Mendelsſohn, wenn ihn die Jünger der zehnten neuern Philoſophie als Philoſophen ganz zum Kinde werden gemacht haben, wird in der philoſophiſchen Kritik Deutſchlands lange noch als ein ſchätzbarer, verdienter Name gelten.

Was nach dieſen Zeiten geſchehen ſey, weiß ich nicht, da ich außer einem kleinen Blatt gewöhnlich kein kritiſches deutſches Journal leſe. Vernommen habe ich daß man ſeitdem alles umfaſſet und dazu aus allen Ecken Kunſtrichter verſammelt habe; wie ſie gerichtet haben, wie ſie richten und richten werden, iſt mir völlig fremde. Zu beklagen wäre es freilich wenn auf dieſem Wege alle Kritik in Deutſchland Gewicht und Glauben verloren hätte, welches ich aber weder hoffe noch glaube. Laß es ſeyn daß zuweilen unbärtige Jünglinge denen, von denen ſie gelernt hatten, das Kinn raſiren, um doch auch an ihnen berühmt zu werden; jeder honette Mann, der da ſieht wie mit ſeinem Nachbar gehandelt wird, und wer alſo handelt, wird ſich allmählich aus dieſen anonymiſchen Beckenſtuben zurückziehen, und ſo thut auch hier die Zeit ihr Werk; ſie übt eine ſcharfe Kritik an der Kritik der Zeiten.

Wir, meine Freunde, die wir nicht zu Dictatoren der ſinkenden Republik wegen beſtellet ſind, wollen von uns ſelbſt, von den Alten,

von unſern Freunden und Feinden und von jedem lernen der Gründe gibt und mit offnem Viſier redet.

56.

Auch die Kritik iſt ohne Genius nichts. Nur ein Genie kann das andre beurtheilen und lehren. Nur der der ſelbſt Kenntniſſe hat und Kräfte zeigt, kann Kräfte wecken und Kenntniſſe befördern.

Seit geraumer Zeit, wie unbekannt ſind wir z. B. mit den ſchätzbarſten Producten des Auslandes ſelbſt im Felde der Kritik geblieben! Leſſing überſetzte Wartons Verſuch über Pope; der zweite Theil, im Jahr 1782 erſchienen, iſt uns auch nicht im Auszuge bekannt worden.

Eſchenburg gab in ſeinem brittiſchen Muſeum ein paar Abhandlungen aus Wartons Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt; einen Auszug des ganzen Werks, ſo wie andrer nützlichen Werke über dieſen Gegenſtand konnte er nicht geben, denn ſein Muſeum ſelbſt verſchloß ſich.

Blankenburg gab den Anfang von Johnſons Lebensbeſchreibungen der engliſchen Dichter, ein Werk voll Kritik, lehrreich auch für uns Deutſche, obgleich nichts weniger als unparteilich; die Fortſetzung unterblieb.

Eſchenburg gab uns Browns Buch über die Verbindung der Poeſie und Muſik, Browns wichtigeres Werk über die Sitten, das bereits im Jahr 1757 herauskam und als ein ſchreckender Spiegel viel Aufſehen erregte, iſt noch nicht überſetzt worden.

So viel intereſſante Aufſätze aus Henri's, aus Littletons Geſchichte, manche auch für uns merkwürdige Abhandlung aus den Societäten der Alterthumsforſcher, ingleichen von Dublin, Edinburg, Manchester, den Transactionen u. ſ. ſind da, als ob ſie für uns nicht wären. Auch mit Georg Forſter wie viel iſt uns in dieſem Betracht geſtorben! Ein böſer Genius ſcheint ſein Spiel

zu haben; indem er (und wogegen?) den Faden zu zerreißen ſucht der uns mit den Gedanken andrer Nationen verknüpfet. Wir ſollen auf unſerm eignen Grunde metaphyſiciren, oder uns damit bemühen womit ſich andre längſt bemühet haben.

Hierhin ſollte die Kritik wirken, uns ins Univerſum ſämmtlicher gebildeten Nationen verſetzen, und auf unſerm einſamen Gange von ihnen uns Licht und Hülfe zufördern. Ueberhaupt glaube ich daß dem Charakter unſrer Nation nach die Kritik durchaus belehrend, fördernd, guthmüthig, human ſeyn müßte; nur auf dieſem Wege kann ſie etwas und würde gewiß viel erreichen. Unſrer gelehrten Republik mangelt äußere Aufmunterung und Achtung; wollte ſie ſich zum Spott der Unwiſſenden und zur allgemeinen Verachtung machen, indem ſie ſich ſelbſt verſpottet, würget und auffrißt?

Gnug von der Kritik. Sie äußerten den merkwürdigen Gedanken daß die Poeſie der Deutſchen eine Kinderpoeſie ſey; ich hoffe ſie ſoll es bleiben. So ihr (im guten Verſtand) nicht werdet wie die Kinder, ſo iſt weder Tempe noch Elyſium für euch.

Vor allen Dingen verſchonen Sie die Poeſie mit Staatsmännern die über ſie richten; das Reich der Poeſie iſt nicht die Staatswelt.

Wenn Sophokles ſeinen Oedipus mit der Scene des flehenden Volks eröffnet — die Peſt wüthet; ein geheimes Verbrechen ruht auf dem Vaterland; Jünglinge und Greiſe jammern — ſo iſt dieſe Situation ganz menſchlich. Ob Oedipus oder Lajus regiere, kümmert mich nicht; daß aber um Eines Verbrechens willen das ganze Volk leide, dieſe Scene eröffnet ein Trauerſpiel würdig.

Wenn Ariſtophanes Scenen der Menſchheit darſtellt, weßwegen Friede gemacht werden müſſe, ſo iſt dieß ein Gegenſtand der Muſe. Ob aber Kreon der Wurſtmacher, oder Kreon der Riemen-

ſchneider das Volk lenke — dieſe politiſche Wichtigkeit iſt der poetiſchen Muſe ſehr gleichgültig.

Nichts verunreinigt den heiligen Quell mehr als politiſcher Parteigeiſt; er macht die Muſe zur Lügnerin, parteiiſch, übertreibend, am jetzigen Augenblick als an einer Ewigkeit hangend, und ihm damit die Ewigkeit ertheilend. Die Tochter des Himmels wird unter den Händen der Politik eine kurzſichtige leidenſchaftliche Verleumderin, ein Kind der Erde. Die politiſche Poeſie der Engländer ſey davon ein Beiſpiel. Warum hat Butler den Ruhm nicht erlangt den ſein Hudibras ſo ſehr verdienet? Das witzreiche Gedicht iſt für ein bloßes Geſpött zu lange, für die darin enthaltene Lehre und Warnung zu ſehr mit Zeitanſpielungen überhäuft, zu politiſch. Jenes gewaltige Vernunftgenie, Swift, was hat ihn für den größeſten Theil der Nachwelt unbrauchbar gemacht? Die politiſchen Umſtände aus welchen er ſein Geſpinnſt zog, und in welche er ſeine köſtlichen Gedanken webte. Die Politik der damaligen Zeit iſt ein Traum worden; es macht uns Mühe jeden ſeiner tiefen bleibenden Gedanken vom verlebten Traume zu ſondern. Wer lieſet jetzt Churchills Gedichte? und wer wird Peter Pindar mit reinem Vergnügen leſen, wenn unſere Zeit vorbei iſt? Beklagen wird man ſo viel verſchwendete goldne Talente.

Mit Unwillen höre ich's alſo, wenn man unſrer Nation einen Swift wünſchet, einen bedaurens- und hochachtungswürdigen Mann, der nur durch Mißfälle ward was er geworden iſt, und vom Glück begleitet ein Genius der Gerechtigkeit und der Klugheit geworden wäre. Und ein Swift in Deutſchland?

Hinweg alſo Politik aus dem Gebiet der Muſen! und verwünſcht ſey jede Aftermuſe, die der Politik fröhnet. Treue und Glauben, Unſchuld der Sitten, Biederkeit und Einfalt — das ſeyen unſre Caſtaliden! Alles andre iſt vergängliche Thorheit. Zur italieniſchen **acutezza**, zur ſpaniſchen **grandezza**, zur franzöſiſchen

légèreté, zum brittiſchen high spirit wird ſich der Deutſche nie hinauf ſchwingen; was er aber iſt und von jeher geweſen, davon iſt ſeine eigne Geſchichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter ſingen, wohin ſie wider Willen ſtreben, was ihnen am meiſten glückt, was bei denen die ſie leſen und hören die größeſte Wirkung hervorbringt, das iſt Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge. Dieß iſt Vernunft, reine Humanität, Einfalt, Treue und Wahrheit. Wohl uns daß uns dieß ſittliche Gefühl ward, daß dieſer Charakter gleichſam von unſrer Sprache unabtrennlich iſt, ja daß uns nichts gelingen will wenn wir aus ihm ſchreiten. Lehrgeld in erzwungenen Nachäffungen haben wir gnug gegeben.

Mit dieſem Charakter wie viel können wir entbehren! Wenn andre Nationen ſich im Geſchmack hie und dorthin verirrten, ſo wird unſre Regel feſtſtehn, die im Mannichfaltigſten die wahreſte Einfalt ſucht und die Poeſie ſeyn läßt was ſie ſeyn ſoll, ein Spiegel der Natur und Sitten, Humanität im gefälligſten reinſten Gewande, Philoſophie des Lebens. Dieß war einſt Orphens und Apollo's Kunſt.

57.

Neuntes Fragment.

Reſultat der Vergleichung der Poeſie verſchiedener Völker alter und neuer Zeit.

Die Poeſie iſt ein Protens unter den Völkern; ſie verwandelt ihre Geſtalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, ſogar nach dem Accent der Völker.

Wie Nationen wandern, wie ſich die Sprachen miſchen und ändern, wie neue Gegenſtände die Menſchen rühren, wie ihre Nei-

gungen eine andere Richtung, ihre Uebungen ein andres Ziel nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe neue Vorbilder auf sie wirken, selbst wie die Zunge, dieß kleine Glied, sich anders beweget und das Ohr sich an andre Töne gewöhnt, so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen Nationen, sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu Homers Zeiten war bei den Griechen ein andres Ding als zu Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein andres war's was sich der Römer und der Mönch, der Araber und der Kreuzritter, oder, was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte, und in verschiedenen Zeitaltern verschiedener Nationen der Dichter und das Volk sich an Poesie denken. Der Name selbst ist ein abgezogener, so viel fassender Begriff, daß wenn ihm nicht einzelne Fälle deutlich untergelegt werden, er wie ein Trugbild in den Wolken verschwindet. Sehr leer war daher der Streit über den Vorzug der Alten oder der Neuern, bei welchem man sich wenig bestimmtes dachte.

Er ward noch leerer dadurch daß man keinen oder einen falschen Maßstab der Vergleichung annahm; denn was sollte hier über den Rang entscheiden? Die Kunst der Poesie, als Object? wie viel feine Bestimmungen gehörten dazu das Höchste der Vollkommenheit in jeder Art und Gattung nach Ort und Zeit, nach Zweck und Mitteln auszufinden, und auf jedes Verglichene unparteiisch anzuwenden! Oder sollte die Kunst des Dichters nach dem Subject betrachtet werden, wie viel dieser vor jenem glückliche Gaben der Natur, eine günstigere Lage der Umstände, mehreren Fleiß in Nutzung dessen was vor ihm gewesen war, und um ihn lag, ein edleres Ziel, einen weiseren Gebrauch seiner Kräfte dieß Ziel zu erreichen zu seinem Eigenthum machte? Welch ein andres Meer der Vergleichung? So manchen Maßstab der Dichter einer Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche vergebliche Arbeit hat man übernommen. Jeder schätzt und ordnet sie nach seinen Lieblings-

begriffen, nach der Art wie er ſie kennen lernte, nach der Wirkung die der und jener auf ihn machte. Der gebildete Menſch trägt, wie ſein Ideal der Vollkommenheit, ſo auch ſeinen Maßſtab dieſe zu erreichen in ſich, den er nicht gern mit einem fremden vertauſchet.

Keiner Nation dürfen wir's alſo verargen, wenn ſie vor allen andern ihre Dichter liebt und ſie gegen fremde nicht hingeben möchte; ſie ſind ja ihre Dichter. In ihrer Sprache haben ſie gedacht, im Kreiſe ihrer Gegenſtände imaginirt; ſie fühlten die Bedürfniſſe der Nation in welcher ſie erzogen wurden, und kamen dieſen zu Hülfe. Warum ſollte die Nation nicht auch mit ihnen fühlen, da Ein Band der Sprache, Gedanken, Bedürfniſſe und Empfindungen ſie feſt an einander knüpfet?

Italiener, Franzoſen und Engländer ſchätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung anderer Völker, parteiiſch hoch; der einzige Deutſche hat ſich verführen laſſen das Verdienſt fremder Völker, inſonderheit der Engländer und Franzoſen, unmäßig zu übertreiben und darüber ſich ſelbſt zu vernachläſſigen. Zwar einem Young (denn vom Shakeſpeare, Milton, Thomſon, Fielding, Goldſmith, Sterne iſt hier nicht die Rede) gönne ich ſeine vielleicht etwas überſpannte Verehrung bei uns gern, da er durch Eberts Ueberſetzung eingeführt ward; eine Ueberſetzung die nicht nur alles Verdienſt eines Originals hat, ſondern auch die Uebertreibungen ihres engliſchen Originals durch den Bau einer harmoniſchen Proſe und durch die reichen moraliſchen Anmerkungen aus andern Nationen gleichſam zurecht füget und mildert. Sonſt aber wird es den Deutſchen immer den Vorwurf einer unentſchloſſenen Lauigkeit zuziehn, daß die reinſten Dichter ihrer Sprache in Schulen und bei Erziehung der Jugend überhaupt ſo vergeſſen und hintangeſetzt werden wie keine benachbarte Nation es thut. Wodurch ſoll ſich unſer Geſchmack, unſre Schreibart bilden? wodurch unſre Sprache beſtimmen und regeln als durch die beſten Schriftſteller unſrer Nation? Ja

wodurch ſollen wir Patriotismus und Liebe zu unſerm Vaterlande erlangen als durch ſeine Sprache, durch die vortrefflichſten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in ſie gelegt ſind? Gewiß irrten wir nicht nach einem Jahrtauſend, in dem unſre Sprache geſchrieben iſt, in manchen Wortfügungen noch jetzt zweifelnd umher, wenn wir von Jugend auf unſre beſten Schriftſteller kennten und ſie uns zu Führern wählten.

Indeſſen ſoll keine Liebe zu unſrer Nation uns hindern, allenthalben das Gute zu erkennen, das nur im großen Gange der Zeiten und Völker fortſchreitend bewirkt werden konnte. Jener Sultan freuete ſich über die vielen Religionen, die in ſeinem Reiche, jede auf ihre Weiſe, Gott verehrten; es kam ihm wie eine ſchöne, bunte Aue vor, auf der mancherlei Blumen blühten. So iſt's mit der Poeſie der Völker und Zeiten auf unſerm Erdrunde; in jeder Zeit und Sprache war ſie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Geſinnungen, der Ausdruck des Höchſten, nach welchem ſie ſtrebte (oratio sensitiva animi perfecta). Dieſe Gemälde (minder und mehr vollkommene, wahre und falſche Ideale) gegen einander zu ſtellen, gibt ein lehrreiches Vergnügen. In dieſer Galerie verſchiedener Denkarten, Anſtrebungen und Wünſche lernen wir Zeiten und Nationen gewiß tiefer kennen als auf dem täuſchenden troſtloſen Wege ihrer politiſchen und Kriegsgeſchichte. In dieſer ſehen wir ſelten mehr von einem Volke als wie es ſich regieren und tödten ließ; in jener lernen wir wie es dachte, was es wünſchte und wollte, wie es ſich erfreute, und von ſeinen Lehrern oder von ſeinen Neigungen geführt ward. Freilich aber mangeln uns noch viel Hülfsmittel zu dieſer Ueberſicht in die Seelen der Völker. Griechen und Römer beiſeite geſetzt, hangen über dem Mittelalter, aus welchem bei uns Europäern doch alles hervorging, noch dunkle Wolken. Meinhards ſchwacher Verſuch über die italieniſchen Dichter iſt nicht einmal bis

auf Taſſo fortgeſetzt, geſchweige etwas ähnliches bei andern Nationen ausgeführt worden. Ein Verſuch über die ſpaniſchen Dichter iſt mit dem gelehrten Kenner dieſer Literatur, dem Herausgeber des Velasquez, Diez, geſtorben.

Auf drei Wegen kann man ſich eine Ueberſicht dieſes blumen- und fruchtreichen Feldes menſchlicher Gedanken verſchaffen, und jeder iſt betreten worden.

Eſchenburgs beliebte Beiſpielſammlung wählet, ſeiner Theorie gemäß, den Weg der Gattungen und Arten — für Jünglinge ein lehrreicher Weg bei einem geſchickten Führer; denn oft kann ihn Ein Name, der ſehr verſchiedene Dinge bezeichnet, ganz irre leiten. Homers, Virgils, Arioſts, Miltons, Klopſtocks Werke tragen einen Namen der Epopöe, und ſind doch ſelbſt nach dem Kunſtbegriff der in den Werken liegt, geſchweige nach dem Geiſt der ſie beſeelet, ganz verſchiedene Productionen. Sophokles, Corneille und Shakeſpeare haben als Trauerſpieldichter nur den Namen gemein; der Genius ihrer Darſtellungen iſt ganz verſchieden. So bei allen Gattungen der Dichtkunſt bis zum Epigramm hinunter. —

Andere haben die Dichter nach Empfindungen geordnet, da denn inſonderheit Schiller [1] viel feines und vortreffliches geſagt hat. Allein wie ſehr laufen die Empfindungen in einander! Welcher Dichter bleibt Einer Empfindungsart dergeſtalt treu daß ſie ſeinen Charakter, zumal in verſchiedenen Werken bezeichnen könnte? Oft rührt er ein Saitenſpiel von vielen, ja von allen Tönen, die ſich eben durch Disharmonien heben. Die Welt der Empfindungen iſt ein Geiſter- oft ein Atomenreich; nur die Hand des Schöpfers vermag daraus Geſtalten zu ordnen.

Die dritte, wenn ich ſo ſagen darf, Naturmethode iſt, jede Blume an ihrem Ort zu laſſen, und dort ganz wie ſie iſt, nach

[1] S. die Horen, November, December 1795. Januar 1796.

Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten. Das demüthigſte Genie haſſet Rangordnung und Vergleichung. Es will lieber der Erſte im Dorf ſeyn als der Zweite nach Cäſar. Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichſte Gewürzblume — jedes blühet an ſeiner Stelle in Gottes Ordnung.

Man hat die Dichtkunſt ſubjectiv und objectiv, nach den Gegenſtänden die ſie ſchildert, und nach den Empfindungen mit denen ſie Gegenſtände darſtellt, geordnet; ein wahrhafter und nützlicher Geſichtspunkt, der auch zu Charakteriſirung einzelner Dichter, z. B. Homers und Oſſians, Thomſons und Kleiſts u. a. der rechte ſcheinet. Homer nämlich erzählt die Geſchichten ſeiner Vorwelt ohne merkliche beſondere Theilnehmung; Oſſian ſinget ſie aus ſeinem verwundeten Herzen, aus ſeiner traurig fröhlichen Erinnerung. Thomſon ſchildert Jahrszeiten, wie die Natur ſie gibt; Kleiſt ſinget ſeinen Frühling mit oft einbrechenden Gedanken an ſich und ſeine Freunde als eine Rhapſodie, von Anſichten, mit Empfindung beſeelet. Indeſſen auch dieſer Unterſchied bezeichnet Dichter und Zeiten der Dichtkunſt ſehr leiſe; denn auch Homer nimmt Theil an ſeinen Gegenſtänden, als Grieche, als Erzähler, wie in den mittleren Zeiten die Balladenſänger und Fabliers, wie in neueren Zeiten Arioſt und Spenſer, Cervantes und Wieland. Ein mehreres zu thun wäre außer ſeinem Beruf geweſen und hätte ſeine Erzählung geſtöret. In Anordnung und Bezeichnung ſeiner Geſtalten aber ſingt auch Homer auf die höchſte Weiſe menſchlich; wo es uns nicht alſo ſcheinet, liegt der Unterſchied an der Denkart der Zeiten und iſt ſehr erklärbar. Ich getraue mich in den Griechen jede reine menſchliche Geſinnung, vielleicht im ſchönſten Maß und Ausdruck, aufzufinden; nur alles an Ort und Stelle. Ariſtoteles Poetik hat Fabel, Charaktere, Leidenſchaften, Geſinnungen unübertrefflich geordnet.

Zu allen Zeiten war der Menſch derſelbe; nur er äußerte ſich

jedesmal nach der Verfaſſung in der er lebte. Sehr mannichfaltig iſt die Poeſie der Griechen und Römer: in ihren Wünſchen und Klagen, in ihren Beſchreibungen voll Luſt und Freude. So die Poeſie der Mönche, der Araber, der Neueren. Den großen Unterſchied der zwiſchen dem Morgen- und Abendlande, zwiſchen Griechen und uns eintrat, hat keine neue Kategorie, ſondern die Vermiſchung der Völker, der Religionen und Sprachen, endlich der Fortgang der Sitten, der Empfindungen, der Kenntniſſe und Erfahrungen, bewirket; ein Unterſchied, der ſchwerlich mit Einem Wort auszudrücken ſeyn möchte. Wenn ich bei einigen Neueren das Wort Dichter aus Reflexion gebrauchte, ſo war auch dieß unvollkommen; denn ein Dichter aus bloßer Reflexion iſt eigentlich kein Dichter.

Der Poeſie Grund und Boden iſt Einbildungskraft und Gemüth, das Land der Seelen. Ein Ideal der Glückſeligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen ſchlummert, wecket ſie auf durch Worte und Charaktere; ſie iſt der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenſter Ausdruck. Kein Dichter kann dem Geſetz entgehen das in ihr liegt; er zeigt was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr Ohr und Auge nicht ſondern. Die Poeſie iſt keine bloße Malerei oder Statuiſtik, die Gemälde wie ſie ſind ohne Abſicht darſtellen könnte: ſie iſt Rede und hat Abſicht. Auf den inneren Sinn wirket ſie, nicht auf das äußere Künſtlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menſchen Gemüth, moraliſche Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige und humane Abſicht. Die Rede hat etwas unendliches in ſich; ſie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poeſie durch ihre harmoniſche Kunſt verſtärket. Nie kann alſo der Dichter bloß ein Maler ſeyn wollen. Er iſt Künſtler vermöge der eindringenden Rede, die das Object das ſie malt, oder darſtellt, auf einen geiſtigen, moraliſchen, gleichſam unendlichen Grund, ins Gemüth, in die Seele malet.

Sollte alſo nicht auch bei dieſer wie bei allen Reihen fortgeſetzter Naturwirkungen ein Fortgang unumgänglich ſeyn? Ich zweifle daran (den Fortgang recht verſtanden) gar nicht. In Sprache und Sitten werden wir nie Griechen und Römer werden, wir wollen es auch nicht ſeyn. Ob aber der Geiſt der Poeſie durch alle Schwingungen und Excentricitäten, in denen er ſich bisher nationen- und zeitenweiſe periodiſch bemühet hat, nicht dahin ſtrebe, immer mehr und mehr, ſowie jede Grobheit des Gefühls, ſo auch jeden falſchen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menſchlichen Bemühungen zu ſuchen, nämlich die ächte, ganze, moraliſche Natur des Menſchen, Philoſophie des Lebens? dieſes wird mir durch Vergleichung der Zeiten ſehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größeſten Ungeſchmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur ſagen: tendimus in Arcadiam, tendimus! Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unſer Weg.

Anhang.

Preisschriften.

I.

Ueber den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften.

Ut hominis decus ingenium, sic ingenii ipsius eloquentia.
Cic.

Welchen Einfluß haben die schönen auf die höhern Wissenschaften?

Zuvörderst ist auszumachen wie man das Wort schöne und höhere Wissenschaften nimmt. Sollen die ersten nichts anders seyn als was junge, müßige Gemüther gern darunter verstehen möchten: eine tändelnde, üppige Lectüre, schale Verse und Romane, Kritiken und witzige Journale, so ist wohl vom guten Einflusse derselben nicht viel zu sprechen. Und da solcher Mißbrauch des Wortes in unsern Tagen ziemlich allgemein ist, und die kurfürstl. Akademie ohne allen Zweifel zum Zwecke hat daß die Beantwortung ihrer vorgelegten Frage praktisch und nützlich werde, so muß leider der Anfang dieser Abhandlung vom Mißbrauche der Sache und von seinem bösen Einflusse handeln, damit wir sodann auf den bessern Gebrauch und seine Nutzbarkeit kommen.

Zu nichts ist die Jugend geneigter als vom Schweren auf das Leichtere zu springen, zumal wenn dieß zugleich angenehm ist und eine schöne Oberfläche hat. Sie läßt also gern die alten Autoren, die die wahren Muster des Schönen sind, Philosophie, Theologie und gründliche Kenntnisse anderer Art ruhen, um sich an den witzigen

Schriften ihrer Sprache zu erholen und die Einbildung damit zu füllen. So geht's in Schulen und auf Akademien, und da in den früheren Lebensjahren der Geschmack seine Richtung erhält, so schreitet man fort wie man begann; auch in Zeiten und Ständen wo man's nicht vermuthet, siehet man jetzt Schönwissenschaftler und Schönkünstler wie man sie gern entbehrte; ästhetisch poetische Prediger, witzige Juristen, malende Philosophen, dichtende Geschichtschreiber, hypothesirende Meßkünstler und Aerzte. Das Leichte hat über das Schwerere gesiegt, die Einbildung hat vor dem Verstande Platz genommen, und je mehr Reize und Anlässe es von außen gibt diese Auswüchse menschlicher Seelenkräfte und schöner Literatur zu befördern, desto mehr gedeihen sie und ersticken das Trockene, Schwerere, mit ihrem üppigen Wuchse.

Der Schade hievon ist theils für die Subjecte selbst die auf diesen Irrweg gerathen, theils für die Wissenschaften die sie bauen oder bauen sollen, beträchtlich und oft lange unersetzlich. Wir werden alles was wir seyn sollen nur durch Mühe, durch Uebung. Unter welchem Vorwande, zumal in jüngern Jahren, wir diese vernachlässigen, haben wir schon immer den Nachtheil daß wenn unsere Nerven ungeübt, unsere Kräfte unentwickelt blieben, wir, so reich unsere Beute von außen seyn mag, in uns selbst arm und schwach sind. Ein Jüngling, allein in den schönen Wissenschaften erzogen, ist ein Zärtling in den Gärten der Armida oder gar in der Grotte der Kalypso verzaubert: er wird nie, wenn ihm nicht die ernstere Wahrheit als Retterin erscheint, ein Held oder ein verdienter Mann werden. Das Schöne in den Wissenschaften, wie er darnach läuft, ist nur Colorit, nur Oberfläche; er pickt darnach wie der Vogel nach der Farbe, er hascht darnach wie nach einer schönen Wolke. Die schöne Ansicht vergeht, und er hat nichts.

Zudem ist nicht alles Gold was glänzt, und nicht alles schön was einem unerfahrnen Jünglinge oder verzärtelten Weibe so scheinet.

Die Modelectüre der Zeit iſt oft ein Garten voll Sodomsäpfel, auswendig ſchön, inwendig voll Staub und Aſche. Ein Jüngling der, was und wie etwas ſogenannt ſchönes gedruckt erſcheinet, es begierig verſchlingt, hält gewiß ungeſunde Mahlzeit: gutes und böſes ißt er durcheinander, und da das meiſte ſüß und üppig iſt, ſo wird ſein Geſchmack verdorben und verwöhnet. Das Reich ſeiner Wiſſenſchaft, wenn es ſo enge wie ſeine Zeit iſt, kann ihm nicht beſſere Früchte geben als dieſe gibt, und er kann aus ihnen nicht geſündere Säfte kochen als die Früchte ihm gewähren. Kömmt nun noch dazu daß der alſo genährte Jüngling ſelbſt Richter in den ſchönen Wiſſenſchaften wird, ehe er Schüler, Meiſter, ehe er Lehrling geworden — Gnade Gott für den Einfluß! Was je die Sophiſten zu Sokrates Zeit waren, ſind ſolche Kunſtrichter in unſern Tagen: ſie wiſſen alles, ſie entſcheiden über alles; die Kunſt zu ſchwatzen haben ſie gelernt, und worüber läßt ſich nicht ſchwatzen? Am meiſten darüber wovon man nichts weiß; da kann man unbegriffene Sachen wünſchen, da kann man witzeln und ſchöngeiſtern.

Jede Wiſſenſchaft in die ein ſolches Gemüth tritt, wird durch ſeinen ungeſunden Anhauch verpeſtet und durch ſeine üppige Behandlung entnervt und verdorben. Welch ein unwürdiges Geſchöpf iſt ein eleganter Theolog nach dem neueſten Gewächſe? Nicht Gottes Wort predigt er, ſondern ſchöne Phraſen, hexametriſche Tiraden, eine aus witzigen Schriften erbettelte Moral. Nicht Gottes Wort lieſt er, er überſetzt in ihm alte Geſchichte, Briefe und Lieder in die neueſte äſthetiſche Form: er commentirt Moſes, David und Johannes wie Arioſt, Milton und Lafontaine. Seine Glaubenslehre iſt eine liberale Philoſophie, ſeine Paſtoralklugheit eine äſthetiſche Wohlgefälligkeit gegen alle herrſchenden Meinungen und nutzbaren Laſter. Einem Menſchen, dem Würde in ſeinem Amt, ſtrenger Umriß in dem was er denkt, will und ſucht, fehlet — ihm iſt alles Zubehör ſchöner Wiſſenſchaften von außen her Schminke oder ein zuſammengeflickter Narrenmantel.

Ich übergehe Juriſten und Aerzte, um mit einigen Zügen den Zärtling vorzuſtellen, der als ein ſogenannter ſchöner Geiſt in der Philoſophie, Geſchichte oder gar Mathematik ſchönthut. Wenn er uns über alle dieſe Sachen artige Modeworte, Porträte, Bilder, Aehnlichkeiten, witzige Einfälle und Geſchichtchen gibt; wenn er uns ſagt, nicht was geſchehen ſey, ſondern malt was hätte geſchehen ſollen, wenn er uns was da iſt nicht zeigt, ſondern mit Blumen umhüllet, damit es errathen werde: ei des ſchönen Philoſophen, des poetiſchen Geſchichtſchreibers, des witzigen Mathematikers, des herrlichen Kunſtrichters! Alle dieſe, alle höheren Wiſſenſchaften werden verderbt, wo ſolche Affen Muſter ſind und Exempel geben. Eine Bibel iſt nicht Bibel mehr wenn ſie ein ausgemaltes äſthetiſches Kunſtbuch, eine Glaubenslehre nicht Glaubenslehre mehr wenn ſie ein Kram geſchminkter Meinungen ſeyn ſoll, und auch eine Philoſophie nicht Philoſophie mehr wenn ſie, ſtatt zu lehren, tändelt, und ſtatt Wahrheit zu erforſchen nach Farben und Flittergolde läuft. Was iſt eine Geſchichte ohne Wahrheit? Was eine Wiſſenſchaft ohne Gewißheit und ſtrengen Umriß? Was eine Sittenlehre ohne feſte Grundſätze der Uebung? Was eine Weisheit voll Tandes und ſchöner Thorheit? Alle Geſchäfte werden von dieſen Buttervögeln ſchöner Wiſſenſchaften benaſcht und verunehret; ſie ſaugen an ihnen nach Bequemlichkeit Saft, und was ſie nachlaſſen, ſind Keime verheerender Raupen.

Die höchſte Wiſſenſchaft iſt ohne Zweifel die Kunſt zu leben; und wie manchen haben ſeine ſchönen Wiſſenſchaften um dieſe einzige, dieſe göttliche Kunſt gebracht! Die Liebe, die glücklich macht, wird ſelten durch Romane dem Herzen angebildet; die größten Romanhelden oder Heldinnen finden in der wahren Welt ſelten was ſie ſuchen, und oft etwas ganz anderes als wovon ſie träumten. Ihre überſpannte Einbildungskraft ermattet bei wirklichen Gegenſtänden, und kann nicht genießen was ſie hat; erſchlaffte, weiche, üppige Hände können aus der Materie des Lebens das Kunſtbild nicht bereiten, was

aus ihnen erſt bereitet werden ſoll. Ein immer nur dem Vergnügen nacheilender Jüngling, wie kann er ein Mann, ein würdiger Ehemann und Vater, ein arbeitſamer Geſchäftsmann, ein unermüdeter Diener des gemeinen Weſens, ein unterſuchender gerechter Richter, ein tüchtiger Arzt, ein geſchäftiger Weiſer, ein Wahrheitsforſcher und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts in ſeinem Kreiſe werden? Zu alle dieſem gehört ernſte Bildung, wahre Erziehung, Geſchmack an Mühe und Fleiß, ein treues Herz, ein guter Verſtand, ein redlicher Zweck, und mit feſtem Willen auch erworbene Kräfte, den Zweck zu erreichen. Iſt dieß alles nicht da, buhlen wir in allem nur um das Flittergold des Angenehmen, des Leichten, Wohlgefälligen und Schönen, verachten was Mühe bringt, was Unterſuchung koſtet — die Götter geben uns nichts ohne Mühe, ſie verkaufen alle ihre Gaben theuer, und am theuerſten ihre edelſte Gabe, den Kranz der Belohnung eines guten Gewiſſens. Die Ueberzeugung gethan zu haben was wir thun ſollten, was keiner für uns thun konnte, wird nicht durch elogia fremder Zungen und Federn, nicht durch Schminke von außen, nicht durch Geſchwätz oder Schönkünſtelei erworben; ſie iſt die Frucht der ernſteſten Anſtrengung, die höchſte Wiſſenſchaft und Kunſt des Lebens. Alles was zu dieſer nicht führet, iſt Eitelkeit und Dunſt, ein ſchöngefärbter, aber betäubender und vielleicht giftiger Nebel. Viele Mängel und Unglückſeligkeiten unſerer Staaten, unſerer Stände, Aemter und Geſchäfte laſſen ſich auf die unglückſelige Ueppigkeit und Weichheit zurückführen die ſich in unſere Erziehungskammern, in Schulen, Kirchen, Paläſte und Häuſer eingeſchlichen hat, und allenthalben ihre böſen Wirkungen zeiget.

Das beſte iſt auch hier: ein Beſſeres durch That und Vorbild in beſſern Begriffen und Beiſpielen zu zeigen; es iſt dieß die Abſicht und Frage: welchen Einfluß die ſchönen Wiſſenſchaften, recht gefaßt und recht geübt, in die höhern Kenntniſſe haben?

Schöne Wiſſenſchaften ſind die welche die ſogenannten untern Seelenkräfte, das ſinnliche Erkenntniß, den Witz, die Einbildungskraft, die ſinnlichen Triebe, den Genuß, die Leidenſchaften und Neigungen ausbilden ſollen; ihre Erklärung ſelbſt zeigt alſo genugſam daß ſie auf die höhern Wiſſenſchaften, die ſich mit dem Urtheil und Verſtande, dem Willen und den Geſinnungen beſchäftigen, den ſchönſten und beſten Einfluß haben.

1. Alle Kräfte unſerer Seele ſind urſprünglich nur Eine Kraft, wie unſere Seele nur Eine Seele. Wir nennen oben und unten, hoch und niedrig, was nur vergleichungs- und beziehungsweiſe ſo iſt; im ganzen aber iſt ein richtiger Verſtand ohne richtige, wohlgeordnete Sinne, ein bündiges Urtheil ohne eine geregelte und zu ihrem Dienſt brauchbar gemachte Einbildungskraft, ein guter Wille und Charakter ohne wohlgeordnete Leidenſchaften und Neigungen nicht möglich. Alſo iſt's Irrthum und Thorheit, die höheren ohne die ſchönen Wiſſenſchaften anzubauen, in der Luft zu ackern, wenn der Boden brach liegt.

Wer hat je einen Mann von richtigem Verſtande gekannt, den ſein ſinnliches Urtheil immer irre führte? Wer ſah je mit dem Verſtande recht, wenn er mit ſeinen Augen und der Phantaſie immer falſch ſah? Wer war Herr über ſeinen Willen, dem ſeine Leidenſchaft nicht gehorchte, dem die Phantaſie befahl, der in allen ſeinen geheimen Neigungen Stricke fühlte, die ihn, den Simſon, ſieben- und tauſendfach feſſelten, ohne daß ihn eine andere Kraft befreite? Die ſchönen Wiſſenſchaften ſind alſo, oder ſollen ſeyn, Ordnerinnen der Sinne, der Einbildungskraft, der Neigungen und Begierden; das Sehglas zur Wahrheit, die ſich uns Sterblichen immer nur im Schein offenbaret, Dienerinnen die den Grund unſerer Seele ordnen, damit Wahrheit und Tugend ſich ihr offenbare; ein mehrers kann kaum zu ihrer Rechtfertigung und höchſten Beſtätigung geſagt werden.

2. Sinne und ſinnliche Kenntniſſe, ſo wie geheime Neigungen

und Lüſte, ſind das erſte das in unſerer Seele aufwacht; der Verſtand kommt ſpät, und die Tugend, wenn ſie uns nicht durch ſinnliche Uebungen eingepflanzt wird, gemeiniglich noch ſpäter. Alſo iſt mit der Jugend jugendlich anzufangen; unſere ſinnlichen Kräfte ſind ſinnlich zu behandeln und zu bilden, durch leichte Regeln, und, noch beſſer, durch gute Exempel. Die ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigen ſich mit beiden; alſo iſt ihr früher Gebrauch der Natur und Ordnung der menſchlichen Seele angemeſſen und hiemit für alle andern Wiſſenſchaften genug empfohlen.

Wem in ſeiner Jugend Gedächtniß, Sinne, Witz, Phantaſie, Luſt und Neigung verkümmert und abgeſtumpft wurden, was wird deſſen Verſtand in reiferen Jahren für Materialien haben, die er bearbeite, was für Formen und Formeln, nach denen er ſich übe? Was kann ſein Wille thun, wenn ſeine Kräfte richtig zu imaginiren, zu wollen und zu thun, unerweckt und ungebildet oder gar mißbildet ſind? Er ſchreibt auf einem vermalten, verknitteten, ungeleimten Papiere; mit ſtumpfen Waffen will er ſtreiten, und mit ungeſchickten, verroſteten Werkzeugen, oder gar ohne Werkzeug, das größte Kunſtwerk des Lebens, die Bildung ſeiner Seele, vollführen.

Wie die Morgenröthe vor der Sonne vorhergeht, und Frühling und Saat vor der Ernte hergehen müſſen, ſo die ſchönen vor den höheren Wiſſenſchaften. Sie ſtreuen aus was die letztern ernten; ſie geben ſchönen Schein, dieſe wärmen und leuchten mit ihrer ganzen Wahrheit.

3. Sinne und Leidenſchaften, Phantaſie und Neigung können, in gewiſſem Verſtande, die größten Feinde des Guten und der Wahrheit werden. Sind ſie überwunden, und nach geſchloſſenem Frieden der Wahrheit zu Freunden erworben, ſo iſt die Sache gemacht: die höheren Wiſſenſchaften triumphiren auf ihren Schilden. Das allein iſt wahre Weisheit, die den Sinnen durchaus nicht nur nicht widerſpricht, ſondern ſie vielmehr berichtigt, ordnet und beſtätigt. Das

allein ist ein schöner Vortrag der Geschichte, zu dem die That selbst gleichsam den Ausdruck gewählt hat, in dem sie, wie die Seele in ihrem Körper, lebet. Das ist das wahre Recht, was auf jeden Vorfall einzig und ganz passet, gleichsam eine lebendige Intuition desselben. Das ist die schönste Gottesgelahrtheit, die mit Würde, Wahrheit und Einfalt auf menschliche Herzen wirket. Die höhern Wissenschaften sind also alle die Frucht einer gesunden Geistesorganisation, deren schöne Naturblüthe die andern, die sogenannten schönen Wissenschaften, pflegten.

Ich fühle wohl wie viel ich hiemit gesagt habe; und daß man mich fragen kann, wo es denn dergleichen schöne Wissenschaften gebe? Ohne mich hiedurch vom Wege schrecken zu lassen, antworte ich bloß, daß wenn es schöne Wissenschaften gibt, sie solche seyn, und den Zweck und Nutzen haben sollten; oder sie verdienen nicht diesen Namen. Es ist keine schöne, sondern eine häßliche Wissenschaft die die Phantasie aufregt und verführet, statt sie zu ordnen, und recht zu führen, die den Witz mißbraucht, statt ihn zum Kleide der Wahrheit zu gebrauchen, die die Leidenschaften kindisch kitzelt und sie empört, statt sie zu besänftigen und zu guten Zwecken zu leiten. Ich bin gewiß daß die Alten auch in diesem Betracht mehr schöne Wissenschaft als wir hatten; sie nämlich, auf ihrer Stelle. Ihre Poesie und Beredsamkeit, ihre Erziehung und Cultur hatte viel mehr Weisheit und Zweck aufs Leben zu wirken in sich, als unsere meiste Lectüre oder unsere schönen Schulphrasen. Also auch von dieser Seite ist die Lesung der Alten, recht gebraucht und wohlgeordnet, die wahre Wissenschaft des Schönen zu Vorbereitung einer höheren Kenntniß.

Wo nämlich ist der sogenannte schöne Ausdruck so genau und natürlich das Bild und Kleid der Wahrheit als bei ihnen, den **Griechen und Römern? Wer die Sprache der Natur lernen will, wo lernt er sie mehr und angenehmer als bei Griechenlands ersten**

Dichtern? Wer bürgerliche Weisheit hören will, wo höret er sie angenehmer als in ihrer Beredsamkeit und Geschichte? Homer war der erste Philosoph, und Plato sein Schüler; Xenophon und Polyb, Livius und Tacitus sind gewiß große Menschen- und Staatskenner, aus denen in spätern Zeiten die größesten Staatsgelehrten ihre Weisheit holten. Demosthenes und Cicero sind Redner von denen man mehr lernen kann als den Numerus ihrer Perioden, und welcher größere Geist der neueren Zeiten wäre es überhaupt, der sich nicht eben an den Alten zum Reformator seiner höheren Wissenschaft gebildet hätte?

Dem Theologen z. E. ist die Kenntniß und Auslegung der Bibel nöthig: welcher Theolog hat je diese Auslegung vorzüglich und glücklich getrieben ohne genauere Kenntniß der Alten und ohne Bildung der schönen Wissenschaften? Solange diese lagen, lag auch das gelehrtere Studium der Bibel; mit jenen lebte es auf, und fortan gingen beide beinahe in gleichem Schritte. Ein Theil der Bibel ist Poesie; wer ist der sie glücklich auslegte ohne Gefühl fürs Schöne und Wahre der Dichtkunst? Welche Schaaren und Heerden von Commentatoren, die Propheten und Psalmen dogmatisch und grammatisch erbärmlich zerrissen und mißdeutet haben, weil der Geist der hohen poetischen Sprache derselben sie nie begeistert hatte, weil sie was poetischer Naturausdruck sey, nicht verstanden! Auch die Geschichte und die Anmahnungen der Bibel sind voll Bilder und sinnlicher Vorstellungen; niemand kann sie verstehen und anwenden der diese Vorstellungskraft nicht hat und übet.

Der Prediger soll ans Volk reden; wie soll er zu ihm reden wenn er's nicht kennet, wenn er weder zu seinem Verstande noch zu seinem Herzen den Zugang weiß, weil es ihm selbst an Herz und Bildung fehlet? Er soll die Geschichte und Sittenlehre einer andern Zeit der seinigen eigen machen; wie kann er's, wenn er weder jene noch diese im rechten Licht siehet, und im rechten Sinne vergleichet?

Die Irrthümer und Fehltritte die aus dieſer Unwiſſenheit und Ungeübtheit entſtehen, wären durch alle Felder der Theologie in dicken Beiſpielen anzuführen, wenn es Ort und Zweck erlaubte.

Von der Rechtsgelehrſamkeit haben es andre genug erwieſen daß es ihr nicht Schaden, ſondern den größten Vortheil bringe wenn mit dem Gefühl der Billigkeit der reine geſunde Verſtand und ſchlanke Sinn der Wahrheit in Sachen und Ausdruck ſie belebet. Daß die Geſchichte und Staatsklugheit ſich mit der feineren Cultur und Humanität wohl geſelle, wird niemand zweifeln. Was ſollte humaner gedacht und geſchrieben ſeyn als eine Menſchengeſchichte? Und wo ſollte mehr Menſchenkenntniß und Humanität herrſchen als in der Wiſſenſchaft, die die Menſchen regieret? In reiferen Jahren werfen ohnedas die meiſten ſogenannten gründlichen Gelehrten und Geſchäftsmänner das bloße Spielzeug und Klapperwerk der Muſen weg, und ergötzen ſich am Verſtändigen, am Menſchlichen in Poeſie und Geſchichte. Ein Menſchenleben wie es Homer verfolgt, ein Glückswechſel wie ihn Aeſchylus und Sophokles ſchildern, ein Charakter wie ihn Tacitus feſthält, Begebenheiten und Leidenſchaften wie ſie Shakeſpeare in ihren verborgenſten Fäden entwickelt, Fehler und Albernheiten wie ſie Ariſtophanes und Lucian, Hudibras, Swift und Sterne zeichnen, ein ſchönes Leben wie Horaz und Addiſſon, Montaigne und Fenelon es abbilden — gewönne man an ihm nicht Menſchenkenntniß, häusliche und politiſche Weisheit, woher ließe ſie ſich lernen? Der berühmteſte Eroberer las den Homer als ein Kriegsbuch; mehr als Ein Staatsmann lernte aus den alten Geſchichtſchreibern und Rednern ſeine beſte Geſchäftsweisheit.

Ueber die nothwendige und nützliche Verbindung der ſchönen Wiſſenſchaften und Weltweisheit iſt die ganze Geſchichte Zeuge. So lange und ſo oft beide Freundinnen waren, blüheten beide; ſchieden ſie ſich und haßten einander, ſo ging eine und die andere zu Grabe.

Plato flog wie eine Biene über Homers Blumenbeeten, und Ariſtoteles ſelbſt war gewiß kein Muſenverächter. Als aber in den mittlern Zeiten die Scholaſtiker ſich allem Sonn- und Tageslicht entzogen und in ihren gelehrten Klüften barbariſche Worte erfanden und Namenſchälle zertheilten, was iſt aus ihrer Logik und Metaphyſik geworden? Nur da die ſchönen Künſte zurückkehrten, ging auch den Wiſſenſchaften der Abſtraction ein Licht auf; ſie fingen nicht nur an in Gemeinſchaft zu leben, ſondern oft war derſelbe gute Kopf dort und hier ein Erfinder. Von Baco bis zu Leibnitz waren alle hellen Denker in der Philoſophie auch Freunde des Ergötzenden und Schönen; ihr Ausdruck war klar wie ihr Geiſt; ſelbſt ihre Gedankenſpiele wurden oft Leiterinnen zur Wahrheit.

Sollte ich alle großen Namen nennen, die die ſchönen mit den höheren Wiſſenſchaften oft ſelbſt mit mehr als einer derſelben glücklich verbanden, welche Namenreihe wäre vor mir! Beinahe ſcheint's ein Vorzug aller edleren Geiſter zu ſeyn daß ſie ſich nicht in Eine Kunſt oder Wiſſenſchaft einſchloſſen, ſondern die eine durch die andere belebten und gleichſam in keiner die den Geiſt bildet ganz fremde waren. Das Reich der Wiſſenſchaften in allen ſeinen Gebieten iſt Ein Reich wie die menſchliche Seele in allen ihren Kräften nur Eine und dieſelbe Seele iſt. Jene Provinzen liegen einander näher oder entfernter; abgeriſſen und inſelhaft iſt aber keine, und zu allen iſt Zugang. In der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes wie der menſchlichen Wiſſenſchaften hat es die ſonderbarſten Combinationen der Gedanken gegeben, und eben durch ſie iſt aus und in jeder Wiſſenſchaft ein eignes neues Gute erwachſen. Der Dichter und Redner, der Philoſoph und Staatsmann betrachtet und behandelt, wenn er Theologie treibt, ſie auf andere Art; jeder kann mit der ſeinigen einen Nutzen ſchaffen, den der andere nicht ſchaffen konnte. So in allen andern Feldern der Wiſſenſchaften; auf allen kann die Blume des Schönen gedeihen, nach der Gattung zu der ſie gehört, und dem

Orte den ſie einnimmt. Allgemein geben die ſchönen Wiſſenſchaften den höheren Licht, Leben, ſinnliche Wahrheit, Reichthum; ſie geben dieß ſowohl dem Stoff als der Form, ſowohl den Gedanken als dem Ausdrucke; ja ſie ſollen's dem ganzen Geiſte und Charakter, dem Herzen und Leben deſſen geben der ſie mit rechter Art treibet. Ein Menſch der ſchön denkt und ſchlecht handelt, iſt ein ſo mißgebildetes, unvollkommenes Weſen als ein andrer der richtig denkt, und ſich krumm und elend ausdrückt. Einheit iſt Vollkommenheit, ſowohl in den Wiſſenſchaften als in den Kräften der menſchlichen Seele, ſowohl im Stoff als in der Form, im Gedanken wie im Ausdruck.

Ich könnte noch mehr ins Detail gehen und bei einzelnen Wiſſenſchaften, ſchönen und höhern, zeigen wie ſie ſich einander ſtützen und heben; ich halte es aber dem Zwecke zu welchem ich ſchreibe undienlich. Vielmehr will ich von der Ordnung und Methode reden, die nach meiner Meinung und Erfahrung von Jugend auf am beſten zu nehmen ſeyn möchten, dabei beiderlei Kenntniſſe ſich aufs beſte einander beiſtehen und helfen.

1. Die ſchönen Wiſſenſchaften müſſen den höheren vorausgehen, doch alſo daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege.

Die Ordnung wie ſich Tages- und Jahreszeiten, menſchliche Lebensalter und die Kräfte unſerer Seele entwickeln, zeigt uns dieſen Weg. Wie die Morgenröthe dem Mittage und Frühling dem Sommer vorgeht, wie mit der Jugend, dem Frühlinge des Lebens, zuerſt die Blüthen der Seele, Sinne und ſinnliche Kenntniſſe erwachen, ſo hat die Erziehung, die der Natur folgen ſoll, dieſe auch zuvörderſt zu ordnen. Die ſchöne und angenehme Geſchichte der Natur, ein Reich der Anſchauungen, das Abbild der Schöpfung Gottes, geht ohne Zweifel der abſtracten Phyſik vor, einem Reich

menſchlicher Gedanken und Speculationen; nicht anders die leichte und angenehme Geſchichte der Menſchheit einer abſtracten Metaphyſik und Sittenlehre. Die Logik die ſich mit deutlicher Erkenntniß, mit Begriffen, Sätzen und gelehrten Schlüſſen beſchäftigt, werde von einer andern Logik vorbereitet die den geſunden Verſtand und die Phantaſie leitet; und da dieß beſſer durch Beiſpiele als durch Lehren geſchieht, ſo kommen wir eben hiemit wieder auf den ſchönen Weg der alten Schriftſteller. Werden dieſe den Jünglingen aus den Händen geſpielt um ſie dafür mit ſogenannten höhern Kenntniſſen zu beſchenken, ſo weiß ich nicht ob ihnen, wenn ſie gleich alles gelernte Scientifiſche im Gedächtniß behielten, der Schade jenes Verluſts erſetzt würde. Was man zu früh lernet, lernet man nicht recht. Ein metaphyſiſches Kind, ein ſyſtematiſcher Knabe ohne Materialien, ohne alle Blüthe der Erkenntniß iſt ein junger Greis, der verwelkt war ehe er blühte. Schaffe der Jugend erſt Reichthum an Sachen und mancherlei ſinnliche Gewißheit; die Deutlichkeit gelehrter Begriffe wird aus ihnen, wie die Frucht aus dem Keim und der Blüthe, zu ihrer Zeit werden.

Es verſteht ſich hiebei daß man weder bei Alten noch Neuern Worte von Gedanken, Ausdruck von Sachen zu trennen habe; gedankenloſe Worte, der ſchönſte leere Ausdruck iſt eine verwelkte Blüthe. Wer in den Alten nur Phraſes fängt, hat nicht einmal Schmetterlinge gefangen; er haſchte nach dem Staube ihrer Flügel. Wer in den Neuern nur Formeln und Ausdrücke aufjagt, füllet den Kopf ſeiner Lehrlinge vollends mit Spinngewebe. — Aber gute Sachen, wohl geſagt, ihnen darſtellen, treffliche Beiſpiele, ſchön vorgeſtellt, ihnen entwickeln, wohlgeordnete Bilder und Phantaſien in einer ſchönen Sprache ihnen ins Gemüth prägen, das bildet und nützet lebenslang. Ein Jüngling der in dieſen Uebungen verſäumt, in dieſen Wiſſenſchaften verwahrloſet iſt,

wird ſie ſich mühſam und ſpät erſetzen; dagegen das ſogenannte Höhere ſich auf ihren Grund zu rechter Zeit ſelbſt bauet.

Nur liege auch den ſchönen Wiſſenſchaften Wahrheit zum Grunde! Ein Lehrer der in den höhern Wiſſenſchaften erfahren iſt, wird dieſe bei jeder ſeiner Vorübungen im Sinn und Hinterhalte haben, wenn er ſie auch nicht der Form nach treibet. Denn muß nicht, vom Buchſtabiren und Leſen an, ein Menſch wiſſen was er lieſt? und wenn er zu den Uebungen der Schreibart geht, muß er nicht wiſſen was er ſchreibet? Es wäre die äußerſte Schande leer Stroh zu dreſchen, wenn in jeder Literatur die Felder voll Früchte ſtehen, und wenn die Frucht in Speiſe verwandelt werden ſoll, o ſo unterſcheide man nur zwiſchen geſunder und ungeſunder Speiſe. Ein an guten und ſchönen Muſtern geübter Jüngling, der ſeine Kräfte fühlt, wird unmöglich ſach- und wortarm bleiben. Mit der Materie wird ſich ihm die Form eindrücken; unvermerkt wird er in dieſer fortdenken, fortſchreiben und wenn es das Glück will, forthandeln. Leſet ihm gut vor, und er wird, ohne daß er's weiß und faſt will, gut leſen lernen. Laſſet ihn ſich an guten Muſtern üben und das Schlechte ihm nicht bekannt werden, bis er ſich jene eigen gemacht hat, ſo wird er auch in den höhern Wiſſenſchaften gut denken, mithin auch gut reden, denn das ſchönſte Kleid der Gedanken iſt immer das engſte, das anſchließende Kleid der Wahrheit.

2. Die ſchönen Wiſſenſchaften, recht verſtanden, haben den Vorzug daß ſie für alle Stände und Geſchäfte ſind, ſtatt deſſen jede höhere nur ein abgeſondertes Feld bauet; ſie müſſen alſo, zumal mit der Jugend, in dieſer Allgemeinheit getrieben werden.

In frühern Jahren weiß niemand ſo leicht wozu er lernt, der Beruf und die Geſchäfte des Lebens hangen nicht immer von unſerer Neigung und Willkür ab. Iſt alſo ein Menſch gar zu einſchließend und abgeſchränkt auf eine höhere Wiſſenſchaft oder Lebensſphäre

vorbereitet worden und das Glück iſt ihm ungünſtig, ſo iſt er verloren. Er kann nicht ſeyn was er ſeyn wollte, und er war nichts außer dieſem.

Zudem ſo hat eigentlich kein Geſchäft und keine Wiſſenſchaft eine ſo abgezäunte Sphäre daß ſie nicht mit andern zu thun hätte; völlige Einſeitigkeit alſo in Einem Fache gebiert nichts als Haß und Neid, unbillige Verachtung und taube Unſchicklichkeit gegen jedes andere, das uns vielleicht zunächſt gränzet. Der pure Juriſt verachtet den Theologen ſo unbillig als dieſer jenen aus Rache oft mißverſtehet und mißbraucht. Der Metaphyſiker verketzert den Poeten, wie dieſer jenen verſpottet — alles nicht zur Ehre der Wiſſenſchaft oder zum Nutzen des gemeinen Weſens, das aller bedarf und jeden Würdigen in ſeiner Art ſchätzet und ehret. Die ſchönen Wiſſenſchaften und der geſunde Verſtand ſind gleichſam die Gemeinflur, wo ſich alle höheren Kenntniſſe zuſammenfinden und erholen; wo jede ihres beſondern Amts vergißt und ſich des allgemeinen Zweckes der Menſchheit erinnert. Iſt dieſer Platz von Jugend auf von allen beſucht und beſtellt worden, ſo ſind ſie gleichſam Jugendfreunde; ſie haben einerlei Philoſophie des Lebens gelernt, und ſich zu ihren verſchiednen Geſchäften in Einer Schule bereitet.

Und da öffentliche Anſtalten für die Wiſſenſchaften Verſammlungsörter ſind, aus denen die Lehrlinge nachher in alle Stände und Aemter gehen, ſo können dieſe Gemeinfluren, als Vorübungen für alle, nicht ſorgſam und unparteiiſch genug angebauet werden. Es iſt nicht gut wenn Schulen bloß für Theologen ſind, und alle Vorübungen in ihnen, als ob nur Theologen daher kommen ſollen, getrieben werden; es wäre aber eben ſo übel, wenn irgendeine andere Wiſſenſchaft oder Facultät ſich ausſchließend zum Zwecke machte. Die ſchönen Wiſſenſchaften heißen humaniora; ſie dienen der Menſchheit und ſollen ihr in allen Ständen und Formen dienen. Sie ſind zu etwas mehr da als äſthetiſch zu predigen oder

anakreontiſch zu dichten; auch der Staatsmann ſoll ſich an ihnen nicht nur ergötzen, ſondern durch ſie bilden; auch der Philoſoph und Meßkünſtler ſoll an ihnen ſein geſundes Gefühl ſtärken. Alle ſind wir Menſchen, und ſollen Humanität lieben; auch waren's zu allen Zeiten und in allen Ständen Zierden der Menſchheit, die ſie geliebt und geübt haben.

3. Es ergibt ſich aber auch hieraus was eigentlich ſchöne Wiſſenſchaften ſind, die dieſen Namen verdienen; **Humaniora** ſind's. Wiſſenſchaften und Uebungen die das Gefühl der Menſchlichkeit in uns bilden. Wodurch dieß gebildet wird, das iſt ſchöne Wiſſenſchaft; wo nicht, da iſt ſie's nicht, mit welchen Titeln ſie auch prange.

Man rechnet Sprachen und Poeſie, Rhetorik und Geſchichte dazu; es kommt aber immer darauf an wie Sprachen und Poeſie, Rhetorik und Geſchichte getrieben werden, ſonſt können auch ſie häßliche, unnütze Wiſſenſchaften bleiben. Der Sinn der Menſchheit (**Sensus humanitatis**) macht ſie zu dem was ſie ſeyn ſollen; alsdann iſt aber auch die Philoſophie ihnen nicht fremd oder widrig, vielmehr müſſen ſie alle mit einer Art Philoſophie getrieben, und durch ſie zur Humanität belebt werden; eine ſolche Philoſophie iſt gewiß **doctrina humanitatis**. Es iſt unläugbar daß die alten Theoriſten, Ariſtoteles und Quintilian, dieſen Sinn der Menſchheit bei ihrem Unterrichte mehr im Auge hatten als die meiſten neuern Theoriſten. Ariſtoteles unvollſtändige Poetik zergliedert die griechiſche Tragödie, und will ſogar ihr die Reinigung der Leidenſchaften zum Zweck machen; ein Lehrer der Wiſſenſchaften, der den Homer und Sophokles in dieſer Abſicht erklärt, hätte eine große Bahn vor ſich. Ariſtoteles Rhetorik iſt ebenſo voll von Kenntniß der menſchlichen Seele und der Leidenſchaften als voll Kenntniß der bürgerlichen Zwecke und Geſchäfte, zu denen geredet werden ſoll. Plutarchs Schriften ſind alle in dieſem zarten Sinne der Menſch-

heit geſchrieben, ſowohl ſeine Abhandlungen als Lebensläufe; Cicero ſelbſt kommt ihm hierin nicht bei. Quintilian iſt eine Tenne voll goldner, gereinigter Weisheitskörner. Unter den neuern Theoriſten hat ſich Rollin inſonderheit nach dem Geſchmacke der Alten gebildet, und unter uns hat inſonderheit Sulzer in dieſem Geſchmacke des Wahren und Guten theoriſiret. Mit dieſen und andern Hülfsmitteln theils unter den genannten, theils unter andern Nationen, läßt ſich in unſern Tagen wohl eine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften vortragen, von der man ſagen kann daß ſie den höhern mit Geiſt und Leben diene. —

Wie aber Theorie allein nicht alles thut, ſo kommt's am meiſten auf Beiſpiele ſolcher an die in den höhern Wiſſenſchaften mit dem wahren Sinne der Menſchheit und in den ſchönen mit Sinn und Vorgeſchmack der höhern geſchrieben und gehandelt haben. Ich will mein Lied nicht doppelt ſingen, und die alten Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen, bei denen alles noch glücklicherweiſe Eins war, abermal und aufs neue rühmen. Auch unter den Neuern hat jede höhere Wiſſenſchaft ſchöne Genien gehabt, die ſie im wahren Geiſte der Menſchheit behandelt haben, wie es auch an Dichtern nicht gefehlt hat die mehr als Dichter waren, und dieß Mehrere ihren Werken eindrückten. Ich darf von den letzten nur die Namen eines Daute, Petrarca, Taſſo, eines Milton Swift, Pope, eines Haller, Witthof, Lichtwer, Leſſing und Käſtner nennen; ſowie unter jenen an Thuan und Montaigne, Sidney und Shaftesbury, Machiavell und Sarpi, Erasmus und Grotius erinnern, um das Andenken ſo vieler andern in andern höhern Wiſſenſchaften zu erneuern. Ein Lehrer der Humanität der im Geiſte dieſe Männer lehret, wird, und wenn, wie in Trotzendorfs Schule, Heere von Jünglingen von ihm für alle Stände und Aemter wären, für alle lehren. Er wird nicht mellitos verborum globulos, dictaque papavere et sesamo

sparsa auswerfen: qui inter haec nutriuntur, non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant, ſondern Stoff und Form geben, daß der Geiſt ſeiner Schüler hell, ihre Phantaſie und Sinne wohlgeordnet, ihr Ausdruck durch Wahrheit ſchön und geſchmückt durch Einfalt werde, am meiſten aber daß ſich in ihnen der Sinn bilde die Menſchheit überall zu lieben und ihr wahres Gute zu befördern — der beſte Einfluß in die höhern Wiſſenſchaften ſowohl als die große Kunſt des Lebens.

II.

Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten.

Eine Preisſchrift. 1778.

Utcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.
Horat.

Nach vielen Zeugniſſen der Alten war Poeſie bei ihnen vom ſtärkſten Einfluſſe auf die Sitten. Sie, die Tochter des Himmels, ſoll, wie die Dichtung ſagt, den Stab der Macht gehabt haben Thiere zu bändigen, Steine zu beleben, den Seelen der Menſchen einzuhauchen was man wollte, Haß und Liebe, Muth und Sanftmuth, Ehrfurcht gegen die Götter, Schrecken, Zuverſicht, Troſt, Freude. Sie ſoll's geweſen ſeyn, die rohe Völker unter die Geſetze, Verdroſſene zu Kampf und Arbeit, Furchtſame zu Unternehmungen in Todesgefahr muthig und geſchickt gemacht. Sie war das älteſte und nach der Erzählung das wirkſamſte Mittel zur Lehre, zum Unterricht, zur Bildung der Sitten für Menſchen und Bürger. [1]

[1] Mercuri, nam te docilis magistro
Movit Amphion lapides canendo —
Mercuri, facunde nepos Atlantis,
Qui feros cultus hominum recentum
Voce formasti —
— gelidove in Haemo
Unde vocalem temere inseculae
Orphea silvae
Arte materna rapidos morantem
Fluminum lapsus etc. —
Horat.

Der Stellen, die ein Gleiches ſagen, ſind bei den Alten ſehr viele.

Wie? ſind alle dieſe Nachrichten Fabel und ſelbſt Poeſie? oder, wenn ſie Wahrheit enthalten, wie konnte Plato ihr den Eingang in ſeine idealiſche Republik verſagen?

Oder hatte ſie die Wirkung; hat ſie ſie noch? Was hat ſich geändert? ſie ſelbſt, oder die Welt um ſie, Zeit, Sitten, Völker?

Und hätte ſie ſie nicht mehr, was iſt an ihre Stelle getreten? Etwas beſſeres? ſchlechteres? nichts? Und wie könnte man ihr in den beiden letztern Fällen ihre alte Würde und Hoheit wiedergeben? ihr zurückhelfen auf den Thron ihrer Väter?

Oder wäre ſie ſo tief verfallen daß ſie ſogar üblen Einfluß auf den Charakter und das Glück der Menſchen hätte; wie könnte man dieſem Uebel ſteuern? ihr das Gift nehmen? und die verderbten Seelen der Menſchen zur reinern Sprache des Olympus wieder gewöhnen? —

Mich dünkt, dieſe und andere Fragen liegen vor mir. Ein weites Gebiet! groß, wie die Geſchichte gebildeter und ungebildeter Nationen. Zugleich umfaſſet es Tiefen der menſchlichen Seele, ihre edelſten Kräfte in Wirkung und im Empfange fremder Wirkung, in dem was wir Sitten, Charakter, Gutes und Böſes im einzelnen und im ganzen, Menſchen- und Völkerglückſeligkeit nennen.

Nichts iſt angenehmer und lehrreicher als die Ausſicht auf ein ſolches Feld und eine ſolche Ausbeute der innerſten Menſchengeſchichte; nichts iſt aber auch ſchwerer als dieß Feld zu ordnen und dieſe Ausbeute zu Tage zu legen. Soll ich alſo, da ich von Poeſie ſchreibe, eine poetiſche Muſe, oder da ich von ihrem Einfluß auf die Sitten ſchreibe, Wahrheit und Geſchichte zum Beiſtande rufen? Mich dünkt, das letzte. Von Poeſie als ein Poet zu reden, bringt nicht weit; biſt du der, ſo rede nicht von ihr, ſondern zeige ſie ſelbſt, dichte. Auch über Wirkungen und empfangene Einflüſſe der menſchlichen Seele allgemein zu ſprechen, ohne beſondere Zeugniſſe, Proben und Gewährleiſtung deſſen was man behauptet, kann nie

weit bringen, und am mindeſten weit bei einer ſo großen und verflochtenen Frage als hier die Wörter „Poeſie, Einfluß, Sitten, alte und neue Zeiten“ in ſich ſchließen müſſen. Allgemeine Behauptungen [1] über ein ſolches Thema lieſet man mit Widerwillen und Ekel; man weiß nie wo man iſt, noch wovon man, beſtimmt geſagt, redet. Die Akademie hat durch die Beſtimmung „alte und neue Zeiten“ einen Wink gegeben daß die Frage nach der Geſchichte, aus den Sitten der Zeiten und Völker, beantwortet werden ſolle; und das ſey, nach einem kurzen Capitel über das Allgemeine, der Gang dieſer Abhandlung. Erſchöpft kann in ihr nichts werden; einzelne Früchte und Blumen einer langen und mühſamen Ernte bringe ich dar.

I. Was iſt Poeſie, wirkende Dichtkunſt? und wie wirkt ſie auf die Sitten der Menſchen?

II. Wie wirkte ſie bei den vornehmſten Nationen der Alten, die wir näher kennen? bei Ebräern, Griechen, Römern und etwa den nordiſchen Nationen?

III. Welche Veränderung geſchah mit ihr in den mittlern und neuen Zeiten? und wie und was wirkt ſie jetzt? [2]

[1] Außer dem was in allen Poetiken zum Beſten der Poeſie ſteht und ſtehen muß, haben Fraguier (T. I. II. der Mémoir. de l'acad. des belles lettres), Maſſieu (T. II. derſelben Mémoir.), Racine (T. VIII.) und andere genug darüber geſchrieben, deren Verzeichniß man in Schmids Literatur der Poeſie (Leipz. 1775.) S. 151 — 57 finden und ſich ſelbſt vermehren kann. Das gröbſte was meines Wiſſens gegen die Poeſie geſagt iſt, und zwar nicht unter dem Scheine der Andacht, ſondern des geſunden Verſtandes und der Wahrheit, ſteht in den Parrhasianis p. 1 — 130, deren ſonſt verdienter Verfaſſer aber bei Erklärung bibliſcher Poeſien genugſam gezeigt hat daß ihm für Dichtkunſt der Sinn fehlte. Es iſt der berühmte le Clerc (Clericus).

[2] Die Preisſchrift der Akademie zu Mantua „über den Einfluß der Dichtkunſt in die Politik“ vom Jahr 1770 habe ich nicht geleſen. Die Schrift die am meiſten Aehnlichkeit mit unſrer Aufgabe hätte, wären Dr. Browns

Nothwendig fordert ein Umfang ſolcher Fragen daß wir uns, ſoviel wir können, in jede Zeit, unter jedes Volk ganz hinſtellen, und nicht, wie die Schnecke ihr Haus, unſre enge eigene Denkart allenthalben umhertragen. Die ſchönſten und ſchlechteſten Einflüſſe der Dichtkunſt ſind doch fein und vorübergehend genug, um bei entlegenen Völkern und Zeiten ſie auch nur in einem Schatten wahrnehmen zu können, der an die Wirklichkeit erinnere.

Erſter Abſchnitt.

Was iſt wirkende Poeſie? und wie wirkt ſie auf die Sitten und Völker der Menſchen?

Iſt Poeſie das was ſie ſeyn ſoll, ſo iſt ſie ihrem Weſen nach wirkend. Sie, die Sprache der Sinne, erſter mächtiger Eindrücke, der Leidenſchaft und der Einbildungskraft. Sie, der Ausdruck großer Handlungen, und der Freude oder des Schmerzes, mit welchen man ſie erlebt, geſehen, bewirkt, oder ihr Andenken empfangen hat, Poeſie, die Sprache der Liebe und des Haſſes, der Furcht und Hoffnung — wie ſollte dieſe nicht wirken? Natur, Empfindung, die ganze Menſchenſeele floß in die Sprache, drückte ſich in ſie, als ihren Körper, ab; wirkt alſo auch durch ihn in alles

Betrachtungen über Poeſie und Muſik (überſ. Leipz 1769), deren Verfaſſer bekanntermaßen die ſcharfe Schätzung der Sitten ſeiner Zeit geſchrieben hatte. Da er aber mehr einer Kunſthypotheſe nachgeht, der (bei allen Uebertreibungen worin ſie ſich verirret) doch nicht ganz Gerechtigkeit geſchehen iſt, ſo hat er freilich die beſten Sachen nur berühren, oft ſchief berühren müſſen. Ich ſchweige davon was über die Sittlichkeit der Schaubühne, anakreontiſcher Dichter u. ſ. w. häufig für und gegen geſchrieben worden. Praschii Werk de variis modis moralia tradendi iſt eine bloße Compilation.

was gleicher Natur iſt, in alle mitempfindenden Seelen. Wie der Magnet das Eiſen ziehet, wie der Ton einer Saite die andre regt, wie jede Bewegung, Leidenſchaft und Empfindung ſich fortpflanzet und mittheilt wo ſie nicht Widerſtand findet, ſo iſt auch die Wirkung der Sprache der Sinne, d. i. der Poeſie allgemein und im höchſten Grade natürlich. Sie drückt ſich der Seele ein, wie ſich Bild und Siegel in Wachs oder Leim formet. [1]

Je wahrer alſo, je kenntlicher und ſtärker der Ausdruck unſerer Empfindungen iſt, d. i. je mehr es wahre Poeſie iſt, deſto ſtärker und wahrer iſt ihr Eindruck, deſto mehr und länger muß ſie wirken. Nicht ſie, ſondern die Natur, die ganze Welt der Leidenſchaften und Handlungen, die im Dichter lag, und die er durch die Sprache aus ſich zu bringen ſtrebet — dieſe wirket. Die Sprache iſt nur Canal, der wahre Dichter nur Dolmetſcher, oder, eigentlich, der Ueberbringer der Natur in die Seele und in das Herz ſeiner Brüder. Was auf ihn wirkte und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch ſeine, nicht durch willkürliche, conventionelle, ſondern durch Naturkräfte. Und je offener die Menſchen ſind dieſe zu fühlen oder zu ahnen, je mehr ſie Augen haben zu ſehen was in der Natur geſchieht, und Ohren zu hören wie es ihnen der Bote der Schöpfung mittheilt, deſto ſtärker wirkt nothwendig die Dichtkunſt in ihnen. Und ſofort wirkt ſie aus ihnen weiter. Je mehr ſie auf Menſchen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinſchaftlich empfangen, und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne mittheilen, deſto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung, die aus ihr quillet, zu; der dichteriſche Glaube kann Glaube des Volkes, Handlung, Sitten, Charakter, Theil ihres Schadens oder ihrer Glückſeligkeit werden. —

[1] Es ſind dieß meiſtens Gleichniſſe und Bilder die Plato, Cicero und die Dichter ſelbſt von der Art ihrer Wirkung gebraucht haben; es wäre zu weitläuftig die Stellen alle zu citiren.

Nun haben es ſchon treffliche Männer unterſucht, in welchem Zuſtande und Zeitalter das menſchliche Geſchlecht und ſeine Geſellſchaft dieſer Sprache der Natur, ihrer Sinne und Leidenſchaften am offenſten und fähigſten ſey, und alle [1] haben es für die Kindheit und Jugend unſers Geſchlechts, für die erſten Zuſtände einer ſich bildenden Geſellſchaft entſchieden. Solange ein Menſch noch unter Gegenſtänden der Natur lebt die ihn ganz berühren; je mehr er Kind [2] dieſer lebendigen, kräftigen, vielförmigen Mutter iſt, an ihren Brüſten liegt, oder ſich im erſten Spiele mit ſeinen Mitbrüdern, ihren Abdrücken und ſeinen Nebenzweigen auf einem Baume des Lebens freuet; je mehr er ganz auf dieſe wirkt und ſie ganz auf ſich wirken läßt, nicht halbiret, meiſtert, ſchnitzelt, abſtrahiret; je freier und göttlicher er, was er empfangen hat, in Sprache bringen kann und darf, ſein Bild von Handlungen ganz darſtellt und durch die ihm eingeborne, nicht aufgeheftete Kraft wirken läßt; endlich je treuer und wahrer die Menſchen um ihn dieß alles empfangen, aufnehmen wie er's gab, in ſeinen Ton geſtimmt ſind, und Dichtkunſt auf des Dichters, nicht auf der Zuhörer Weiſe wirken

[1] Ich will beſonders und vor allen nur Blackwells Unterſuchung über Homers Leben und Schriften (überſetzt Leipz. 1776), Woods Verſuch über das Originalgenie Homers (überſ. Frankf. 1773), Blairs Abhandlung über Oſſian (vor der Denisſchen Ueberſetzung deſſelben) nennen; denn die meiſten Neuern haben aus dieſen geſchöpfet, ſo wie ſie wiederum die Samenkörner ihrer beſten Betrachtungen in den Alten ſelbſt fanden. Wenn viele den Satz ſo mißverſtanden haben als ob in gebildeten Staaten kein Dichter leben und werden könne, ſo muß man den Mißverſtand beſſern, nicht aber die Wahrheit der Geſchichte aufgeben oder verändern.

[2] *ἰδιώτης πᾶς καὶ ἀπαίδευτος τρόπον τινα παῖς ἐστὶ.*

Στραβ.

Det primos versibus annos
Maeoniumque bibat felici pectore fontem.

Petron.

laſſen: da lebt, da wirkt die Dichtkunſt; und gerade iſt dieß in den Zeiten der ganzen wilden Natur, oder auf den erſten Stufen der politiſchen Bildung. Weiterhin, je mehr Kunſt an die Stelle der Natur tritt und gemachtes Geſetz an die Stelle der lautern Empfindung (Zuſtände in denen die Menſchen nichts mehr ſind, oder was ſie ſind, ewig verhehlen), wo man ſich Sinne und Gliedmaßen ſtümmelt, um die Natur nicht zu fühlen oder nicht von ſich weiter wirken zu laſſen; wie iſt da Poeſie, wahre, wirkende Sprache der Natur möglich? Lüge rührt nicht; Kunſt, Zwang und Heuchelei kann nicht entzücken, ſo wenig als Nacht und Finſterniß erleuchten. Dichtet (im wörtlichen Verſtande), dichtet immer;[1] erdichtet euch eine Natur, Empfindung, Handlung, Sitten, Sprache — die große Mutter der Wahrheit und Liebe ſieht euerm Spiele zu, ſie lacht oder jammert. Die wahre Poeſie iſt todt, die Flamme des Himmels erloſchen und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Aſche übrig.

Das iſt alſo Dichtkunſt und ſo wirkt ſie; aber was wirkt ſie? wie bringt ſie Sitten hervor? und ſind dieſe gut oder böſe?

Mich dünkt, dieſe Fragen allgemein zu beantworten iſt gar nicht möglich. Alle Gabe Gottes in der Natur iſt gut, und ſo auch die große Gabe über ſie alle, ihre lebendige Sprache. Sinne, Einbildung, Handlung, Leidenſchaft, alles was die Poeſie ausdrückt

[1] *οὐ τέχνῃ ποιοῦσι ἀλλὰ θείᾳ δυνάμει — οὐχ' οὗτοι εἰσιν, οἳ ταῦτα λέγοντες, ἀλλ' ὁ θεός αὐτός ἐστιν ὁ λέγων.*

Plat.

Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ,
μαθόντες δὲ, λάβροι
παγγλωσίᾳ, κόρακες ὡς,
ἄκραντα γαρύετον
Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον.

Pindar.

und darſtellt, iſt gut; mithin kann auch ihr Eindruck auf andere, durch Harmonie und Einſtimmung, nicht böſe genannt werden.“ [1] So wie aber alles in der Schöpfung und gerade das Edelſte am meiſten mißbraucht wird, ſo kann auch die Poeſie, der edle, entzückende Balſam aus den geheimſten Kräften der Schöpfung Gottes, ſüßes Gift, berauſchende, tödtende Wolluſt werden. Saecli incommoda, pessimi poetae — — Das liegt alsdann nicht an der Sache, ſondern am Mißbrauche; und eben weil es nur an dieſem, und alſo ganz in den Händen der Menſchen liegt, müſſen die Gränzen um ſo ſorgfältiger geſchieden, die Gegend des Mißbrauches um ſo genauer verzäunt und verwarnet werden.

Wir öffnen alſo ohne alle weiteren metaphyſiſchen Umſchweife von dem was Poeſie, Einfluß, Zeitalter, gut und böſes heiße, das Buch der Geſchichte; ſie ſoll beweiſen, lehren, warnen und entſcheiden.

Zweiter Abſchnitt.

Wie wirkte Poeſie bei den vornehmſten Nationen der alten Welt, die wir näher kennen, bei Ebräern, Griechen, Römern und nordiſchen Völkern?

Erſtes Capitel.

Wirkung der Dichtkunſt bei den Ebräern.

Daß dieſes Volk herrliche wirkende Poeſie gehabt habe, können auch ſeine Feinde nicht läugnen; und was inſonderheit den Geiſt ihrer Dichtkunſt, die Art und Abſicht ihrer Wirkung betrifft, darin dünkt mich, ſind ſie das ſonderbarſte und einzige Muſter der Erde. Auch bloß in Wirkung iſt ihre Poeſie göttlich. Gott iſt's der da ſpricht: vom Geiſte Gottes ſind ihre Gedichte voll; auf Gott fließen

[1] S. Basil. de legend. graecor. libr.

ſie zurück. Ihn darzuſtellen, zu preiſen und zu offenbaren, das erwählte Volk zu ſeinem Volke, zu einem Volke Gottes zu bilden — das allein iſt ihre große reine Abſicht.

Ich übergehe die erſten Denkmale von der Schöpfung und den erſten Schickſalen des Menſchengeſchlechts bis auf die Trennung der Völker. Sie ſind, obwohl ſie dichteriſche Stellen haben, nicht eigentlich Poeſie; jene aber müſſen ſie haben, weil ſie gerade den Inhalt „Himmel und Erde, Schöpfung des Menſchen und ſeinen erſten Zuſtand, die Umarmung der erſten Braut, die erſte Sünde, Gefühl und Fluch des erſten Mörders, das große Gericht der Ueberſchwemmung, nebſt dem Wiedergefühle der erneuerten Erde beim erſten lachenden Regenbogen" — dieſe und dergleichen große Dinge enthalten. Die einfachſte Erzählung deß allen, jedesmal nach dem erſten urſprünglichen Eindruck, muß natürlich die wunderſamſte Wirkung machen: ſie macht ſie noch auf alle Kinder und unbefangenen Gemüther; ja ſie hat ſie auf der ganzen Erde gemacht, unter allen Völkern, wo je dieſe Urſagen der Welt hindrangen. Ueberall finden wir ſie in der älteſten Geſchichte, Einrichtung und Religion ſelbſt der entlegenſten und wildeſten Völker, nur meiſtens verſtellt, verändert und oft tief verkleidet, wieder; finden ſie immer deutlicher wieder, je älter das Volk iſt und je mehr es ſeine erſten Denkmale erhalten, ſehen ſodann immer deutlicher wie die erſten Geſetzgeber, Dichter und Weiſe in Bildung einzelner Völker auf dieſe Urſprünge der Menſchenkenntniß mehr oder minder gebauet haben; [1]

[1] Cythara crinitus Iopas
Personat aurata, docuit quem maximus Atlas.
Hic canit errantem lunam, solisque labores,
Unde hominum genus etc.
— Silenus — canebat uti magnum per inane coacta Semina, terrarumque etc.

Von den Griechen ſ. das ganze erſte Buch von Fabric. Bibl. Gr., und von allen Völkern ihre alte Mythologie, Kosmogonie u. dergl.

mithin hatten dieſe geringen poetiſchen Ueberbleibſel die größte Wirkung und ein ziemlich unerkanntes, oft angeſtrittenes, aber um ſo edleres Verdienſt um die Sitten der Welt und um die Bildung der erſten Völker. — Indeſſen, da dieſer Gegenſtand zu fern liegt, er auch in einzelnen Büchern oft bis zum verwegenſten Uebermaße ausgeführt worden, und wir ihn bei Gelegenheit der Griechen, vielleicht auf ſeiner deutlichſten Stelle, ins Auge bekommen werden, ſo ſey hier genug von demſelben. Wir wenden uns zur eigentlichen Nationaldichtkunſt des ebräiſchen Volkes.

Dieß Volk war dichteriſch ſelbſt in ſeinem Urſprunge. Ein göttlicher poetiſcher Segen war's, der das Geſchlecht Sems, Abrahams, Iſaaks, Jakobs und ſeiner zwölf Söhne unterſchied,[1] und vom ſterbenden Vater ihnen als Krone auf ihr Haupt geſetzt, als Balſam auf ihre Scheitel gegoſſen wurde. Eſau's Thränen und ſeine lange Rache beweiſe es, wie hoch dieſes Erbe göttlicher Worte geſchätzt wurde. Es ging bis auf Kinder und Kindeskinder hinab; das Geſchlecht Iſmaels hat noch die Sitten des poetiſchen Spruches,[2] der auf ihren Urvater fiel, erhält ſich darin, und rühmet ſich deſſen. „Ihre Hand gegen jedermann, jedermanns Hand wider ſie — die Wüſte, das freie Feld iſt ihnen gegeben." Mit eben dem Glauben und mit noch größerer Entzückung und ſtolzer Freude konnte Iſaaks und Jakobs Geſchlecht an ſeinem Geſchlechtsliede hangen. Sitten und Schickſale waren ihm darin vorgeprägt; das Geſicht Jakobs über ſeine Söhne enthält auf eine bewundernswürdige Weiſe ihr Bild, ihre Sitten, ihre Geſchichte

[1] 1 Moſ. 9, 24—27. 1 Moſ. 15, 12—17. 1 Moſ. 27, 27—46. 1 Moſ. 49, 1—27.

[2] S. Sale, Einleitung zum Koran, und eine eigne Abhandlung davon in *Delany's* revelat. examined with candour T. II. Was Genealogien, Geſchlechtsſegen und Ruhm der Väter auf alle Stämme und Völker der Morgenländer für Wirkung haben, iſt aus Nachrichten und Reiſebeſchreibungen bekannt genug.

im erſten Abdrucke und bis in die ſpäteſten Zeiten. Die Wirkung dieſer Lieder aufs ganze Geſchlecht war mehr als ein Golderbe, als todte Wappenbilder und erſtrittene Fahnen. Als nach Jahrhunderten ihr Befreier und Geſetzgeber dem muthloſen und unterdrückten Volke erſchien; ſollte er ihnen keinen andern Namen nennen, der ihnen Muth und Gefühl von der Würde ihres Urſprungs gebe als den Gott ihrer Väter, den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs.

Er that's, er errettete ſie durch Wunder und Zeichen, und als er ſie, nun ſein Volk, ein Volk Gottes, in ſeinen Händen hatte, wie umfing er ſie, womit gab er ihnen den erſten Eindruck? Durch Poeſie! durch das herrliche Lied ihres Ausgangs,[1] das in der Urſprache, auch dem Schalle nach, ganz lebendige Dichtkunſt, als Mauer daſteht am Schilfmeere, ſo wie ſein letztes Lied[2] als die andere Mauer am Berge Pisga. Dort iſt man unter Pauken und Tänzen der erretteten Männer und Weiber; hier — wer hat dieß Lied geleſen und hat nicht gefühlt: ſo hat kein Geſetzgeber geendet! Die ganze Seele und das Herz Moſes, ſein Geſetz, ſein Leben, das Herz, die Sitten des Volks, ſeine Beſtimmung, Glück und Unglück, ſeine ganze Geſchichte iſt in dem herrlichen Liede. Es ſollte ein Denkmal des Geſetzgebers, ein Lied ſeyn das auf die Sitten und das Herz des Volkes ewiglich wirkte. Die rührende Wiederholung des Geſetzes im fünften Buche voll Geſchichte, Fluches und Segens war dazu Vorbereitung, lebende Grundlage zu einer lebendigen Denkſäule, und der darauf folgende Segen[3] (der wenig veränderte Segen ihres letzten Stammvaters) war der dichteriſche Kranz der die Bildſäule krönte. Welcher Geſetzgeber wollte tiefer auf Sitten ſeines Volkes wirken als

[1] 2 Moſ. 15, 1—21.
[2] 5 Moſ. 32, 1—44.
[3] 5 Moſ. 33, 1—29.

Moſes? Selbſt Lykurg iſt ihm nicht zu vergleichen; und wenn er nun die Wirkung ſeines Daſeyns in Worte zuſammennahm, ward's — ein Lied.

Auch umliegende Völker mußten ſo auf dieß Volk wirken. Die Geſchichte Bileams [1] zeigt welche Kraft Moab ſeinen poetiſchen Flüchen zugetrauet habe, die ſich in Segen über Segen auf Iſrael wandeln müſſen. Noch jetzt kann man den höchſtpoetiſchen Ausdruck dieſer Geſichte und Entzückungen [2] nicht ohne Ehrfurcht und heiligen Schauer, zugleich aber auch mit wie hochaufwallender Bruſt leſen; wie mag ſie Iſrael gehört, gelernt, geſungen, empfunden haben; den Fluch ſeiner Feinde wand es ſich als Siegeskranz des Lobgeſanges um ſeine Schläfe.

So zog's in ſein Land: ſeine Siege wurden, in Geſängen die wir nicht mehr haben, dem Volke preisgegeben. [3] Einen derſelben haben wir, und er iſt national, voll Wirkung aufs Volk, auf Freunde und Feinde, auf ſieghafte und müßige Stämme, ſelbſt auf die verſchiedenen Stände und Claſſen des Volkes, als ich ſonſt keinen kenne — das Lied der Heldin und Dichterin Deborah [4] Lob und Tadel, Spott und Ruhm fliegen aus der Hand der Siegerin in mehr als Pindariſchen Pfeilen: an ſeinem lebendigen Feſte muß er große Wirkung gehabt haben! Wie ſie unter Palmen, ſo wohnte Iſrael damals unter Weinſtöcken und Feigenbäumen, genoß die Natur und verſtand ihre Sprache. Als der unterdrückte, verfolgte, kaum entkommene Flüchtling, Jotham, ſeine Landsleute zur Barmherzigkeit gegen ſich und zur Einſicht über ihren blutigen Unterdrücker bringen wollte, that er's — durch eine Fabel. [5] Viel-

[1] 4 Moſ. 22—24.
[2] 4 Moſ. 23 und 24.
[3] Joſua 10, 13.
[4] Richt. 5, 1—31.
[5] Richt. 9, 7—20.

leicht die epiſch- politiſch- und hiſtoriſch glücklichſte Fabel die je geſagt ward: ſie enthält den Urſprung und die Sitten des ganzen Tyrannengeſchlechts auf Erden.

Der zweite König in Iſrael, er, der unter allen Königen die größte Wirkung auf ſein Volk gethan, daß Name und Regierung ihnen das Sprüchwort der Macht und Herrlichkeit eines Königs wurde, war Hirt und Sänger, der lieblichſte Pſalmenſänger [1] den Iſrael gehabt hat, und der eben durch Pſalmen königlich wirkte. Die mächtige, Angſt und Wuth zähmende Harfe war's [2] die ihn an Sauls Hof brachte, ein Siegesreigen der Weiber ſeiner Nation, [3] der ihm Sauls Haß und Neid zuzog. Die Harfe war's endlich die ihn in der Wüſte und auf den Thron, in Leid und Freude, in die Schlacht und zum Altare begleitete und allenthalben den Gott ſeines Volkes pries. Alle Zuſtände ſeines Herzens, die größten und gefahrvollſten Begebenheiten ſeines Lebens floſſen in Lieder, in Lieder von ſo außerordentlicher Wahrheit und Wirkung aufs Herz, daß ſie Jahrtauſende die Probe gehalten und unter den verſchiedenſten Umſtänden und Zeitläufen von außen Herzen erquickt und Seelen regiert haben. In allen iſt der König Iſrael Knecht Gottes, dem Gott hilft; das Volk das ihm anvertrauet war, iſt Gottes Volk, eine Heerde deren Hirt der Herr iſt, und das auch an Sitten unvergleichbar ſeyn ſoll unter Völkern auf Erden. Die Pſalmen Davids ſind eigentliche Nationalpſalmen; auch wenn ſie das Volk ſang, ertönte eine Muſik, von deren Art und Wirkung wir wirklich keinen Begriff haben. Es war der Siegeskranz am Ende ſeines Lebens; [4] ſo „ſprach der König lieblich mit Iſraels Pſalmen," der Geiſt Gottes hat durch mich geſungen: ſein Wort

[1] Sirach 47, 1—13.
[2] 1 Sam. 14, 14—23.
[3] 1 Sam. 18, 7. 8.
[4] 2 Sam. 23, 1—3.

iſt durch meine Zunge geſchehen." Der Ruhm ſeiner Lieder blieb, die Wirkung derſelben überdauerte die Wirkung ſeiner Siege. Das Volk ſang ihn, und die Propheten weckten den Geiſt ſeiner Geſänge wie ihn der Geiſt Moſes erweckt hatte. Er lebet noch. Wir hören ihn um Abner, um Jonathan klagen, [1] und weinen mit ihm; wir hören ihn frohlocken, und frohlocken mit ihm; der Geiſt der um ſeine Harfe ſchwebte, hat große Wirkung gethan auf der Erde und wird ſie thun, wenn vielleicht die Poeſie andrer Nationen ein Traum iſt.

Wie die Regierung Salomo's war, war auch ſeine Dichtkunſt, ein redender Beweis wie Sitten auf Gedichte, und Gedichte auf Sitten wirken. Fein, glänzend, berühmt, ſcharfſinnig, wollüſtig, wie ſie; ſo ſang und regierte er. Die Königin eines fremden Volks kam, ihn mit Räthſeln und Dichtkunſt zu verſuchen [2] und ward überwunden; er war ſo reich an Liedern als an Gold und Pracht und Weisheit; [3] ſeine Sprüche ſind ein Köcher voll Pfeile des ſchärfſten Sinnes und Witzes, ihr Flug iſt befiedert, und ſie treffen das Herz; ſeine Lieder der Liebe ſind die zärteſten, geheimnißvollen Morgenroſen, die im Thale der Freuden je eine Königshand brach; ſein Hof war glänzend, voll Sänger und Dichter, voll Liebhaber und Wetteifrer ſeiner königlichen Muſe; indeſſen zeigt ſein letztes poetiſches Buch, [4] wie der Ausgang ſeiner Regierung, daß alles eitel ſey was ſich nicht auf die Furcht Jehovahs gründe. Weder ihn noch ſein Volk konnte die glänzende oder zarte Dichtkunſt glücklich machen; Iſrael ſeufzte nach einem Könige der kein Poet ſey.

[1] 2 Sam. 3, 33—38. 2 Sam. 1, 19—27.
[2] 1 Kön. 10, 1—9. 2 Chron. 9, 11.
[3] 1 Kön. 4, 29—34.
[4] Der Prediger.

Das Reich zerfiel, und nun gehen hie und da Gesandte Gottes ans Volk, Propheten, Sänger umher; aus der Königsstadt oder aus der Wüste, von Bergen schallt ihre Stimme, die Stimme Gottes an sein Land und seine verlaufenen Söhne. Wer kann noch jetzt sie lesen und wird nicht warm? stolz, oder bange um seinen Gott, den Gott Israels, um seine Worte und Verheißung! Vom Geiste Gottes sind voll die da sprechen; nicht ihre, sondern Gottes Sache, Gottes Wort war's was sie sprachen, es ängstigte oder entzückte sie was sie sahen und hörten, und da mußten sie singen. Jesaias und Habakuk, Hosea und Micha, Amos und Jeremia. Brand zu singen fühlten sie in sich, und Gluth sind ihre Gesänge! Das Land um sie ist Gottes Land, Schauplatz der Thaten Gottes in die tiefste Ferne; das Volk um sie ist Gottes Volk in Fluch und Segen, in Lohn und desto härtern Strafen; da stehen sie und arbeiten, und schildern und bilden vor. Ihre Stimme will den Sturz abwenden, aber vergebens! Der Fall kommt, und nun wird ihre Harfe voll rührender Klage, Trost und Hoffnung. Auch in der Ferne hatten sie den Blick des zerstreuten Volkes auf ihr Land geheftet, richten ihn immer zu den Bergen, von welchen ihnen Hülfe kommen würde, empor. Das Volk blieb immer Volk Gottes auch im fremden Lande; an den Flüssen Babels sitzen sie und weinen, wenn sie an Zion dachten;[1] ihre Harfen hangen an den Weiden verstummt und traurig, „wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande?" Unter Weissagung kamen sie zurück, und unter traurigen Gesängen der Gegenwart, aber großen Gesichten der Zukunft stiegen die Mauern Jerusalems und des Tempels wieder hervor. Die Stimme des Geistes ertönte durch ihre Sänger und Patrioten fort, bis sie wieder ein Volk waren, und auch später in elenden kümmerlichen Zeiten kam immer ein Ton des Trostes, ein Hall der Freude zur rechten Zeit.

[1] Ps. 137.

Glücklich, wenn dieſe göttliche Dichtkunſt jedesmal die Wirkung ganz gethan hätte die ſie thun ſollte, und dazu der Keim in ihr lag! Daß ſie immer ein Brand geweſen wäre der Herzen durchglühte, und ein Hammer der Felſen zerſchlug! Aber freilich war's auch ihr Schickſal, „höret's und verſteht's nicht! ſehet's und merket's nicht!“ [1] Da es hier nicht darauf ankam zu loben, zu bewundern oder die Ohren ſich kitzeln zu laſſen, ſondern zu thun, zu folgen, zu gehorchen, Sitten und Neigungen zu ändern und in einem andern Geiſte zu leben, ſo war das freilich eine zu hohe Forderung, eine zu ſchwere Laſt der Dichtkunſt. Man fürchtete den Propheten, oder haßte und verfolgte ihn. Da der Zweck ſeiner Geſänge ſo hoch über den Zweck der bloßen Menſchendichtkunſt, als ſein Geiſt über den Geiſt dieſer ging, ſo war auch ihr Lohn anders. Statt ſie auf den Parnaſſus zu führen, warf man ſie in die Grube: das Lied von einem Weinberge, der Heerlinge trug ſtatt ſüßer Trauben, war oft die Geſchichte ihrer Wirkung. [2] Dieß lag aber wohl nicht an denen die ſangen, ſondern an denen die hörten; und noch fand zu jeder Zeit ihr Wort, „der Thau der vom Himmel fiel zu machen die Erde fruchtbar und wachſend“, ſeine Stelle.

Groß iſt die Wirkung die die Dichtkunſt der Ebräer auf dieß Volk und durch ſie auf ſo viel andre Völker gemacht hat. Zu welchem Volke that ſich auch in Geſängen und Liedern ſein Gott alſo, wie zu dieſem der ſeine? Die Dichtkunſt der andern ward bald Fabel, Lüge, Mythologie, oft Gräuel und Schande; dieſe iſt und blieb Gottes! die Tochter des Himmels, die Braut ſeiner Ehre und Rächerin ſeines Namens. Wenn unter allen Völkern eben Dichter die erſten Götzendiener, Schmeichler des Volkes und der Fürſten, Tändler und zuletzt Verſchlimmerer der Sitten geworden ſind, daß ihnen faſt nichts mehr heilig bleiben konnte, ſo waren hier

[1] Jeſ. 6.
[2] Jeſ. 5.

gerade Dichter die Eiferer gegen Abgötterei, Selbſtruhm, Schmeichelei und weiche Sitten; ihre Poeſie war Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend. Welche Schilderungen! welche Beſchreibungen desſelben in Hiob, Moſes, den Pſalmen und Propheten! Man ſey Jude, Chriſt oder Türke, man muß ihre Hoheit fühlen, und die reinen Pflichten, die immer daran geknüpft werden, im Staube ehren. Die einzelne Vorſehung Gottes, wo iſt ſie kräftiger geprieſen und erwieſen als in der Geſchichte dieſes Volkes, und in den Liedern, Prophezeiungen, Pſalmen, die aus dieſer Geſchichte reden? Das Chriſtenthum, mit ſeiner ſimpeln göttlichen Weisheit, iſt aus dieſem Stamme geſproßt, zog Saft aus dieſer Wurzel in Bildern und Sprache. Lehre und Troſt, Aufmunterung und Warnung, alles was ein Menſch Gottes bedarf, wornach er dürſtet in den Tiefen ſeiner Seele, iſt hier kräftig enthüllet, oder reizend verhüllet, und wenn alle Menſchendichtkunſt Rauch und Pfütze würde, ſo glänzt in dieſer die Sonne, voll Licht, Leben und Wärme, hoch über Wolken, Dunſt und Nebel.

Aber warum mußten ſo erhabne Lehren und Triebfedern zur Sittlichkeit der Menſchen in eine ſo enge, übertriebene, dunkle Nationaldichtkunſt eines Volkes verhüllet werden? Ich glaube nicht daß jemand ſo fragen könne der den Geiſt dieſer Gedichte an Stelle und Ort gefühlt hat. Für dieß Volk waren ſie ja eigentlich, und ſo mußten ſie in der Sprache, den Sitten, der Denkart des Volkes und keines andern in keiner andern Zeit ſeyn. Nun lebte dieß Volk noch unter Bäumen, wohnte in Hütten, in einem Lande wo Milch und Honig floß; philoſophiſche Grübeleien und ſogenannte reine Abſtractionen, die als aufgehaute Schälle, als unſichtbare Geiſter in der Luft fliegen, waren ihm und ſeiner Sprache fremde. Wie Gott alſo in der Natur zu ihm ſprach und durch alle Begebenheiten ſeiner Geſchichte, ſo wollte auch der Geiſt ihrer Dichtkunſt in ihnen ſprechen, ans Herz, für Sinne und den

ganzen Menſchen. In Bildern konnte geſagt werden was ſich durch mutternackte Abſtractionen nimmer oder äußerſt matt und elend ſagen läßt. Die Sprache der Leidenſchaft und der Geſichte konnte unſichtbare oder zukünftige Welten umfaſſen, Dinge zur Aufmunterung, zum Troſt darſtellen, die erſt eine ſpäte Folgezeit entwickelte, ohne daß durch eine zu lichte Vorſpiegelung eben die Erfüllung des Geweiſſagten verhindert wurde. Es waren Träume des Reichs Gottes, der geiſtigen und feſten Zukunft, in Nebel gehüllt, aber eben in einen erquickenden, geſunden, Himmelsthau triefenden Nebel. — Geſänge dieſer Art ſollten den Menſchen treffen mit Herz, Muth und Sinn; nicht einen leeren Kopf voll Spinnweb der Abſtractionen oder ein philoſophiſches Schattenantlitz. Die himmliſche Leier mußte alſo Saiten haben für jeden in uns ſchlafenden Ton, für jede fühlbare Taſte unſres Herzens. — Ueberdieß wer fühlt nicht daß in dieſem Engen und Eignen des Volkes und der Menſchengattung die beſte Wirkung ihrer Poeſie ruhe?[1] Daß der Geiſt derſelben ſo geheim und zuthätig zu ihnen ſprach, um alle ihre Gegenſtände des Heiligthums, der Natur, des häuslichen Lebens liebreich und vertraulich unherging und eben daraus Seile für ihr Herz wand, Bilder in ihrem Thale ſchuf für Himmel und Zukunft; lag nicht darin eben das Andringliche und Sittliche der Wirkung dieſer Gedichte? Machet ſie zu einer Abſtraction, zum Hirngeſpinnſte für alle Zeiten und Völker, und ſie werden für keine Zeit und kein Volk mehr ſeyn. Der blühende Baum iſt ausgeriſſen und ſchwebt, eine traurige, dürre Abſtractions- und Faſerngeſtalt, über den Bäumen. — Und endlich was iſt's für Wahn, für eine taumelnde, ſtolze Thorheit, zu verkennen wer wir ſind, uns als reine Geiſter, als philoſophiſche Atome zu ſpiegeln, und zu wollen daß Gott ſich uns, wie Jupiter

[1] S. davon manches in Lowth. de poesi sacr. Hebr. inſonderheit Prael. VIII. IX.

der Semele, in dem was er iſt und wie er ſich denkt, offenbare? Wie die ganze Natur Gottes, wie alle Geſchichte zu uns ſpricht, ſo ſpreche auch die Dolmetſcherin beider, die göttliche Dichtkunſt.

Freilich ward dem erwählten Volke ſelbſt dieſe göttliche Dichtkunſt zuletzt Fall. Als der Geiſt von ihnen gewichen und nur noch der Leichnam derſelben, der unverſtandene, mißgedeutete Buchſtabe da war; als man Wörter zählte, Sylben fädelte und den Sinn dahingab, ihn mit eignem Tande, mit müßigen Träumen umflocht und daraus deutete was man wollte; freilich da war Wolke ums Volk und eine Binde um die Augen ihrer Weiſen. Vor lauter Glanz der Bilder ſah man die Sache nicht, erkannte nicht den man kennen ſollte, der Kreis lebendiger Wirkung dieſer Gedichte ans Herz und für die Sitten des Volkes war verſchwunden. Der Zauber war aus; das Land den Heiden gegeben, die es zertraten; Sprache und Denkart ward Hellenismus, ein Gemiſch und Chaos von fremden Völkern und Sprachen; die jungfräuliche Blüthe ihrer Dichtkunſt war weg. Und wann iſt ſie je einem Volke, einem Menſchenleben zum zweitenmale wieder geworden? Es war verlebte Jugend, ein ſüßer Traum verſtrichener blühender Jahre.

Zwar regte ſich der Geiſt der Dichtkunſt noch hie und da im ſtillen, und je reiner, deſto wirkſamer. Auch noch auf dem Bettlersmantel der ſpäteſten Rabbinen [1] ſind Flicke großen Sinnes, Prophetenſtellen, die man bedauert daß man ſie hier und alſo findet. Leider! eben durch ſolche Flicke und Prophetenſtellen zogen ſie ſich zu Titus Zeiten hartnäckig ihren Untergang zu, und wurden ein Ball unter den Völkern der Erde. Entfernt von ihrem Lande, entfernten ſie ſich immer mehr von den heiligen, lebendigen Quellen ihrer Dichtkunſt, ſo theuer ſie dieſe auch bewahren, und eben damit das Aeußere ihrer Sitten und Gebräuche ſich noch eigen

[1] Im Talmud, beſonders in den Sprüchen der Väter, im Buch Zohar u. ſ.

erhalten. Wird einſt eine Zeit ſeyn, da der Geiſt ihrer Propheten ſie wieder beſuche, ihnen Erfüllung zeige, und ſie zum alten Volke des Herrn, ihres Gottes, mache? Jetzt zeigt die Geſchichte und der Charakter dieſes wunderbaren Volkes ſelbſt in ſeinem Falle, von welcher Wirkung die heilige Dichtkunſt einſt auf ihre Väter geweſen, und zum Theile noch auf ſie iſt.

Und welches war, mit Einem Worte, dieſe Wirkung? Sie war göttlich, theurgiſch. Was alle Dichter rühmen, oder in Lügen formeln und in Formeln lügen, das war hier Wahrheit: Eingebung der heilige Quell ihrer Dichtkunſt und die Abſicht ihrer Wirkung nichts unreineres und geringeres als Sitten, das ganze Herz des Volkes im innigſten Verſtande. Es ſollte ein Prieſterthum Gottes, ein königliches Volk ſeyn; nichts anders und zu nichts anderm war die Dichtkunſt. Sie iſt alſo in allem was ſie war und nicht war, was ſie erreichen ſollte und nicht erreicht hat, das merkwürdigſte, lehrendſte Muſter: „wie Dichtkunſt auf Sitten eines Volkes wirken ſollte, und was ſie oft nicht wirke!“

Zweites Capitel.

Wirkung der Dichtkunſt bei den Griechen.

Auch hier war die Poeſie im Anfange göttlich, die Bilderin der Sitten der Menſchen und Völker. Die älteſten Sagen und Märchen Griechenlandes ſchreiben's ihr zu daß ſie die Wilden gebändigt, Geſetze gegeben, ſie den Menſchen eingeflößet und unvermerkt in Gang gebracht habe. Die älteſten Geſetzgeber, Richter der Geheimniſſe und innigſten Gottesdienſte, ja endlich der Sage nach die Erfinder der ſchönſten Sachen und Gebräuche zur Sittlichkeit des Lebens waren Dichter.[1]

Ich mag die Fabeln von Orpheus, Amphion, Linus, Thales und alle den ſiebzig Dichternamen vor Homer, die ſich

[1] Fabric. Bibl. Gr. L. I. Browns Betrachtungen über Poeſie und Muſe. Abſchn. V. Voss. de poet. Gr. etc.

meiſtens wie Spielzeug einer in den andern und zuletzt die meiſten in ein Bild, eine Allegorie ſtecken laſſen — ich mag ſie hier ſo wenig wiederholen als einzeln deuten. Genug, Hymnen der Götter, Geheimniſſe, Kosmogonie, die alten Geſchichten der Urwelt, Geſetze, Sitten, meiſtens auch in Bildern, in Sagen, war ihr Geſang, ihre Lehre und Weisheit. Bei den meiſten ſieht man offenbar woher ſie gekommen, von welchen Geſchichten ſie der gebrochene Nachhall ſind, und Baco nennt die älteſte griechiſche Dichtkunſt mit Recht einen Jüngling, der mit morgenländiſchem Winde zum Zeitvertreibe auf einer griechiſchen Flöte pfeift. Hier iſt's nur unſre Sache den Eindruck zu bemerken den, nach den eignen Märchen der Griechen ſelbſt, dieß alles auf ſie gemacht hat. Von dieſen alten Kosmogonien, Hymnen, Geheimniſſen, Fabeln rechnen ſie ſelbſt ihre politiſche und moraliſche Sittlichkeit her; noch nach Jahrhunderten waren die Namen Linus, Orpheus, Muſäus, Thales — und wie ſie weiter heißen — als Wohlthäter der Weisheit und als Väter ihres Ruhms heilig.

Auch ſpäter, wo die Namen aufhören und wahre Gedichte da ſind, blickt noch dieſer heilige, ſittliche Gebrauch der alten Dichtkunſt durch. Nur von Hymnen und Kriegen der Götter kam man aufs Lob und auf Kriege der Menſchen; die älteſten Aoiden waren heilige Perſonen, jener bei der Klytemneſtra der mächtige unbezwingbare Wächter ihrer Tugend. „Die Fürſten, ſagt Heſiod (noch von der alten Sitte), [1] die Fürſten kommen vom Jupiter; die Sänger von den Muſen und dem Apoll. Glücklich iſt der Mann den die Muſen lieben; ſeine Lippen fließen über von ſanften und ſüßen Tönen. Iſt jemand der in ſeiner Seele einen geheimen nagenden Kummer fühlt: der Sänger, ein Diener der Muſen, hebet nur an das Lob der Götter und alten Helden, ſogleich vergißt

[1] Hesiod. theog. v. 88 — 104.

er ſeinen Kummer und fühlt ſein Leid nicht mehr. Seyd mir gegrüßt, Jupiters Töchter, begeiſtert mich mit eurem mächtigen Geſange!“ So ſahe Heſiod die Dichtkunſt an, und wie ſie der Sänger fürs Vaterland, der wackre Tyrtäus, wie ſie der Sänger für Griechenland, Pindar, brauchte, wie ſie die alten Pythagoreer und Gnomologen anwandten, liegt noch in Ueberbleibſeln zu Tage. Sowohl Trauerſpiele[1] als die meiſten lyriſchen Gattungen ſind aus gottesdienſtlichen Chören und Gebräuchen entſtanden. Plato mit aller ſeiner Weisheit iſt in jeder dunkeln verwickelten Frage von Dichterſprüchen und Sagen der alten Zeit voll;[2] die ihm das verargen, thun ſehr Unrecht, denn ohne ſie wäre nie ein Plato worden. Aus Dichtern der Vorwelt hat ſich alſo, nach Geſchichte und Tradition, bei den Griechen ihre ganze Verfaſſung und Weisheit erzeuget.

Und zwar geſchahen die größten Wirkungen der Dichtkunſt, da ſie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchſtaben, viel weniger geſchriebene Regeln da waren. Der Dichter ſah was er ſang, oder hat's lebendig vernommen, trug's lange mit ſich im Herzen, als ſein Schooßkind umher; nun öffnete er den Mund und ſprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn ſtaunte, horchte, lernte, ſang, vergaß die Götterſprüche nie; ſie waren ihm mit Nägeln des Geſanges in die Seele geheftet. Kam's nun noch dazu, daß der Dichter höhere Abſicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für ſein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geſchlechter hinab war, und dieſen Schatz, und dieſen Drang in ſich fühlte; wie Pfeile

[1] S. von dieſem und anderm Ariſtoteles Dichtkunſt, Voſſius, Scaliger und die unter allen Nationen Europens darüber commentirt haben; bei zu bekannten oder zu viel faſſenden Sachen unterlaſſen wir Citationen.

[2] S. Timäus, Phädon u. ſ.

flogen die Töne aus ſeinem goldenen Köcher ins Herz der Menſchen. Die griechiſche Muſik, Töne, unter griechiſchem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel, Muſen und Grazien halfen den Geſang vollenden.

Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geſchichte ihrer Werke und Productionen, ja ihr Charakter bis auf den heutigen Tag. Sie waren die erſte cultivirte Nation, wie ſelbſt Aegyptier und Phönicier nicht waren. Ihre Sprache war ſo dichteriſch, biegſam, klingend fein und reich, daß man wohl ſieht, frühe Dichter haben ſie gebildet, und ſie konnte wieder neue Dichter wecken. Alles was ſie bei den Nachbarn ſahen, von den Ausländern lernten, faßten ſie rund und ganz, als Gedicht, als ſchöne Weiſe, und bildeten's ſelbſt, bis auf Namen und Geiſt der Sache, nach ihrem Charakter, wie zum Klange der Leier. Die Götter der Aegyptier wurden bei ihnen ſchöne dichteriſche Weſen, ſie warfen überflüſſigen Putz und alles ſchwere Geräth ab und zeigten ſich, wie Mutter Natur ſie geſchaffen, nackt, in ſchöner, menſchlicher Bildung, und dazu, wie es dem Gange der Dichtkunſt und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menſchlicher, oft zu menſchlicher Handlung. Die Kunſt fing mit der Dichtkunſt an zu wetteifern; aus zween Verſen Homers ward Phidias Jupiter, wie durch Offenbarung. Der Geſchmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunſt voll Götter und Helden nicht unähnlich werden; ſie machten ſich alles leicht, kränzten ſich alles mit Blumen. Unter Muſik und Geſang übten ſie ſich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenſchalle und wie im Tanze zogen ſie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den ſchönſten Zeiten waren Leibesübung, Muſik und Dichtkunſt; dieſe ſtanden unter der Aufſicht der Obern und waren von den Geſetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die ſich nun Geſetze und Lehren ſchlangen. Homer war ihnen alles, und der feine

Blick mit dem dieſer alles geſehen, jeden Gegenſtand, nicht ſtraff angezogen, ſondern in ſeinem leichten, reinen Umriſſe, richtig und leicht gemeſſen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältniß in allem, wurde auch ihr Blick. Leichte alſo und natürliche Geſetze, ein geſchicktes Verhältniß der Menſchen gegen einander, waren ihre Anſtalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menſchen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde die ſie noch nicht gehabt; alles zu Tiefe wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle helle, denn aus Homer holten ſie Sittlichkeit, Kunſt und Weisheit, und freilich machten ſie auch aus Homer was jeder wollte, nachdem ihm eine Luſt ankam dieß oder das zu koſten.

Daß in dieſem dichteriſchen Charakter der Griechen alles zu bewundern und nachzuahmen ſey, will ich nicht ſagen. Offenbar ward hiemit manches zu ſehr ſchaugetragen, alles zu flüſſig und leicht gemacht. Die Religion ward auch, der Wirkung und dem Werthe nach, Mythologie, die fremde, zumal alte oder Alltagsgeſchichte Märchen, die Staatsweisheit Rednerei, die Philoſophie Sophiſtik. Wahrer Werth verlor ſich mit der Zeit aus allem, und es blieb ſchönes Spielwerk, bunte Oberfläche übrig. Solange noch Reſte der Heldenzeit da waren und das heilige Feuer der Freiheit hie und da glimmte, waren ſie edel, wirkſam, fochten und fühlten; bald fochten und fühlten ſie, zumal die Athenienſer, nur in Worten, gaben ſich der Cabale, dem Vergnügen und den Rednerkunſtgriffen preis. Im peloponneſiſchen Kriege hungerten ſie lieber als daß ſie tägliches Schauſpiel entbehrten; gegen den Philippus ließen ſie den Demoſthenes fechten, und überwunden, waren ſie, inſonderheit um Lob, die niedrigſten Schmeichler. Das waren ſie unter den Macedoniern und unter den Römern noch mehr; freiwillige Sklaven, wenn ihnen nur der Name der Freiheit und das Lob ihrer Dichtkunſt, Red-

nerei und andrer Siebenſachen blieb. Ihr Charakter, ihr Kriegs- und Nationalglück war alſo auch nur ein Gedicht, d. i. eine ſchöne Fabel, nach Zeit und Auftritten behandelt. So ſind ſie noch (ſ. Guys literar. Reiſe nach Griechenl. Th. I. II.). Lieder kränzen die Ketten, die ſie tragen; Lieder und ihr altes Lob wiegen ſie ein auf dem Ruhebette der Armuth und Verachtung. Hätten ſie weniger poetiſche Talente, vielleicht wären ſie ſtärker, frei, glücklich. — Da indeſſen einige dieſer Stücke, ſo kurz geſagt, zu ſchwer auffallen könnten, ſo muß ich ein paar Worte ausführlich hinzuthun.

Die Griechen waren immer Kinder, wie ſie jener Aegyptier nannte, alſo immer auf etwas neues begierig, und alles neue zum Vergnügen, zur Ergötzlichkeit brauchend. Vielleicht hatten die alten Geſetzgeber, Dichter und Weiſe nur zu ihnen als Kinder geredet; daß ſie aber nun ſolche blieben, alles zur Ergötzlichkeit und zu Märchen machten — mich dünkt, die Wirkung der Dichtkunſt war weder groß noch nützlich.

Die Dame Mythologie hat viele Ritter gefunden, die für ſie fochten, und wenn für eine Mythologie zu fechten war, ſo mag's immer griechiſche ſeyn und keine andere. Aber was heißt Mythologie, und was iſt ſie? Daß anfangs in ihren Grundzügen Bedeutung geweſen, daran iſt nicht zu zweifeln; auch der ärgſte Lügner kann nicht ohne Grund lügen. Aber daß nun ſchon in den älteſten Zeiten die wir kennen, und aus denen wir Gedichte haben, das meiſte bloße Volksſage geweſen; mich dünkt, das iſt auch ſchwer zu läugnen. Schon bei Homer iſt's eine alte Bemerkung daß ſeine Götter unter ſeinen Menſchen ſtehen. Bei dieſen iſt er zu Hauſe; jene ſind ihm nur Maſchinen, die er zur Fortleitung des Gedichts und zum Vergnügen der Hörenden einflocht. So braucht Pindar die Göttergeſchichte auf ſeine, ſo die Tragiker und Komödienſchreiber auf ihre Weiſe. Sie war ein zarter Leim, aus

dem man machen konnte was man wollte, weil der Leim dazu da, und von jeher alles daraus gemacht war.

Nun läßt ſich, auch ſehr dichteriſch gedacht, ein ſolcher mythologiſcher Dichtungskram wohl zur Grundlage einer feſten Sittlichkeit und Religion des Volkes rechnen, wie wir die Worte nehmen? Schon Plato verbannte die Dichter aus ſeiner Republik, und führt die Urſachen an warum er ſie verbannte. Wie mußte ſich Plutarch, der freilich hier mehr den Schulmeiſter als den Philoſophen machte, krümmen, als er die Frage aufwarf: „Wie man die griechiſchen Dichter leſen müſſe?“ — Man ſtelle ſich vor Ariſtophanes Bühne hin, wenn er ſeine Götter aufführt, und frage was das für Eindrücke aufs Volk habe geben ſollen? Da Dichter die Religion ſchmiedeten und verſchmiedeten, und nirgend etwas gewiſſes war, ſo mußten ſich nothwendig ſchöner Aberglaube und Unglaube ins Volk theilen. Daher finden wir die leichtſinnigen, zum Schönen aller Kunſt gebildeten Griechen auf der einen Seite den Ahnungen, den üblen Vorbedeutungen, der Einwirkung der Dämonen ſo ſehr ergeben, als auf der andern Seite ihre Philoſophen willkürlich an Sittlichkeit und Religion flickten, als ob dieſe erſt ganz von ihrem Geſchwätze und Syſtem abhinge, und falls ſie ſich nicht eine erſännen, gar keine da ſey. — Auch ihre erhabenſten Hymnen und prächtigſten Pindariſchen Geſänge ſinken im mythologiſchen Theile, und über die Religion ihrer Schaubühne wird noch lange geſtritten werden können.

Ueber die Griechen ſelbſt in ihrem Zeitalter und Weltende ſind wir in dieſem allem keine Richter; wir aber, jetzt, und wo wir leben, wenn wir den leichten Duft der griechiſchen Mythologie in unſer Eis verwandeln, ſie aus hohem Geſchmacke des Alterthums auch in ihren dürftigen Begriffen, in ihrem leichten Sinne und ſchönen Aberglauben nachahmen wollten; was wäre das? Heſiod, Aeſchylus und Ariſtophanes können ſo wenig das

Maß unſerer Religion und Sittlichkeit im epiſchen Gedichte oder auf der Schaubühne ſeyn, als wenig wir jetzt im alten Athen oder Jonien leben, als wenig unſere Religion das ſeyn ſoll was die ihrige war.

Mit ſolchem Gebrauche der Mythologie war ein anderes Ding verbunden, das, wenn man will, die Dichtkunſt ſchön machte und in Regeln brachte, aber auch bald in ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Wirkung herabſtieß, nämlich ſie wurde im eigentlichſten Verſtande Dichtkunſt, Machwerk. Das Geſchlecht der Aoiden ward eine Zunft, ihre Sängerei Handwerk. Homer, der auch in den kleinſten Zügen, die wir kennen, ſo unendlich ſich an Natur und Wahrheit hielt, machte Sängern Raum die zum Vergnügen des Ohres ſangen, und je beſſer jemand das konnte, deſto mehr war er Poet. Nun entſtanden Dichtungsarten, Provinzen, in die man ſich theilte, die meiſtens das Ohr des Volkes zum Richter und ihr Vergnügen zur Abſicht hatten; man leitete alſo nicht, ſondern folgte. Das Hauptwerk der Dichtkunſt ward jetzt, wie es auch die Kunſtrichter laut ſagen, Erdichtung, Fabelei zum Ergötzen. Der große Sophokles! — wenn man ſeine Perſonen nur mit denen im Homer vergleicht, wie mußte er umbilden, verändern, ſich ſchmiegen, daß ein Theaterſtück, daß ſeine Theaterabſicht erreicht wurde! Und welches war dieſe Theaterabſicht? Der Kunſtrichter Ariſtoteles hat gut ſagen: „die Leidenſchaften zu reinigen;" wie dieß in jedem Moment des griechiſchen Trauerſpiels geſchah, wird immer ein Problem bleiben. Der Philoſoph ſagte ein Geſetz, zog aus den beſten Situationen der beſten Trauerſpiele etwa die beſte Abſicht heraus und gab ſie als Wirkung des Trauerſpiels an; die einzelne Anwendung des Geſetzes iſt das ſchwerſte. Auch kann ich mir nicht vorſtellen daß Athen, wenn ſo viel Trauerſpiele ihre Wirkung thaten, zugleich ſo viel Luſt an Ariſtophanes Stücken

fand, und in denſelben, oft mit ziemlich ungereinigten Leidenſchaften, ſelbſt die Rollen ſpielte. Auch die langen theatraliſchen Wettſtreite ließen wohl nicht immer die Wirkung die Ariſtoteles vorſchreibt ſuchen oder erreichen; wenn man den ganzen Tag Schauſpiele ſieht, thut man's kaum die Leidenſchaften zu reinigen. Plato und Epiktet, die beide Griechen waren, unterwarfen die Bühne einer ſcharfen ſittlichen Muſterung, von der es ſchwer zu behaupten iſt daß ſie ſich in Athen immer habe finden können, oder je gefunden habe. Alſo wird dieſer Endzweck des griechiſchen Theaters wohl noch lange Problem bleiben. Nicht immer thut's zur Sache, ob Dichter ſelbſt die Sitten haben die ſie ſchildern; ſo viel iſt aber gewiß, daß etwa ein allgemeines Gemälde der Sitten, aus ihrer Art Gegenſtände zu behandeln, folge. Anakreon kann für ſich immer ein Weiſer, d. i. ein Poet geweſen ſeyn, da er Wein und Liebe ſang, und vermuthlich ſind die Gedichte die ſeinen Namen führen, gar nur eine Anthologie des Inhalts zu dem er den Ton gab. Sappho mit ihrer Liebe zu Phaon, Archilochus mit ſeinen Satiren, der große Solon mit ſeinen leichten Liedern, andere mit ihren Lobpreiſungen der Knabenliebe mögen Ausnahmen machen, oder dieſe Sitten wirklich unſchuldig, oder etwa nur ſchöne Flecken ſeyn im Charakter der liebenswürdigen Griechen; für uns, die wir keine Griechen ſind, die wir nicht, wie ſie, unter Tänzen, Feſten und Kränzen leben, iſt wenigſtens dieſe Seite nicht gerade die erſte nachzuahmen oder zu lobſingen. Die Alcibiades unſeres Volkes werden meiſtens Gecken, ſo wie die große Schaar junger Anakreonten elende Tändler. Und wenn ſie auch nicht die Sitten verderben (wozu meiſtens ihre Muſe zu ſchwach und arm iſt), ſo helfen ſie doch den Sitten eben nicht auf, denn wahrlich durch ſie werden wir auch im guten, im ganzen feinen Gefühle jener Stücke, in der unſchuldigen Wolluſt die ſie für Griechenland hauchen, nicht Griechen werden. Alles

dieß abgerechnet oder geſchätzet, wie man will, wird die griechiſche Dichtkunſt ewig eine ſchöne Blüthe der Sittlichkeit menſchlicher Jugend bleiben. Die ſchöne Natur, die ſchöne Menſchheit, Luſt und Freude zu leben, die Freiheit kleiner Staaten in einem ſchönen Himmelsſtriche, die leichteſte Wiſſenſchaft, Kunſt und Weisheit wird nie angenehmer geſungen werden als ſie die Griechen beſungen haben, auch haben die Stobali große Schätze von Moral aus ihren Dichtern geſammelt, die bei den Edelſten der Nation in ihren beſten Zeiten durch ſtille Thaten beſſer ſprach als je ein Dichter ſie beſingen konnte. Der Verfaſſer fühlt's lebhaft was dieſem ganzen Capitel von den Griechen noch fehle; für dießmal, und für dieſen engen Raum muß es genug ſeyn. Clodius Verſuche über die Literatur und Moral der Griechen, die faſt dieſelbe Materie abhandeln, ſind ohne mich bekannt genug.

Drittes Capitel.

Wirkung der Dichtkunſt bei den Römern.

Mit den Römern hatte es andere Bewandtniß. Sie waren nicht, wie die Griechen, unter dem Schalle der Leier gebildet, ſondern durch Einrichtung, Geſetz, politiſche Religionsgebräuche, eherne Römer. Als die Dichtkunſt der Griechen zu ihnen kam, hatten ſie ihre Arbeit faſt vollendet.

In den erſten Zeiten da Rom in Armuth, im Kampfe und immerwährenden Drange der Noth war, und wie Horazens

Duris — ilex tonsa bipennibus

unter harten Stürmen erwuchs, waren ſie zu beſchäftigt und zu roh als daß ſie dichten und Gedichte empfangen konnten. Die Muſik bei ihren Opfern, die rohen Verſe ihrer ſaliſchen Prieſter und die frühen Geſänge von den Thaten ihrer Vorfahren bei Gaſt-

mählern [1] waren die einzige Poeſie der Römer; roh war ſie gewiß, aber vielleicht von groſſer Wirkung. Alle hetruriſchen Religionsgebräuche, die Rom in ſein Staats- und Kriegsſyſtem eingeflochten hatte, waren bei ihnen in den erſten Zeiten ſo ſchauerlich groß, die Thaten ihrer Väter lebten in ihnen, daß, was hier der Kunſt abging, gewiß die Wahrheit des Gefühls und Stärke des Ausdrucks erſetzte. Selbſt Horaz, wenn er ſeinen Auguſt hoch loben will, gehet in dieſe Zeiten und ruft [2]

Profestis lucibus et sacris;
Inter jocosi munera Liberi,
Cum prole matronisque nostris,
Rite Deos prius apprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remisto carmine tibiis
Trojamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Sobald die Römer eigne Poeſie bekamen, ſo ging auch ihre Wirkung in den erſten und beſten Zeiten hauptſächlich zu dieſem Zwecke. Denn wenn ich die erſten rohen Spiele der römiſchen Jugend ausnehme, die wohl nichts als Gaukeleien, Poſſen und Erholungen von der Art geweſen ſeyn mögen, wie alle rohen Nationen ſie als Zeitvertreib in den Zwiſchenzeiten müßiger Ruhe haben und haben müſſen, ſo verwandelte ſich dieſe Satire bald ins römiſche

[1] Numerorum vis aptior est in carminibus et cantibus, non neglecta a Numa Pompilio, rege doctissimo, majoribusque nostris, ut epularum solemnium fides et tibiae saliorumque versus indicant. Tull. III. de orator — Est in originibus, solitos esse in epulis canere convivas ad tibicinem de clarorum hominum virtutibus. — Utinam exstarent illa carmina, quae multis saeculis ante suam aetatem in epulis esse cantata a singulis convivis de clarorum virorum laudibus in originibus scriptum reliquit Cato. Cic. de clar. orat.

[2] Lib. IV. Od. 15.

Schauſpiel, das am glücklichſten die Geſchichte ihrer Vorfahren dargeſtellt haben ſoll. An einem andern bloß Künſtlichen, Erborgten, Fremden konnten ſie lange nicht Geſchmack finden, und hatten eigentlich gar keinen Begriff was die ſchöne, feine Dichtkunſt für ein rühmliches Amt im Staate ſey. Lange waren ihre Schauſpieler Knechte, und ihre Dichter überwundene, müßige Griechen aus den Provinzen. [1]

Im ſechsten Jahrhunderte Roms kam, nach der Eroberung Siciliens, Livius Andronicus nach Rom, Nävius, Plautus, Ennius, Terenz folgten. Entweder bildeten dieſe den Griechen nach, und dann hatten ſie wenigſtens die Wirkung, Sprache und Sitten auf dem Schauplatze zu verfeinern; oder ſie bequemten ſich nach dem römiſchen Geiſte, und da waren wohl Plautus und Ennius die erſten. Jener durch ſeinen reichen Witz und ſo treue Gemälde der niedrigen Stände; dieſer, der erſte eigentliche Dichter der Römer, der ihre Unternehmungen in ſeinen Jahrbüchern ſchrieb, und auch zu ſeinen Trauerſpielen die Geſchichte dieſes Volkes wählte. Mit Ruhm heißt er alſo Vater der römiſchen Dichtkunſt; noch zu Gellius Zeiten wurden ſeine Jahrbücher auf dem Schauplatze zu Pozzuoli vor dem ganzen Volke vorgeleſen, und ſeine Bildſäule ſtand neben den beiden Scipionen auf ihrem Grabe.

Ungeachtet der Menge Schauſpiele dieſer Dichter hat die Bühne Roms nie Wirkung aufs Volk gehabt, die eine Bühne haben ſoll oder die ſolche bei den Griechen hatte. Quintilian bekennet daß das römiſche Trauerſpiel dem Luſtſpiele vorgehe, weil zu dieſem der römiſchen Sprache und den römiſchen Sitten Feinheit fehle. Das

[1] Caſaubons Abhandlung über die Satire, und Daciers Mémoir. T. II. der Acad. des Inscript. enthalten die geſammelten Stellen hierüber, doch hat der letzte ſeine Hypotheſe. S. auch Jagemanns Geſch. der Wiſſenſchaft in Italien u. a.

Trauerſpiel ſelbſt, wenn es nicht römiſche Geſchichte war und als ſolche reizte, beſchäftigte wenig. Mitten in ihrer Vorſtellung forderte das Volk [1] Thier- und Gladiatorengefechte, und die Ritter wünſchten Triumphe von Königen, überwundnen Völkern und erbeuteten Schätzen zu ſehen mit einem Getöſe und Händeklatſchen, daß man von den Schauſpielern kein Wort vernehmen konnte. Was ſich daher auch am längſten erhielt waren die mimiſchen Spiele. Die Römer liebten ſie ſehr, und was auch Cicero von ſeinem Roscius prahle, ſo war er vielleicht mehr mimiſcher Spieler als Schauſpieler, wie wir das Wort nehmen.

Sowie der Menſch zu mehrerem da iſt als zum Geſchmacke, ſo iſt auch ein Staat, die Hauptſtadt eines Reiches wie das römiſche war, zu etwas anderm da als zum Schauſpiele. Wären ſie Römer geworden, wenn ſie Griechen hätten ſeyn wollen oder ſeyn können? Gladiatoren und verliebte Helden, Thiergefechte und rührende Schauſpiele zuſammen kann eine Bühne niemals leiden, und da Rom einmal zur Eroberin der Welt eingerichtet war, ſo konnten damals ſanftere Sitten und die Blumen feinerer Dichtkunſt wohl nicht gedeihen. Auch Lucilius, der Erfinder der römiſchen Satire, war ein Dichter von römiſcher Stärke und Kühnheit; Wahrheit war ſeine Muſe, die römiſche Tugend und Freimüthigkeit die Ader ſeiner Begeiſterung. Man muß ſich an Horaz vielleicht nicht zu ſehr kehren, wenn er über dieſe ältern Dichter ſpottet. Er ſpottet als Mann von Geſchmack, als Dichter des goldenen Zeitalters, als Höfling Auguſts, der freilich ſolche alte Zeiten und Sitten nicht anpreiſen konnte.

Je feiner Rom ward, deſto feiner ward ſeine Dichtkunſt, deſto ſchlechter und ſchwächer aber auch deren Wirkung. Es bekam einen philoſophiſchen, gar epikuriſchen Dichter, Lucrez. Je

[1] Horat. L. II. Ep. I. ad. August. Ein trefflicher Brief über die römiſche Dichtkunſt wie ſie Horaz anſah.

edler die Stärke ſeiner Sprache, deſto ſchlechter, auch für das ſtoiſche Rom ſchlechter, iſt ſein Syſtem. Rom, in den Gärten Epikurs, konnte kein Rom mehr bleiben. Catull erſchien; ſchön iſt ſeine Sprache, mannichfalt und reizend ſeine Dichtkunſt; aber wie iſt großentheils ihr Inhalt? Wie verfallen waren die Sitten wo ein Catull ſo ſchrieb und ſcherzte? [1] Als er gegen Cäſar dichtete, behielt ihn dieſer zum Abendſchmauſe, und damit war der Zwiſt geendet.

Auguſt regierte, und nun blüheten die Dichter unter dem glänzenden Auguſt. Die großen, ewigen Namen Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, ſie mit der claſſiſchen Richtigkeit, Zierlichkeit, Feinheit, Nebenbuhler der Griechen und ewige Muſter des guten Geſchmackes! — Alles wohl! nur verzeihe man daß ich die Wirkung ihrer Dichtkunſt in Rom, dem Rom, zu ſchildern ich mich nicht getraue. Soviel iſt gewiß daß ſie den Auguſtus fein lobten. Sie, vor allen Horaz, erquickten ihn, daß er der kriegsmatten Erde den Frieden gegeben hatte, in den Höhlen der Muſen mit Geſange, ſie ſchmückten ſeinen Hof, ſeine Sprache, ſeine Regierung; Horaz gab dem römiſchen Scherze, der römiſchen Muſe eine Urbanität die bisher nur die athenienſiſche gehabt haben ſollte — — vieles dergleichen mehr. Wie weit das aber auf Sitten reichte, kann ich nicht unterſuchen. Ohne Zweifel war's die Abſicht dieſer Dichter nicht die Sitten der Zeit anzugreifen oder zu beſſern; vielleicht konnten ſie auch nicht, zumal durch ſie nicht, gebeſſert werden. Horaz, der tiefſte von ihnen, hat auch ſittlich herrliche Oden, ſchildert die alten oder zu beſſernden Sitten Roms vortrefflich; wenn man indeſſen andere Stellen lieſet, ſo ſollte man denken daß auch jenes nur Dichtergluth und nicht ſein Ernſt war. Er ſcheint ſein Schild wegzuwerfen wie er's in der Schlacht wegwarf; und auch in ſeinen

[1] Qui (versus) tum denique habent salem et leporem
Si sint molliculi et parum pudici
Et quod pruriat, incitare possunt.

Satiren, ſpottet er nicht mehr als er beſſert? Sein Brief an die Piſonen iſt wohl keine römiſche Nationaldichtkunſt, ſowie Virgils Aeneide mehr den Glanz Roms anging als die Sitten desſelben. Seine Georgica ſollen den Feldbau empfehlen, ſagt man, und ſeine Bucolica ſollen das Hirtenleben empfehlen, ſagt man ebenfalls. Am ſicherſten iſt's wohl daß beide die Nachahmung der Griechen empfehlen ſollen, ſowie es gewiß iſt daß Ovids Kunſt zu lieben dieſe Kunſt wirklich und mit vielem Nachdrucke empfohlen habe. Der arme Herr mußte dafür unter die Scythen pro eo, quod tres libros amatoriae artis conscripserit, und winſelte darüber, wie Buſſy Rabutin etliche Meilen von Paris verbannet, bis ans Ende ſeines Lebens. Die feine Sittlichkeit des Dichters hatte zu nah in das Geſchlecht des Kaiſers gewirkt, und ſo mußte er jetzt dafür büßen. — Hatte die Dichtkunſt dieſer Höflinge keine andere Wirkung, ſo war's die, poetiſche Blumenketten um die Feſſeln Roms zu winden, damit dieſes etwa ſie angenehmer und ſanftgetäuſcht trage.

Die dem Auguſt nachfolgenden Tyrannen zeigen wie wenig die Dichtkunſt als Kunſt, als Schulübung über laſterhafte Gemüther, zumalen über Deſpoten des Menſchengeſchlechts, vermöge. Tiberius, Caligula, noch mehr Claudius, und Nero am meiſten, waren in ihrem Sinne große Dichter, ſchrieben, ſangen, ließen ausſchreien und ſtifteten auch für die Dichtkunſt manches; aber ſcheußlich war alles zu ihrem närriſchen Selbſtruhme und zu anderer Menſchen, zumal beſſerer Dichter Verderben. Lucan, der überſpannte, feurige und dichteriſche Jüngling, erlag in ſeinem Blute. Juvenal und Perſius züchtigten die Sitten Roms, aber da half kein Züchtigen mehr. Das mimiſche Schauſpiel ſpottete, aber unvermerkt. Andere ſchmeichelten, witzelten, krochen, und die hatten freilich den beſten Theil. Ueberhaupt wird am meiſten Tugend gelobt wo am wenigſten zu loben iſt, und wo ſchon ſo viel gelobt wird; wo Panegyriſten in Poeſie und Proſa declamiren, da iſt's übles Zeichen, da wirkt

ſelbſt das Lob nicht viel mehr. So ging's mit Rom in ſeinen verfallenen Zeiten. Kein Held konnte retten, geſchweige ein Dichter! Barbaren mußten kommen und dem entvölkerten Italien, dem mit der Grundſuppe von Menſchen überſchwemmten Rom Brand und Verwüſtung und ſodann neue Kräfte, neue Sitten, neuen Lebensgeiſt geben.

Nehmen wir alles zuſammen, ſo iſt in Rom die Dichtkunſt wohl nie eine Triebfeder, noch weniger eine Grundſäule ihres Staats geweſen. Die Mauern Roms wurden nicht unter dem Schalle der Leier, ſondern unter Waffenklang und Bruderblut erbaut; die Nymphe Egeria war keine Dichterin, ſondern eine religiöſe, ſtrenge Veſtalin. Das kämpfende Rom hatte keinen Tyrtäus vor ſich her, wenn's auszog; ſeine Kriegszucht und Staatsſitten hingen von etwas feſterm ab als von dem Tonmaß einer Flöte. Wenn dem Volke und den Edlen daher immer Rauhigkeit und Stärke blieb, ſo konnten ohne ſolche keine Reguli und Scauri, kein Curius incomtis capillis und kein Camillus

quem — utilem bello tulit
Saeva paupertas et avitus apto
Cum lare fundus — werden.

Die männliche Beredſamkeit und Rechtskraft der Römer vertrat die Stelle der Dichtkunſt; des Menenius Agrippa Fabel, dadurch er das entwichene Volk wieder nach Rom brachte, war mehr werth als zehn blöde Trauerſpiele nach Muſtern der Griechen.

Auch was auf einzelne edle Römer die Dichtkunſt wirkte war mehr Zierde als Nothdurft, mehr Kranz auf ihren Helm als Bruſtharniſch. Die Scipionen waren Ennius Freunde und ſelbſt Dichter, ſie dichteten aber nicht, ſondern redeten im Senat, ordneten im Heer, ſchlugen. Als ſpäter die Ritter ſelbſt Schauſpiele machen durften, wiſſen wir welche bittere Verſe es den Laberius koſtete, als Cäſar ihn ſein Stück ſelbſt zu agiren zwang; er hielt's für

den größten Schimpf ſeines Alters und die Ritter nahmen ihn mit Mühe auf ihren Sitz wieder. Auguſt und Mäcenas wurden durch die treffliche und zum Theil ſo altrömiſche Poeſie ihrer Dichter weder ſittlicher noch ſtärker; Mäcenas kranke Wolluſt trug vielleicht mit zu ſeinem Ruhm in der Dichtungsgeſchichte bei. Er konnte nicht ſchlafen, und ließ ſich alſo Verſe vorleſen, und ward darüber der unſterbliche Mäcenas.

Wo indeſſen auch in einzelnen Charakteren die Wirkung der Dichtkunſt anſchlug, da bildete ſie Männer die am Umfang von Talenten kaum anderswo ihres Gleichen hatten. Ein Römer der Held und Redner, Geſchichtſchreiber und Liebhaber der Dichtkunſt war, iſt ohne Zweifel ein anderes Geſchöpf als ein Barbar unſerer Tage mit Stiefeln und Schwert. Da wurden edle Scipionen, ein Germanicus, ein Titus, und auch dem Hadrian und ſeines Gleichen ſchadete wenigſtens ihre Liebhaberei nicht. Ueberhaupt ſind die edlen und ſittlichen Blumen, auch der römiſchen Sprache, unverwelklich; ſelbſt in den dunkelſten Zeiten haben Virgils Georgica, Horazens Sermonen, Boëthius Tröſtungen der Philoſophie zu wirken nicht aufgehört, und nebſt Bildung des Geſchmacks und der Sprache auch in Sitten wohl ihr gutes geleiſtet. Uebrigens wollen wir lieber den feinen Geſchmack der Priapeen, einiger Catulliſchen, Horaziſchen und Martialiſchen Gedichte entbehren als daß wir uns die Sitten wünſchen oder liebhaberiſch nacherkünſteln ſollten. Die deutſche Ueberſetzung Petrons wird alſo Stellen, Noten und dem Geiſte des Buchs nach, trotz ihrer Kunſt, ein Fleck unſerer Sprache bleiben.

Viertes Capitel.

Wirkung der Dichtkunſt bei den nordiſchen Völkern.

Wir kommen hier wieder in ein lebendiges Feld der Dichtkunſt, wo ſie wirkte, wo ſie lebendige That ſchuf. Alle

nordiſchen Völker, die damals wie Wellen des Meeres, wie Eisſchollen oder Wallfiſche in großer Bewegung waren, hatten Geſänge; Geſänge in denen das Leben ihrer Väter, die Thaten derſelben, ihr Muth und Herz lebte. So zogen ſie nach Süden, und nichts konnte ihnen widerſtehen; ſie fochten mit Geſang wie mit dem Schwert.

Den nordiſchen Geſängen haben wir's alſo mit zuzuſchreiben daß ſich das Schickſal Europens ſo änderte, und daß wir da wo wir jetzt ſind, wohnen. Daß Rom über Deutſchland nichts vermochte, haben wir ihren Helden und Barden zu danken, dem Schlacht- und Freiheitsgeſange der zwiſchen den Schilden ihrer Väter tönte.[1] O hätten wir dieſe Geſänge noch oder fänden wir ſie wieder! Vielleicht beſitzt das Land für das ich jetzt ſchreibe, einen irgend verborgenen Reſt dieſes Schatzes! Vielleicht hat der edle Kreis in dem ich jetzt geleſen werde, das Glück ihn zu ſuchen und zu finden! Es wäre die lebendigſte Beantwortung der Frage von Wirkung der Dichtkunſt auf die ſtarken, edlen, keuſchen, redlichen Sitten unſrer Väter.

Die nordiſchen Völker ſind glücklicher geweſen, haben ihrer mehr erhalten, und da es im Grunde Eine Sprache und Ein Volk iſt, ſo iſt uns der Schluß frei, was für ein Muth in dem unſern gelebt habe. Ein gelehrter Däne[2] hat im Buche „von Verachtung des Todes der alten Dänen" durch Proben und mit einer unermeßlichen Gelehrſamkeit gezeigt was die Gedichte, die Sagen, der Glaube, die Mythologie der Scalder auf die Heldenväter der Nordländer für große Wirkung gehabt haben; wie ſie furchtlos und ruhmvoll dem Tode zulächelten, auf dem Felde und nicht im Bette oder vor Alter zu ſterben ſich ſehnten, Wunden im Rücken, Flucht und Gefangenſchaft ärger als die Hölle ſcheuten, und was dazu die Vor-

[1] Tacit. de morib. Germ.

[2] Bartholin. de causs. contemt. mortis apud veteres Danos L. II.

bilder ihrer Väter, ihre Gesänge, der Stein auf ihrem Grabe, ihr Glaube an Odins Mahl, an die Helden mit ihm, an die Freuden der Walhalla und an das Schicksal der Walkyriur beitrug. In Regner Lodbroys, Asbiom Prude, Hako's Sterbegesängen und in unzähligen andern Schlachtliedern, die in den nordischen Sagen als Belege ihrer Helden- und Fabelgeschichte zu finden, lebet diese Wirkung noch. [1]

Ueberhaupt hatten diese Nationen einen unendlichen Glauben an die Kraft solcher Gesänge und Lieder. Sie setzten sie der Zauberei zunächst, und Odin [2] rühmt sich Lieder zu wissen, wodurch er „Hülfe geben, Zank, Krankheit, Traurigkeit, Schmerz vertreiben, die Waffen der Feinde stumpf machen, Bande und Ketten von sich abwenden, den Haß auslöschen, Liebe erregen, ja Todte lebendig machen und zur Antwort bringen könne." Ein Glaube der Art mußte große Wirkung hervorbringen; er war die Seele ihrer Lieder, auch haben ihn Thaten bewährt. Wo sind die Normänner nicht hingekommen in den mittlern Zeiten? Wo haben sie nicht gestreift, geschlagen und überwunden?

Rauher Heldenmuth war die Seele dieser Gesänge, obgleich auch andere Stücke zeigen wie zart sie vom weiblichen Geschlecht gedacht und, wie schon Tacitus von den Deutschen rühmt, das Göttliche in ihnen verehrt wurde. Ihr Land, Klima, der Bau ihres Körpers und am meisten ihr langer Beruf und die Seele die ihnen ihr Führer Odin eingehaucht hatte, machte sie den Rosen des Gesanges unempfindlich; als sie diese in den Südländern genießen lernten, war die Stärke ihrer Brust dahin, sie entschlummerten in Armida's Armen. — Indessen zeigt der Charakter einiger großen

[1] S. diese Gesänge in Olai Worm. litterat. Runic. Bartholin. de causs. contemt. mort. und in den Sagen.

[2] S. Edda. In Mallets Gesch. von Dänemark Th. I. findet man vieles, wiewohl alles verstümmelt und nichts im Geist des Originals mehr.

Männer dieſer Völker, die wir näher kennen, daß ſie nicht ſo barbariſch geweſen als ſie ihre Feinde ausgaben und ausgeben mußten. Ihr Eroberungs- und Verwüſtungsgeiſt war eine traurige Folge von vielerlei zum Theil edlen, zum Theil zu entſchuldigenden Gründen, ob ſie gleich freilich Ideal der Sittlichkeit damit nicht werden, auch nicht werden wollen.

Britten, Iren, Gallier, Schotten hatten Dichter, vates, Religions-, Muth- und Tugendſänger[1] wie alle alten Nationen; nur ſcheint's nicht daß die Geſänge dieſer ſo hart und wild als der Normänner geweſen. Sey Oſſian ganz alt oder nur aus alten Geſängen zuſammengeſetzt und geſchaffen; welche weichere Seele iſt in ihm! Ein Zauber der Einſamkeit und Liebe, des Muths und der Schonung! Sturm und Mondlicht, Mitternacht und die Stimme der Väter wechſeln mit Thränen und mit den zärteſten Tönen der Harfe. Für uns haben dieſe Lieder noch ſo viel Macht; auf ihrer Stelle, zu ihrer Zeit, in ihrer Sprache, welche Wirkung müſſen ſie gehabt haben! O hätten wir noch die Geſänge der Barden! Hätte unter unſern Vätern ein Oſſian gelebt! — Bei allen Nationen die wir Wilde nennen, und die oft geſitteter als wir ſind, ſind Geſänge der Art ihr ganzer Schatz des Lebens; Lehre und Geſchichte, Geſetz und Sitten, Entzückung, Freude und Troſt, die Stunden ihres Himmels hier auf Erden ſind in ihnen. So lange es Barden gab, war der Nationalgeiſt dieſer Völker unbezwinglich, ihre Sitten und Gebräuche unauslöſchbar. Man weiß welche Grauſamkeit ein Tyrann Englands in der mittlern Zeit an den waliſchen Barden verübte; die Kraft ihrer Lieder war dauernder

[1] Evans de Bardis: Es iſt ein Gedicht darüber 1770 (Leipz. bei Dyk) ins Deutſche überſetzt worden, aber unvollſtändig und ohne Proben. In der Collect. of several Pieces of Mr. Soland ſteht ein specimen of the critical history of the celtic learning, das wünſchen macht, Soland hätte das größere Werk zu Stande bringen können; es wäre vielleicht ſeine beſte Schrift geworden.

Aufruhr gegen die Geſetze ſeines Reichs. In Evan's specimen's of the Poetry of the anciens welsh Bards ſind einige rührende Elegien über dieſe Schickſale der letzten Barden.

Daher war auch das Schickſal der meiſten daß ſie *untergingen*, als ſich mit Art und Zeit die *Sitten des Volkes*, ihre *Religion* und *Denkart* änderte. Wie die Barbaren die Mythologie, Kunſt und Dichtkunſt der Römer zerſtörten, ſo ging auch die ihrige einem großen Theile nach zu Grunde, weil ihre alten Sitten, Meinungen und Sagen *gar zu kräftig in ihren Geſängen lebten*. Was wir haben, iſt nur dem Schiffbruch entronnen und hat ſich an Küſten, in den Winkeln der Erde, wo noch jetzt zum Theil mit dieſen Geſängen die Sitten der Väter herrſchen, gerettet. Sie kamen in die Mittagsſonne, und was ſollten nun die kleinen Lampen weiter?

Wie es indeſſen Providenz war daß dieſe Völker ſo lange in dem Zuſtande den wir Wildheit nennen, wie unter einem wohlthuenden Nebel ſchlummern, auf Licht warten, und fern von Verfeinerung, Gelehrſamkeit, Ueppigkeit und Reichthum ihre rauhen Kräfte erhalten ſollten, ſo war gewiß auch Abſicht darin daß ihnen das *Chriſtenthum* gerade jetzt und in ſolchem Zuſtande werden mußte. Späterhin hatten ſie weder Einfalt für ſeine Lehre, noch geſundes ſtarkes Herz für ſeinen Geſang. Es wäre ihnen ſo ekel geweſen als der mythologiſch-atheiſtiſch-deiſtiſchen Ueppigkeit der Griechen, Römer oder unſers Jahrhunderts. Daher war's auch meiſtens in *Geſängen* und *Gebräuchen*, d. i. nach ihrer Weiſe, wie ſie's aufnahmen. Die Bibel ward in *Verſe* ihrer Sprache gekleidet, ſo gut es ihre Bekehrer konnten;[1] *Legenden der Heiligen* kamen dazu und floſſen mit den *Geſängen ihrer* Väter wunderbar zuſammen; es war der einzige Weg auf ſie zu

[1] S. *Schilters* thesaur. antiquit. Germanic. T. I und den zweiten Theil von Hikesii thesaur. lingu. septentrion.

wirken. Ihre Sprache war undisciplinirt, auch wurde sie von den lateinischen Fremdlingen wohl nicht in aller Macht gefasset und behandelt, daher sind die ersten Versuche dieser Art so roh, arm und elend; sie beweisen indeß daß Ohr und Seele ihrer Bekehrten an nichts als so etwas gewöhnt war.

Und nun müssen wir abbrechen, wenn wir über die folgenden mittleren Zeiten etwas gründliches sagen wollen. Sowohl Dichtkunst als Sitten der Völker Europens waren damals ein so wunderbares Gemisch und zusammengesetztes Gebäude, daß wir von allen Seiten der Welt Materialien zusammenholen müssen um den Einfluß des einen ins andere zu zeigen. Die enge Nationaldichtkunst, sowie die enge Nationalwirkung derselben auf Sitten und Charakter hört auf; es wird eine bunte Fluth, eine Ueberschwemmung Europens.

Dritter Abschnitt.

Welche Veränderung geschah mit der Poesie in den mittlern und neuen Zeiten? Und wie wirkt sie jetzo?

Erstes Capitel.

Wirkung der Dichtkunst unter den Arabern, die einen Theil Europens überschwemmten.

Von jeher waren die Araber Dichter, ihre Sprache und Sitten waren unter und zu Gedichten gebildet. Sie lebten in Zeiten immerwährender Bewegung und Veränderung, unter Abenteuern und dabei in sehr einförmigen, alten, mäßigen Sitten, kurz ganz in dichterischer Natur. Statt der Kronen rühmten sie sich der Turbane, statt der Mauern ihrer Zelte, ihrer Schwerter statt der Schanzen, und statt bürgerlicher Gesetze ihrer Gedichte. Auch haben diese

von jeher mehr auf ihre Sitten gewirkt als jene vielleicht je auf Sitten wirken können.[1]

Welch ein Abdruck ſind die Gedichte der Araber von ihrer Denkart, von ihrem Leben![2] Sie athmen Ununterwürfigkeit und Freiheit, ſind voll des Abenteuergeiſtes, der Ehre zu Unternehmungen, des Muths, der ſo oft in unauslöſchliche Rachſucht gegen die Feinde, als Treue gegen die Freunde und Bundesgenoſſen ausbrach. Ihr Ziehen und Entfernen hat den Abenteuergeiſt auch in der Liebe geboren, verliebte Klagen ſammt männlichem Muth, im Andenken ſeiner abweſenden Braut alles zu unternehmen. Lange vor Mahomet waren ſie Dichter; als dieſer ihnen aber ſeine poetiſche Religion und ſein Meiſterſtück von Dichtkunſt, wo er alle Dichter zum Wettkampf vorrief, den Koran, eben aus poetiſcher Kraft und im dichteriſchen Glauben aufgeſchwatzt hatte, wirkte er dadurch in ihre Sitten wie in ihre Dichtkunſt. Der Glaube an Gott und ſeine Propheten, die Ergebung in ſeinen Willen, die Erwartung des Gerichts und das Erbarmen gegen die Armen ward ihr Gepräge. Als ſie von den Griechen alles annahmen, nahmen ſie die Mythologie und den Geiſt griechiſcher Dichtkunſt nicht an; ſie blieben ihrer Poeſie treu, wie ihrer Religion und Sitten; ja durch jene haben ſich dieſe eben auch ſo lange unverändert und unverrückt erhalten.

[1] S. Pocock. specim. hist. arab. Sales Vorrede zum Koran! *Pocock.* ad Kograi carm. etc.

[2] Ich kann nur von denen reden, mit denen Schultens und Reiske uns beſchenkt haben; die andern ſind verborgne Schätze der Bibliotheken oder einzelner Kenner und Liebhaber. Es wäre aber, da die freilich reichere Abſicht, daß ſie im Original gedruckt würden, ſo ſelten und läſtig erreicht werden kann, wenigſtens gut, wenn treue Ueberſetzungen davon veranſtaltet würden. Die der Sage nach ſprachgelehrteſten Franzoſen wollen uns nichts als Einfälle der Morgenländer geben.

Als Araber einen Theil Europens überschwemmten und Jahrhunderte darin wohnten, konnten sie nicht anders als Spuren, wie ihrer Dichtkunst, so auch ihrer Wissenschaften und Sitten lassen. Durch jene, die Dichtkunst, haben sie vielleicht so viel gewirkt als durch diese, die Wissenschaften, die wir fast alle aus ihren Händen empfingen, und die Sitten sind ein Gefolge von beiden. Es kam ein Geschmack[1] des Wunderbaren, des Abenteuerlichen in Unternehmung, Religion, Ehre und Liebe nach Europa, der sich unvermerkt von Süden immer weiter nach Norden pflanzte, mit der christlichen Religion und zugleich mit dem nordischen Riesengeschmack mischte und einen sonderbaren Druck auf die Sitten der Völker machte, auf die er flog. Artus und seine Tafelrunde, Karl der Große und die Pairs von Frankreich, Feen-, Ritter- und Riesengeschichten entstanden, denn der Geist dieser Völker war zu massiv als daß er den Duft der arabischen Dichtkunst rein fassen konnte; er mußte mit ihren Ideen vermengt und gleichsam in Eis und Erz gehüllet werden. Die Araber mit ihren Stammtafeln haben jene falschen Ableitungen und Chronologien erzeugt, von denen die Chroniken der mittlern Zeit voll sind; dieß mischte sich bald in die Legenden, und alles endlich, Märchen aus Süden und die wirklichen Abenteuer und Streifereien aus Norden bereiteten den Geist der Kreuzzüge nach Orient hin, der so erstaunende Wirkungen in Europa hervorgebracht hat.

Ueber Begebenheiten die große Blätter aus dem Buche des Schicksals sind, sollte man nicht kunstrichtern, sondern nur Ursache, Art und Folgen zeigen. Das Wunderbare ist die einzige Nahrung der Menschen in dem Zustande da diese Völker damals waren; sie standen und staunten, suchten zu umfassen was sie noch nicht um-

[1] S. hierüber viel merkwürdiges in Whartons hist. of the English Poetry der ersten prelimin. Dissert. of the origin of the Romantic fiction in Europe.

faſſen konnten, und übten damit Geiſteskräfte und bereiteten ſich zu beſſerer Speiſe der Wahrheit. Ueberdieß kann ich's nie glauben daß der männliche Geiſt von Unternehmung, Freigebigkeit, Erbarmen, zarter, wunderbarer Liebe, wenn er auch nur in Romanen und abenteuerlichen Erzählungen vorſchwebte, damals, als man in Unwiſſenheit daran glaubte, einen böſen Eindruck gemacht haben kann. Die romantiſche Liebe zum Frauenzimmer, unterſtützt von nordiſcher Keuſchheit, hat Jahrhunderte herab viel gutes auf Europa gewirkt, was freche Romane und zügelloſe Gedichte nie wirken werden. Laß alles ſteif und unnatürlich ſeyn; die Sitten der Zeit waren ſelbſt ſteif, und der Grad des Unnatürlichen oder Wahrſcheinlichen richtet ſich nur nach dem Maße unſerer Unwiſſenheit und Fähigkeit zu glauben.

Ueberhaupt iſt's thöricht die Wirkung einer Sache zu Einer Zeit aus dem Geiſte einer ganz andern zu beurtheilen oder gar zu läugnen. Durch rohe Dinge von der Art wurden damals Unternehmungen hervorgebracht, die wir jetzt mit unſerer feinen Poeſie und Staatsklugheit kaum hervorbringen könnten; die Kreuzzüge nach Orient ſind deren gewiß eine. Sowie ſie nun von Sitten und Sagen, mit Gründen der Religion unterſtützt, ſonderbar hervorkamen, ſo hatten ſie wiederum auf die Sitten und Sagen Europens noch einen ſonderbarern Einfluß. Nun floſſen Erzählungen, Wunder und Lügen noch eines dritten Welttheils dazu; Norden, Afrika, Spanien, Sicilien, Frankreich, das gelobte und das Feenland wurden gepaaret. Der europäiſche Rittergeiſt ward morgenländiſch und geiſtlich; es entſtanden Heldengeſänge, Abenteuer und Wundererzählungen, die aufs unwiſſende und abergläubige Europa mit Erſtaunen wirkten. Alles war voll Sagen, Romanzen und Romane. An den Höfen der Könige und in den Klöſtern, auf Märkten und ſelbſt in Kirchen wurden Gedichte geſungen, allegoriſche Ritterſpiele, Myſterien und Moralitäten geſpielt. Die Mönche ſelbſt

machten dergleichen, und ſie hatten des Volkes Ohr. Da man damals ſehr wenig Bücher hatte, da außer geiſtlichen Geſängen und Legenden Erzählungen der Art die beſte Seelenweide waren und dazu eine ſo prächtige, wunderbare, ferngeholte Weide, ſo ſtand alles und gaffte und horchte. Die Conteurs, Jongleurs, Musars, Comirs, Plaisantins, Pantomimes, Romanciers, Troubadours und wie ſie zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedenen Abſichten und Oertern hießen, waren damals Homere, ſie ſangen Gesta und Fabliaux fernher und waren die Stimme der Zeiten.[1]

Wenn es nun ſchon ziemlich ausgemacht iſt was das Feudal-Ritterweſen, Kreuzzüge, und was zur Herrlichkeit dieſes Zeitalters gehört, für gute und nachtheilige Wirkung auf die Sitten Europens gemacht haben, ſo iſt der Schluß über die Poeſie, die davon ſang, ziemlich gleichförmig. Sie gehörte mit zur Pracht und zum Schmuck dieſer Aufzüge, Einrichtungen und Abenteuer; die Dichter ſelbſt zogen mit und waren den Fürſten zur Seite. Bei allem Unförmlichen erhielten dieſe Geſänge und Anſtalten den Geiſt der Tapferkeit, des Ruhms, der Unternehmung, der Andacht und Liebe rege. Solche Heere und ſolche Pracht hatte Europa noch nicht geſehen, ſolche Erzählungen noch nicht gehört. Die feindſeligſten Nationen, Fürſten und Stände wurden Brüder, Chriſten unter Einer Kreuzesfahne; das harte Band der Knechtſchaft fing an zu erſchlaffen oder hie und da aufgelöst zu werden. Die Kenntniß verbreitete ſich, das Wunderbare näherte ſich ſchon von fern der Wahrheit; man fing an zu leſen; auch die ſonſt nie geleſen hatten,

[1] S. *Percy's* Essay on the ancient English Minstrels vor ſeinen Reliques of ancient English Poetry. Vol. I. *Hurd's* lettres on Chivalry, inſonderheit *Wharton's* hist. of the Engl. Poetry T. I. Von den Franzoſen kennet man die Mémoires de la chevalerie p. Mr. Curne de St. Palaye T. 3.; die hist. litéraire des Troubadours, T. 3. ebenfalls aus ſeinen Papieren, und die einzelnen Abhandlungen von ihm; Lancelot u. a. in den Mém. de l'acad. des belles lettres.

Ritter und Herren, laſen dieſe wunderbaren, tapfern, andächtigen Geſchichten. Schade nur daß ihre Sprachen für uns ſo veraltet ſind, und wie es der Geiſt der Sache war, auch die Mundart ein Gemiſch von Sprachen ſeyn mußte! Dadurch iſt für uns die Wirkung, auch wenn die Zeit ſich nicht ſo ſehr geändert hätte, großentheils verloren.

Eine andere Gattung von Poeſie aus demſelben Stamme und von eben der großen Wirkung auf Sitten war der Minnegeſang, die Akademie der Liebe.[1] Sie waren Blüthen der Galanterie des damaligen Rittergeiſtes. Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen ſchämten ſich nicht daran theilzunehmen. Sie machten Sprache und Sitten geſchmeidig, verwandelten eine wilde Leidenſchaft in zärtere Empfindungen, und ketteten die voraus zu ſehr getrennten Geſchlechter durch unſchuldige Blumenkränze. Die ſogenannte Petrarchiſche Liebe iſt Geiſt gewordener Duft dieſer Zeiten, ſowie Petrarca ſelbſt ſeine ſchönſten Sonette und Lieder aus dieſem Garten der Liebe brach. Der ſpätere Mißbrauch und die bald erfolgte erſchreckliche Einförmigkeit der Wendungen und Gedanken kann zwar die Sache ſelbſt nicht verleiden; indeſſen iſt doch kaum zu läugnen daß nicht zu viel Blumenſpiel dabei ſtattfand, und daß alles endlich in die überfeinen Sentiments ausartete, die der wahren Liebe wenig Nahrung gewähren. Wie alles Vorhergehende, ſo gehörte auch dieſe Poeſie zum Uebergange, zur Verſchmelzung der Sitten ins Feinere, bis ſie ſo fein geworden ſind als das heutige Tageslicht zeigt.

[1] Außer der hist. littér. des Troubadours, Mémoir. de la chevalerie p. Curne de St. Palaye hat Bodmer für Deutſchland den Gegenſtand am meiſten behandelt in ſ. Sammlung kritiſcher Schriften, Crito, den kritiſchen Briefen u. ſ., ſowie auch in den großen Mémoires de Pétrarque viele Nachrichten über die Provençaux und Sonettendichter vorkommen.

Zweites Capitel.

Wirkung der chriſtlichen Poeſie auf die Sitten der Völker.

Das Chriſtenthum hat höhere Zwecke als Poeten hervorzubringen, auch waren ſeine erſten Lehrer keine Dichter. Die Wirkung desſelben aufs menſchliche Herz ſollte nicht vom Schmucke der Bilder und vom Geklingel ins Ohr, ſondern von einfältiger Wahrheit kommen und auf Geiſt und Leben wirken. Indeſſen konnt's nicht anders ſeyn als daß auch die erſten Chriſten ſchon ihre Empfindungen in Lieder goſſen [1] und ſich damit gegen Spott und Verachtung ſtärkten. Von Wüthrichen verfolgt, in Nacht und Höhlen klangen ihre Lieder, deren Wirkung nicht von Kunſt abhing, ſowie ſie nicht für den Zeitvertreib gedichtet waren, ſondern Gott dem Herrn in ihrem Herzen ſangen. Wer iſt noch, der den älteſten Geſängen der Kirche, [2] den Hymnen Ambroſius, Synesius, Sedulius Prudenz u. ſ. Kraft und Drang zur Seele abſprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, ſagt Auguſtin, zieht ſich das Wort Gottes ins Herz; die Seele wird hinaufgeſchwungen und fühlt mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung alſo die das Chriſtenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch ſein großes Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels ſtill und verborgen einher; die Wirkung keiner Poeſie iſt vielleicht verkannter als dieſer. Und doch wirkt ſie auf den beſten, treueſten Theil der Menſchheit, und das nicht ſelten, ſondern täglich, nicht über Gleichgültigkeiten, ſondern eben bei den drückendſten Umſtänden am meiſten, da ihm Hülfe

[1] Koloſſ. 3, 16.

[2] Ueber dieſen ganzen Abſchnitt iſt des Abts Gerberts Buch de cantu sacro voll Materialien und Geſchichte, ſowie die Wirkung einzelner Lieder theils in Vorreden und Anmerkungen zu Cantionalen häufig berührt und regiſtrirt worden. Das gar zu große Detail wäre aber für dieſen Ort zu weitläuftig.

noththut. Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers; der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im stillen und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! Oder wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfingen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte; oder wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Rufe der Glocken und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgnen Bösewicht Gewalt des Richters; wenn sie Hohe und Niedere vereinten, vereint auf die Kniee warfen und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spottes und der Narrheit hat das gethan und wird's je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird dann wirken?

Ich läugne nicht daß in den mittlern Zeiten die lateinische, die Mönchssprache viel rührendes in der Art gehabt hat. Außer dem daß sie immer, weil sie lateinisch war, eine Anzahl anderer Schriften und Kenntnisse mit sich erhielt, sind mir im elenden Mönchsstyl Elegien, Hymnen zu Gesicht gekommen die ich wahrlich nicht zu übersetzen wüßte. Sie haben ein Feierliches, ein Andächtiges oder ein so dunkel und sanft Klagendes, das unmittelbar ans Herz geht und dem zu seiner Zeit es gewiß an Wirkung nicht fehlte. Die ersten Stimmen in den Reformationszeiten waren Elegien oder Satiren; diese bereiteten die Gemüther vor, bis sie auch in der Landes- und Volkssprache erschallen konnten. In England gingen die Plowman's Visions und Plowman's Creed Wiklefen, sowie

in Deutschland Klagen und Elegien Hussen voraus. Von beiden Seiten wird überall wie mit Streitschriften, so auch mit Liedern gefochten, und Lieder sind allemal, Gesinnungen unter das Volk zu bringen, das wirksamste Mittel gewesen. Was die Gesänge der böhmischen Brüder und Luthers Lieder ausgerichtet, ist bekannt. Auch in unserm Jahrhundert unterließ Zinzendorf nicht durch Gesänge auf seine Brüdergemeinen zu wirken. Ein Chor Singender ist gleichsam schon eine Gesellschaft Brüder; das Herz wird geöffnet; sie fühlen im Strom des Gesanges sich Ein Herz und Eine Seele.

Die ersten wirksamen Gedichte in der Volkssprache waren also auch, da sich die Dichtkunst wieder emporhob, Kinder aus dem Schooß und Busen der Religion. Dante's großes herrliches Gedicht umfaßt die Encyklopädie seines Wissens, das Herz seines Lebens und seiner Erfahrungen, die Blüthe aller Mysterien und Moralitäten, Himmel und Erde. Von diesem Baume brach Milton seinen Zweig, da er das verlorne und wiedergefundne Paradies schrieb. Die erhabensten und rührendsten Stellen Petrarchs gewährt ihm die Unsterblichkeit seiner Laura. Die Poesie ist so sehr Kind des Himmels daß sie sich nie reiner und voller in ihrem Ursprunge fühlt als wenn sie sich in Hymnen, im unendlichen All verliert.

Wenn also eine Poesie der neuern Zeiten Werth hat, so müßte es diese seyn, und wie kommt's daß eben sie und die moralische Dichtkunst, ihre Schwester, am meisten ihre Kraft verloren? Wir gehen zu den neuern Zeiten über und wollen aus dem so vervielfältigten, reichen und bunten Garten der Dichtkunst nur die für uns nothwendigsten Blumen und Früchte brechen.

Drittes Capitel.

Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten neuerer Zeiten.

Als die Wiſſenſchaften in Italien auflebten, entſtand zuerſt eine neulateiniſche und wo möglich neugriechiſche Dichtkunſt. Man war in die wieder aufgefundenen Alten ſo verliebt daß man ſie, wie man nur konnte, nachahmte, ſogar die alten Götter und Göttinnen als ſchöne Phraſen hervorbrachte und ſich nun überredete daß man recht claſſiſch ſchrieb. Nun ging's freilich nicht an ſich flugs in einen Griechen und Römer zu verwandeln, und noch ſchwerer war's die ganze Welt um ſich griechiſch und römiſch zu machen; aber das ſchadete nicht; es war doch eine ſo ſchöne Sprache; es waren ſo ſchöne Muſter; man verſificirte und dichtete römiſch.

Daraus mußten Nachtheile entſtehen, die einem gewiſſen Theil der Menſchen das ganze Ziel der Dichtkunſt verrückt haben. Das Volk verſtand dieſe Sprache nicht, und aufs Volk konnte die Dichtkunſt alſo nicht wirken: der beſte lebendige Zweck und Prüfſtein der Güte ging alſo verloren. Gelehrte ſchrieben für Gelehrte, Pedanten für Pedanten, die meiſtens (wie ihre herrliche Auslegung der Alten zeigt) gar keiner Wirkung der Dichtkunſt fähig waren. — Schrieb man alſo für die, ſo brauchte es auch keiner poetiſchen Talente, keiner Kraft und Abſicht zur Wirkung. Die Muſter der Alten waren da, ſchrieb man nur wie dieſe, in ſchönen abgemeſſenen Zeilen, nach allen, oft ſehr elend abgezogenen äußern Regeln; Geiſt der Alten mochte ſeyn wo er wollte, ein Schreiber klatſchte dem andern zu: „du biſt claſſiſch, ich bin's auch! — jene, das Volk, ſind Barbaren, Pöbel der lieben Frau Mutterſprache, ſind verflucht!" So wurden nun elende, lendenlahme, kraftloſe, gemalte Schatten geheiligt; ſie waren der Traum von einem Traume und wurden Muſter. — Und ſo ward Dichtkunſt nun das laue Ding, das niemand zu haben und zu genießen wußte,

der Natur, dem Sinne des Volks, ſeinem Herzen, dem Herzen des Dichters ſelbſt fremde, und ſollte Wunderdinge wirken! Wie lange quälte ſich Italien mit dieſer Nachahmung und jede andere Nation im mindern Grade, gerade wie vormals im Anfang die Römer mit dem griechiſchen Schauſpiel. Apoſtolo Zeno vermachte den Dominicanern in Venedig eine Bibliothek von 4000 Stücken, im Geſchmack der ſogenannten alten Komödie, die alle in einem Jahrhundert geſchrieben und alle in demſelben Jahrhundert vergeſſen waren. Mit dem Trauerſpiele ging's eben ſo, und Italien hat noch keines. Zeno wandte alles an die Oper griechiſch zu machen; von Paſtoralen, von arkadiſchen Tändeleien, die im Geſchmack der Alten ſeyn ſollten, wimmelte Italien, und da dieſe dem Lande, der Zeit, den Sitten ſo fremd, zum Theil ſo unnatürlich waren, auf wen konnten ſie wirken? Die Dichtkunſt ward Ergötzlichkeit, ſchöne Kunſt, Spiel.

Urſachen aus aller Welt Ende kamen damals zuſammen, Europens Sitten zu ändern, mithin ward auch ihr Nachbild, die Dichtkunſt, theils anders, theils kam dieſe immer mehr außer Wirkung. Aus Spanien wurden die Mohren vertrieben; ihr Carthago war alſo zerſtört; der Rittergeiſt fiel allmählich; das Land kam in ſanften Tod, d. i. in politiſche Ordnung. So ging's dem Rittergeiſte in allen Ländern, ſtatt der Mohren wurden die Vaſallen gedemüthigt, die Provinzen vereinigt; Monarchie im Staate erhob ihr Haupt. Je mehr nun Freiheit, Natur, Eigenheit der Sitten in allen Ständen abnahm, je mehr einzelne Kräfte geſchwächt wurden um zu den Füßen des Einen zu ruhen; je mehr überall mechaniſche Ordnung an die Stelle des Muths, der Wirkung individueller Seelen trat, je mehr entging der Dichtkunſt lebendiger Stoff und lebendige Wirkung. Der alte Rittergeiſt konnte nur zum Spotte gebraucht werden; die neuern Sitten — ſie hingen ſo wenig mit Poeſie zuſammen

als ſie von ihr abhingen — vom Geſetz und Recht und ganz veränderten Umſtänden der Welt gingen ſie aus. Den Regenten ſchmeicheln, einförmige Kriegszüge, politiſche Rechtshändel, Machiavelliſche Negotiationen beſingen, war das Zweck der Dichtkunſt?

Wie mit dem Rittergeiſte, war's mit der Religion; ihre Wirkung ward verlacht; ſie konnte in Gedichten nur als Fratze oder als Mythologie, neben rein lateiniſchen, antiken und mythologiſchen Namen gelten, und ſo trat ſie auch hervor. Ich will bekannte Gedichte und zum Theil ſehr berühmte Namen nicht einzeln nennen; es war der ſonderbare Geſchmack dieſer mit neuem Licht aufgehenden Zeiten. Nun wird mit der Religion des Volks der Dichtkunſt Herz und Seele genommen; ein Volk, das keine Religion hat oder ſie als Burleske braucht, für das iſt keine wirkende Poeſie möglich.

Meiſtens nennen wir dieſen Zuſtand Wachsthum der Philoſophie; er ſey's, aber dieſe Philoſophie dient der Dichtkunſt und dem menſchlichen Herzen wenig. Streicht alles Wunderbare, Göttliche und Große aus der Welt aus und ſetzt lauter Namen an die Stelle: deß wird ſich kein Geſchöpf auf Gottes Erdboden als etwa der Weltgelehrte freuen. Die Dichtkunſt kann nie entſpringen und nie wirken als wo man Kraft fühlt, lebendige Kraft ſelbſt ſiehet, aufnimmt und fortpflanzet. Bayle's atheiſtiſcher Staat wird wahrlich keine oder elende Dichter haben, ſowie alle philoſophiſchen Namen Kerker. Sie laſſen Dichter weder zu, noch können ſie ſolche erzeugen, und dieſe können an einem philoſophiſchen Schatten- und Plaudervolke ihre Kunſt nimmer erweiſen.

Alle großen Revolutionen damals floſſen wie ein Meer zuſammen, auf dem die Dichtkunſt nicht anders als zum Spiel hinfürder ſchwimmen konnte. Zwei Welttheile wurden erfunden — man denkt vielleicht beim erſten Anblick: ei, wie neuer, reicher

Stoff zur Dichtkunſt! Der Erfolg zeigt daß dieſer Stoff nichts zu bedeuten hatte gegen die Wirkung die im Ganzen die Dichtkunſt durch dieſe Entdeckungen verlor. Gold und Silber, Gewürze und Bequemlichkeiten mögen viel gutes hervorbringen, nur nicht neues Leben für die Poeſie; die Kaffeetaſſe iſt kein Trank des Odin, und die Prickeleien fremder Gewürze auf unſrer Zunge und in unſerm Blute kein goldner Stachel des Apollo.

Die Buchdruckerei hat viel gutes geſtiftet; der Dichtkunſt hat ſie viel von ihrer lebendigen Wirkung geraubt. Einſt tönten die Gedichte im lebendigen Kreiſe, zur Harfe, von Stimme, Muth und Herz des Sängers oder Dichters belebt; jetzt ſtanden ſie da, ſchwarz auf weiß, ſchön gedruckt auf Blätter von Lumpen. Gleichviel zu welcher Zeit einem lieben geneigten Leſer nun der Wiſch kam, er ward geleſen, ſacht und ſelig überflogen, überwiſcht, überträumelt. Iſt's wahr daß lebendige Gegenwart, Aufweckung, Stimmung der Seele ſo ungemein viel und zum Empfange der Dichtkunſt am meiſten thut; iſt's ein großer Unterſchied, etwas zu hören und zu leſen, vom Dichter oder ſeinem Ausleger, dem göttlichen Rhapſoden es ſelbſt zu hören oder ſich es matt zu denken und vorzuſyllabiren, ſo ſetze man nun, alles Vorige dazugenommen, die neue Sitte in ihren Umfang, wie viel mußte mit ihr die Dichtkunſt an Kunſt gewinnen und an Wirkung verlieren! Jetzt ſchrieb der Dichter, voraus ſang er; er ſchrieb langſam, um geleſen zu werden; voraus ſammelte er Accente, lebendig ins Herz zu tönen. Nun mußte er ſuchen, ſchön, verſtändlich zu ſchreiben, Commata und Punkte, Reim und Periode ſollten ſein erſetzen, beſtimmen und ausfüllen was voraus die lebendige Stimme tauſendmal vielfacher, beſſer und ſtärker ſelbſt ſagte. Endlich ſchrieb er jetzt gar für das liebe claſſiſche Werk und Weſen, für die papierene Ewigkeit, da der vorige Sänger und Rhapſode nur für den jetzigen Augenblick ſang, in demſelben

aber eine Wirkung machte daß Herz und Gedächtniß die Stelle der Bücherkammer auf Jahrhunderte hin vertraten.

Die Muſik ward eine eigne Kunſt und ſonderte ſich von der Dichtkunſt. So gewiß es iſt daß dadurch beide, als Künſte, gewannen, ſoviel ſcheint's daß ſie an beſtimmter Wirkung beide verloren. Die Empfindungen die die Muſik allein ſagt, kann ſie nur dunkel ſagen; nähme man nicht unvermerkt das Kunſtgefühl immer zu Hülfe, ſo wäre uns vieles in ihr ein Buch mit unbekannten Lettern, und wir würden ſie nicht lange in ſolcher Unbeſtimmtheit ertragen. Die Dichtkunſt ohne Klang und Geſang mußte bald Letternkram, Naturwiſſenſchaft, Philoſophie, Sittenlehre, trockne Weisheit, Studium werden.

Je mehr die Läuder zuſammenrückten, die Cultur der Wiſſenſchaften, die Gemeinſchaft der Stände, Provinzen, Königreiche und Welttheile zunahm; je mehr alſo, wie alle Literatur, ſo auch Poeſie an Raum und Oberfläche der Wirkung gewann, deſto mehr verlor ſie an Eindrang, Tiefe und Beſtimmtheit. In engen Staaten, bei kleinen Völkern, ihren einförmigen Sitten, engem und jedem einzelnen Gliede anſchaulichem Intereſſe, bei Thaten wo jeder Richter und Zeuge ſeyn konnte, hatte ſie gewirkt und geblühet; jetzt zerfloß ihre Flamme in Staaten und Schimmer auf der Erde. Wer konnte überſehen was ein Fürſt wollte, und was für Recht er dazu hatte? Und wenn man's konnte, wer wollte, wer durfte es? Weder Volk noch Dichter. Den freien politiſchen Satiren der mittlern Zeiten war der Mund geſtopft; aus der Mündung der Kanonen flammen keine poetiſchen Thaten. Weder Helden, noch Bürger der alten Zeit ziehen zu dem meiſtens entfernten, ungereizten und unüberſehbaren Kriege; es ſind arme Kriegsknechte, die dahin ziehen, und den Ländern iſt's meiſtens gleichviel welchem Deo ex machina ſie fröhnen und dienen. Die Kriegs- und Friedenspoſaune laſſen alſo gern alle neun Muſen liegen und beweinen höchſtens

Blutvergießen, Hunger, Krankheiten und gekränkte Rechte der Menschheit von beiden Seiten.

Endlich und am meisten, wenn die Sitten und Herzen aller sogenannten gebildeten Völker allmählich abgegriffene Münzen werden, da die Dichtkunst nur mit Schaustücken zu thun haben soll, wie anders als daß diese auch so werde? fein ausgearbeitet, bequem und schön, aber meistens ohne Inhalt und Werth der alten engen Nationaldichtkunst. Der meiste Theil ist Scheidemünze, wo das Kupfer durchblickt; den edlen Theil lassen wir ungebraucht ruhen, damit er unsre Taschen nicht reiße, oder wandeln ihn schnell in das was wir nöthiger brauchen als Sitten der alten ächten Dichtkunst. Uns bilden Gesetze, Gesellschaften, Moden, Stände, Sorgen der Nahrung; unsre Musen sind das Vergnügen, und der Apollo derselben die liebe Noth. — Die Poesie ist Literatur, ein Paradies voll schöner Blumen und lachender Früchte; nur zeugt die schöne Farbe nicht von Güte derselben, noch weniger der süße Geschmack. — Die italienische Poesie war's, die sich zuerst formte. Ihre schöne Sprache, das Land, der Charakter der Nation, ihre Verfassung, die mithelfenden Künste, trugen bei daß sie bald und in blühender Gestalt erschien, eine liebliche Blume auf der Römer Grabe, aber nur Blume. Im großen Dante kämpfen noch alle seine Leidenschaften; sein Gedicht ist Umfang seines Herzens, seiner Seele, seiner Wissenschaft, seines besondern und öffentlichen Lebens; er ist noch ein Stamm aus dem alten Walde der Freiheit und Mönchswirkung. — In Petrarca lebt seine Laura, sofern es die Gesetze des Sonetts und des Liedes der Provenzalen zulassen; seine Mitgehülfen ergaben sich noch mehr der lieben Mythologie oder den ausgelassenen Sitten des Zeitalters. Im Jahrhundert der Medicis ward alles classisch; man schrieb Latein oder schöne Sonette und liebliche Stanzen nach Petrarchs Weise. Ariost erschien, und der göttliche Ariost schrieb einen Roman zum Ver-

gnügen, wo ſein Herr und Freund vorzüglich zu bewundern hatte, wo er alle ſolch Zeug hätte auffinden können. Er und Taſſo lebten von Nachläſſen der mittlern Zeiten, weil zu ihren Zeiten wenig poetiſches mehr zu wirken war; die Nachfolger im vermehrten Verhältniß. Die Dichtkunſt der Italiener iſt wie ihre Seele, ein ſtilles Meer, voll gehaltener tiefer Leidenſchaft und Stärke; tief unten kann der Sturm wüthen, und oben fließen noch ſanfte Wellen. Vielleicht hat die Dichtkunſt viel zu dieſen Sitten, deren Bild ſie trägt, ſelbſt beigetragen. Sie unterhält ſo ſanft, beruhigt und ergötzt ſo ſüße; der Gondelfahrer auf dem Meere und der Pilger zu Lande ſingt, ſpielt und iſt fröhlich. Vergnügt auch unterm Drucke, fröhlich auch in der Armuth. — Wie vieles zeigt nicht aber in auffahrenden Funken was in ihnen für eine Flamme ſchlafe, die nur auf andere Umſtände, auf einen Wind des Himmels wartet?

Mit der Poeſie Frankreichs (ich ſpreche mit aller Beſcheidenheit eines Idioten, der nur nach ſeinem Gefühle zu urtheilen wagt) — iſt's in Betracht ihrer Wirkung auf Sitten noch unbeſtimmbarer. Sowie dieſes Volk vielleicht weniger Poeſie und poetiſche Sprache hat als die Italiener, ſo hat auch nach Maßgabe ihres Charakters dieſe mindere Poeſie auch mindere Wirkung auf Sitten haben müſſen. Anſtand iſt ihr großer Richter, und Geſellſchaftskreiſe der Schauplatz ihrer Poeſie; ſelbſt ihr Theater iſt Kreis der Geſellſchaft. Oben ſpielt eine Partie Herren und Damen, und oft l'auteur durch ſie; unten deßgleichen, und wie elend iſt oft die Pythia, die ſchon vorher völlig den Ton ſtimmt! Oft werden Sentenzen, Tiraden und Declamation bewundert, d. i. alles wovon in der Geſellſchaft geſprochen werden kann, und ſo werde denn geſprochen! Der theatraliſche Staats- und Kriegsmann Corneille, der tragiſche Idyllenrichter Racine, Voltaire, der Maler und Philoſoph, herrſchen nach angenommenem Geſellſchaftsmaßſtabe, d. i. ſie erleuchten und amüſiren. Voltaire inſonderheit, er, in Poeſie

Philoſoph und in Proſe Dichter; er, der große Lehrer unſerer Zeit in leichter Philoſophie und Skepticismus, der große Verfaſſer der pièces fugitives nnd der göttlichen pucelle — welche Mängel, welche Bedürfniſſe des Jahrhunderts (anderer Länder beinahe mehr als ſeines eignen Volks) füllet er nicht aus! Wie reine, feſte Sitten waren's nicht, die er bildet! Als ob heutzutage ein Dichter ſchriebe um Sitten zu bilden? Und wozu ſchreibt er denn? Er ſuchet Ruhm, er folgt der Laune, er opfert den Götzen des Jahrhunderts, er amüſirt. Gutes oder Böſes was daraus komme — was iſt dem Dichter gut oder böſe?

Meine Abſicht iſt nicht zu kunſtrichtern, ſondern zu bezeichnen was mich alſo dünkt. Seit dem goldnen Jahrhundert Ludwigs wurde die franzöſiſche Poeſie als unterhaltende Geſellſchafterin aufgeführt, und iſt ſie das nicht geblieben? Die Epopöe Fenelons wurde vergeſſen, höchſtens ſpricht man von ihren Blumen; aus Quinault weiß man zarte Sentiments; aus Boileau Moralen oder ungerechte Streiche; aus la Fontaine ſchöne Niäſerien. Molière dichtete als großer Dichter, dem übrigens alles gleich war was lachen machte, und jetzt — weiß ich nicht was man dichtet. Man wiederholt, man trillert aux Italiens tauſendmal einerlei nach, man bettelt. Geßner und Young, Haller und Oſſian, Shakeſpeare und der Otahite, alles macht gleiche Wirkung — keine!

Das heißt, wie der große Voltaire meldet, das Licht iſt ſo verbreitet daß nirgend mehr Flamme werden kann. Die Sitten der Nation ſind ſo gebildet daß nichts mehr zu bilden iſt — und o! eine Dichtkunſt zu Paris die Sitten der Nation bilden! Warum nicht gar des Univerſums? Und was ſind mœurs? und was iſt effet und influence nach dem franzöſiſchen Nachdrucke? Und endlich was iſt wirkende Poeſie? Etwa ein Trinklied oder ein Roman der Liebe?

Wir ſchiffen über den Canal, und plötzlich ſind wir in einem olim wilden Lande, das jetzt auch ſehr geſittet zu ſeyn beginnt; es iſt das ſtolze England. Aus den Reſten der Ritterzeit hat es Dichter, große Dichter — Chaucer, Spenſer, Shakeſpeare! Shakeſpeare inſonderheit, der Mann der eine Welt voll Charaktere, Kräfte, Leidenſchaften, Sitten, Begebenheiten umfaſſet, und eine Welt derſelben nachbildend in uns wirkt. Welch ein Schatz der Nation iſt's, einen Shakeſpeare, ein Buch der Sitten und menſchlichen Scenen aus und nach ihm zu haben! Er hat freilich kein Syſtem; ſeine Seele iſt weit wie die Welt, ſein Schauplatz iſt für alle Sitten und Völker. Eine ähnliche Seele gehört auch dazu, Shakeſpeare zu umfaſſen und wie er angewandt ſeyn will anzuwenden! Und da man jetzt alles nach dem flüchtigen Augenblick und mit dem Maßſtab des leichten Geſchmacks mißt, ſo wird ſeine Desdemone bald der Zaire und ſein Hamlet dem franzöſiſchen Hamlet billig weichen. Er iſt, ſagt man, für unſere Sinne zu ſtark, zu rauh, zu abwechſelnd, zu geſchmacklos.

Seitdem Geſchmack an die Stelle des Genie's trat und England ſeinen letzten Genius, Swift, nach Irland verbannte, iſt die Poeſie viel correcter, moraliſcher, claſſiſcher, feiner geworden; aber nicht zugleich auch viel unwirkſamer, unpoetiſcher, kälter? Wer hat ſchönere Moralen in Reimen geklingelt als Pope, und wer ſchönere Stubencharaktere gezeichnet als Addiſon? Man frage indeß nicht um jedes Worts Urſprung, Zweck und Wirkung. Soviel iſt gewiß, wenn moraliſche Sentenzen und Wochenblätter Sitten bilden können, ſo haben Pope, Addiſon, Steele ihre Nation (die beiden letzten auf allen Kaffeehäuſern inſonderheit) gebildet. Ihre Schriften werden die erſten ihrer Art bleiben, und Addiſon inſonderheit der Sokrates ſeines Volkes.

Indeſſen iſt's drückend wahr: der Geiſt des Jahrhunderts, dem ſich eben die edlen Schriftſteller ja auch in der Einkleidung bequem-

ten, will daß das alles als Gedicht, als periodiſche Schrift, als Wochenblatt geleſen werde; und wie oft zerſtört da eben die Schönheit der Einkleidung, eben ihre Kunſt, ihre Feinheit alle Wirkung! Der Reim iſt eine ſchöne Sache, wo er ungezwungen da iſt; er ſtutzt, wie ein deutſcher Dichter ſagt, und hebt die Phantaſie — und leimt die Rede ins Gedächtniß; indeſſen iſt's eben auch ſo gewiß daß wenn keine andre Seele, kein höherer Geiſt weckt, der Reim einſchläfert und mit ſüßem Geklingel ſanft betäubet. Wird das Gemüth mit ſogenannten Samenkörnern der Tugend überhäuft und gleichſam zu dick beſäet, ſo kann nichts aufgehen, zumal ja alles allgemein iſt, und nichts ſeine rechte Stelle findet. Merkt man's nun noch dem Dichter an daß er Dichter iſt, als Nachtigall ſang und als Verſificateur oder artiger moraliſcher Schriftſteller ſchrieb, ſo liest man ihn auch als ſolchen, höret der Nachtigall als Nachtigall zu, läßt ihr ſeinen Dank widerfahren, und geht nach Hauſe. Bei allen moraliſchen Dichtungen der Art kommt's alſo darauf an wie wir's leſen, ob's uns Scherz oder Ernſt iſt? Und mein! Warum mußte denn dieß, die Hauptbedingung der Kraft auf unſere Sitten, warum mußte ſie unbeſtimmt bleiben? Ja warum mußte der Dichter eben durch ſeine Kunſt, durch ſeine ewigen Bequemniſſe für unſere Ergötzlichkeit uns gar überreden daß es ihm nur um dieſe und um Lob dieſerhalb zu thun ſey? Löſcht er nun überdieß mit der einen Hand aus was er mit der andern ſchrieb, wie iſt uns nun zu Muth? Was ſollen wir glauben? Und bei wie vielen Dichtern, Reimern, Einkleidern und Romanſchriftſtellern inſonderheit, iſt gerade das der Fall!

Die Engländer haben zwo Gattungen der Romanclaſſe: die eine iſt idealiſch, die andere treue Natur; Richardſon und Fielding ſind ihre Führer. Beide Gattungen haben Vortheile und Nachtheile; alles kommt hier, wie überall, auf den Gebrauch an. Sich in idealiſche Weſen verlieben, kann herzlich gut ſeyn, aber

auch ſehr gefährlich. Man findet den ſchönen Traum entweder wo er nicht iſt, ſieht allenthalben Engel, Clariſſen und Grandiſons fliegen, und wird jämmerlich betrogen; oder der Engel Clariſſe thut nur einen kleinen Fehltritt, den ihm ja jedermann verzeihet, und der Folgen hat vor denen ſich jeder geſunde Bauernverſtand, der kein Engel iſt, bewahrt hätte. In beiderlei Fall hilft das Uebertreiben und Idealiſiren zum Unfall; und überhaupt iſt's eine ſo feine Speiſe, ein ſo ſüßer Duft daß er ſtarke Bewegung und gute Säfte fordert wenn er nicht ſchädlich ſeyn ſoll. Bekanntermaßen haben nun die, die ſich am meiſten dieſes Duftes bedienen, nicht viel Bewegung, nicht viel Anblick der ganzen geſunden Menſchheit in wahren Beziehungen des Lebens; was Wunder alſo daß ſie träumeln und kränkeln, und wenn ſie einmal an dieß Opium gewöhnt ſind, nie mehr davon laſſen können. Das nennen wir Verfeinerung der Sitten und Geſinnungen durch angenehme und unterhaltende Lectüre; die Verfeinerung iſt aber oft wahres Verderbniß. Meiſtens macht ſie zu aller geſunden Speiſe, zu gründlicherer Nahrung des Geiſtes und Herzens, am meiſten zu wahren Freuden und wahrem Gebrauche des Lebens untauglich. Wenn die romantiſchen Engel aus ihrem Mondparadieſe zur Erde kommen und die im heiligen Schleier der Entfernung erſchienenen Liebhaber einander in der Nähe von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen, ſo iſt in mehr als Einem Verſtande der Roman aus; die durch ſchöne Dichtung verdrängte Wahrheit kommt, wie die Göttin Ate, nach und rächet ſich gewaltig.

Die Fielding'ſche Gattung des Romans iſt der Rüge nicht unterworfen, ſie öffnet das Auge ungemein für Wahrheit. Und wenn ſie nun mit eben der Wahrheit das Herz für Güte öffnet, und dieſe zum beſtimmten Zwecke hat, ſo kann ſie die ſchönſte Galerie des menſchlichen Lebens heißen. Wie kommt's nun aber daß meiſtens auch dieſe Gattung Schriften den Schwächen

der Zeit nachgibt, ſtatt dieſe zu überwinden? Wie kommt's daß auch die individuellen Charaktere meiſtens in einem Lichte ſtehen wie ſie das liebe Herz gern hat? War den Verfaſſern an dieſer kranken Sympathie, an dieſem ängſtigen Zuwallen gelegen, das eben daher rührt weil ihre Hand den Wunden unſers Herzens ſchmeichelt? Dichter, biſt du alsdann Mann? ehrlicher Menſchenfreund? Diener der Geſundheit, Glückſeligkeit und Wahrheit? Was würdeſt du von dem Arzte halten der Opium oder ſüßes Gift reichte, nur daß die ſchöne Kranke ihm die Hand drücke? Soll der Dichter ſchwachen Seiten, böſen Sitten ſeines Jahrhunderts fröhnen? oder ſoll er ſie beſſern?

Wenn Cervantes trefflicher Roman den Sitten ſeiner Nation Leid angethan, und mit dem Lächerlichen der Ritterſchaft auch viele Tugenden derſelben ausgetilgt haben ſoll (das wohl des Dichters Abſicht nicht war); wenn mit ihrem Fehltritte die himmliſche Clariſſe und die philoſophiſche Julie, ſo wie bei Terenz jenes Jupitersgemälde, geärgert, und Jünglinge zu Tom-Jones geſagt haben ſollen: **si iste, cur ego homuncio non?** Wenn Fälle der Art wahr ſind, welcher Dichter wird nicht ſelbſt über zu lautes Lob und warmes Aufwallen zittern, und ſo viel an ihm iſt, das **quid honestum, utile, decens?** ja nicht ſchwankend ſeyn laſſen! Ueberhaupt aber ſind Schriften der Art leider zu ſehr das Ruhekiſſen weicher Bequemlichkeit, als daß man die hohen moraliſchen Wirkungen derſelben für etwas anders als ſie ſelbſt ſind, für Dichtung und Roman halten könne. Ich ſage dieß bei den Engländern, es gilt aber bei allen Nationen.

Endlich hat die engliſche Wuth der Freiheit ſich einer Gattung Dichter bemeiſtert die recht national ſeyn, und auf Sitten wirken wollen; es ſind ihre politiſchen Parteigänger und Satyrs. Butler mit ſeinem Hudribas ſteht obenan, Swift in der Mitte, Churchill und **horum progenies vitiosior** folgen.

Beſtimmt genug iſt's was ſie ſagen, und an Leidenſchaft und Stärke fehlt's auch nicht, womit ſie alles beleben; ob aber der moraliſche Nutzen davon ſo groß ſey, kann ich nicht entſcheiden. Meiſtens iſt alles ſo parteilich, grimmig und ſchrecklich übertrieben daß jedem Fremden auch bei den ſtärkſten Stellen weh iſt. So ſpottet Butler und hat Schaden angerichtet; ſo zerfleiſcht Swift mit Tigerklauen die Menſchheit, daß man Mitleid über ihn, und nicht über die Menſchheit weinen möchte. So züchtigt Churchill — es ſind blutreiche Auswüchſe, ekle, aber ſaftvolle Geſchwüre der geprieſenen engliſchen Freiheit, die wir ihnen nicht zu beneiden haben. Meiſtens ſind ſie auch durch ſich ſelbſt unkräftig; die Gegenpartei handelt, und läßt dieſe ſprechen, wüthen; und nach wenigen Jahren iſt alles entweder vergeſſen, oder die ſchärfſten Pfeile des Genie's, in Gluth der Hölle gehärtet, haben ihre Spitze verloren. — Ueberhaupt iſt alles Uebertriebene (und wer übertreibt mehr und lieber als ein Engländer?) in eben dem Maße unkräftig. Wo Milton Teufelsbrücken baut, rühret er nicht, und wo Young den Gräbern des erhabnen Unſinns zu nahe wirbelt, wird er nicht beſſern. Wo Thomſon und ſeine Geſellen zu viel ſchildern, ermatten ſie, und ermüden andre; und wo die Adler ihrer Pindariſchen Oden mit Beiwörtern beladen und vollgeſtopft ſind, da kommen ſie gewiß nicht zur Sonne. Vielleicht gleicht die Poeſie dieſes Landes anjetzt einem überfüllten Körper, der zuletzt für lauter Epithetenfülle und Geſundheit auf dem Leichengerüſte pranget! — und da bei ihnen alles ſo national iſt, ſo muß, je mehr die Sitten ſinken, je mehr Ueppigkeit und ſelbſtgenügſamer Stolz, heroiſche Dummheit und Beſtechung regieren, auch die Dichtkunſt ſinken und davon Farbe tragen. Ihr letztes, ſo vergöttertes Genie, Sterne — man leſe ſeine weichen Schriften, und hintennach die Briefe ſeines Lebens, herausgegeben von ſeiner eignen Tochter, und man wird fühlen worauf ich deute.

Jetzt ſoll ich von meiner Nation reden, aber ich kann kurz ſeyn, weil ich oft nur wiederholen müßte was ich bei andern, denen wir lange nachgebuhlt haben, ſchon ſagte. Von jeher hat die Poeſie weniger Wirkung auf uns gehabt als auf die beregten Nationen. Unſre Barden ſind verloren, die Minneſänger lagen auf der Pariſer Bibliothek ruhig; die mittlere Zeit hindurch ward Deutſchland immer außer Deutſchland geſchleppt oder mit andern Völkern überſchwemmet; bekam alſo nicht Zeit ſich zu ſammeln, und auf die Stimme ſeiner eignen Dichtkunſt zu merken. — Ueberdem iſt's ein getheiltes Land, ein Sund von kleinen monarchiſchen Inſeln. Eine Provinz verſteht die andere kaum; Sitten, Religion, Intereſſe, Stufe der Bildung, Regierung ſind verſchieden, hindern und ſondern die beſte Wirkung. Opitz ſang für gewiſſe Provinzen Deutſchlands lange als ob er in Siebenbürgen geſungen hätte. Schweizer und Sachſen wollten ſich lange nicht für Landsleute erkennen, und Nord- und Süddeutſchland wollen's in manchem Betracht noch nicht. — Ueberdem kommt bei uns das Volk, in dem was wir Sitten und Wirkung der Dichtkunſt auf Sitten nennen, gar nicht in Betracht; für ſie exiſtirt noch keine als etwa die geiſtliche Dichtkunſt. Was bleibt uns nun für ein leſendes Publicum übrig, von deſſen dichteriſchen Sitten wir reden ſollen? Gelehrte? aber die haben ihre Sitten ſchon, und ſind oft keiner Wirkung der Dichtkunſt fähig; ſie leſen zum Zeitvertreib, einen dumpfen Kopf ſich etwa zu erheitern. Alſo Kunſtrichter? Aber die (ob ſie gleich meiſtens nicht Gelehrte ſind) haben mit jenen theils ein gleiches, theils noch das ärgere Schickſal daß ſie als Kunſtrichter leſen, von Buchhändlern gemiethet, wohl gar geſtimmet, und oft an Leib und Seele erblindet. Genießt der Krämer den Duft ſeiner Gewürze? Und iſt's nicht Wohlthat für den Reiniger dunkler Gemächer, daß ihn ſein Geruch nicht mehr ſtöret? — Alſo dichte man für Jünglinge? Aber auch die ſind nach dem neueſten Geſchmack ſelbſt Dichter, und dienen an einem

Almanach deutſcher Muſen; alſo iſt auch da die Wirkung gebrochen und veräffet. Alſo für geſchmackliebende Jungfrauen, ihre Bonnen und Tanten? Oder für jene vornehmen Leſer und Leſerinnen, die es neulichſt von den Franzoſen vernommen, erſehn und erlernt haben daß auch Deutſchland Dichter beſitze, und daß man dieſe wirklich leſen könne? — Allein was iſt nun auch für dieſe zu dichten, und was an ihren Sitten zu bilden? Nach zehn franzöſiſchen Büchern ein deutſches zu durchlaufen, mit matter verdauungsloſer Seele es zu durchträumen, durchnaſchen, durchjähnen; ſodann zu jenen zehn hinſtellen, und abermals nach den neueſten Modebiſſen ſchnappen — iſt das Dichterlectüre? Was kann ſie nützen? Wer mag für ſie dichten? Wer in den Armen einer verwelkten Buhlerin liegen, und ihr gar Sitten geben wollen? Alſo bliebe nichts als die Buchhändler übrig, für die denn auch wirklich die meiſten Meßjünger ſchreiben; was dieſe erwählte Schaar aber (die Jupiters, Apollos und Mäcene der deutſchen Muſen!) was dieſe aus ihrer poetiſchen Meßwaare für Sitten ziehen, mögen ſie ſelbſt untereinander am beſten wiſſen.

Was für Wirkung können Gaben thun die verhandelt und erhandelt werden? Was für Sitten kann ein Tempel der Dichtkunſt ſtiften, wo Wechslertiſche und Taubenkrämer, Recenſenten und Ochſenhändler [1] ihr Gewerbe treiben? Ihr, Dichter der Vorwelt, Oſſian und Orpheus, erſcheint wieder, werdet ihr eure Mitbrüder erkennen? werdet ihr für die Preſſe ſingen, und jetzt in Deutſchland gedruckte, recenſirte, gelobte, elend nachgeahmte Dichter werden? Man verzeihe daß ich bei dieſem Aeußern verweile; von ſolchem Aeußern hängt das meiſte Innere ab. Der Buchhändler kauft und verkauft, erhandelt ſich Autor und Recenſenten, beſtimmt den Werth ſeines Meßguts, und nach dem Anklange geht die Stimme fort. Dem lieben Deutſchland iſt alles gleichviel, wenn's

[1] S. die Geſchichte Hieronymus in Nothankers I. Th.

in den Zeitungen nur gelobt ist. Siegwart und Agathon, Messias und den Nothanker, Werthers Leiden und Werthers Freuden lieset's mit gleichem Muthe; und das ausländische Gemisch, woher es auch komme, und was für Sitten es wirke, bleibt billig im Vorrecht. —

Bei diesem dürftigen Zustande der Leserei haben wir uns über die Dichter und die Sitten die sie wirken wollen gewiß nicht zu beklagen. Opitz und Brockes, Gellert und Hagedorn, Kleist und Geßner, Haller und Witthof sind untadelhaft von dieser Seite; der ehrliche fromme Charakter der Deutschen zeigt sich auch hier. Sie wollten lieber minder Dichter seyn als unsittliche und unweise Dichter. Der erste Dichter der auf die Nation vorzüglich gewirkt, war gewiß fromm, Gellert.

Auch der höhere Kranz, nach dem sodann die deutsche Muse lief, war den Sitten fürwahr unschädlich: es war die biblische Dichtkunst. Hätte diese Wirkung auf die Nation machen, und den Glauben des Volks verdienen können, der einem Inhalte der Art gebühret! Aber dann hätte vor Klopstock kein Milton seyn, dann hätte sein Messias nicht mitten in einem Haufen Dichtungen und Episoden stehen müssen, die ewig allen Glauben abzwingen und abwürgen! — Wie es indessen sey, verdient seine Dichtkunst nicht den Preis der Engel, so verdient sie den Kranz unschuldiger Menschen, nachgebender Jünglinge, zärtlicher Kinder. Nie wird man ihr und der Muse des kältern, gelehrten moralischen Bodmers sittliches Uebel nachsagen können, wenn auch nicht alles himmlisches Gold wäre.

Vielleicht war's selbst diese übergroße Moralität der Deutschen, die wie an so vielen Patriarchaden, an den Bardengesängen des jüngsten bald verstrichenen Zeitalters Schuld war. Unmaßgeblich reizte die Tugend der Frau Thusnelde so stark, als die Tapfer-

keit des Herrn Hermanns; man freute ſich deſſen, überſah das andere, und da Oſſian dazu kam, war der Bardengeſang geboren. Sollte es alſo auch mit der Wirkung dieſer Geſänge und Fabellehre auf unſere Sitten nicht ſo ganz recht ſeyn, ſo bleibt dem errichteten Altare immer Eine Aufſchrift: Pietati! „Ein etwelches Denkmal der Tugend, und den Sitten der Väter heilig.“

Da die deutſche Muſe eine ſo ehrwürdige Veſtalin, die Prieſterin der Wahrheit und Tugend iſt, warum ſollten wir nicht auch die Kleinigkeiten überſehen, die hie und da Alten oder Ausländern zu weit nachfolgen? Iſt Gleim denn nur Anakreon, oder iſt er nicht auch der wackre Helden- und Tugendſänger? Und iſt er's in jenen Scherzen denn auch je außer den Gränzen der Zucht? Hat Wieland hie und da ſich mit der Muſe Crebillons zu nahe befreundet; wie viel anders im andern Geſchmacke hat er geſchrieben! In der That iſt's viel was wir von den lieben Muſen des heiligen römiſchen Reichs verlangen, und äußerſt wenig was wir, das leſende Publicum, ihnen gewähren; Geſchenke und Gaben verſtehe ich damit nicht. Gebt uns andre Zeiten, andre Sitten, andre Leſer und Leſerinnen, andre Schriften, die Leſer und Leſerinnen bilden, und die Dichtkunſt wird ihnen nicht widerſtreben.

Freilich iſt's auch hier edel, vorzugehen und einem gottgegebnen Dichter wird nie ſein Kreis williger Ohren und Herzen mangeln. Ein Dichter iſt Schöpfer eines Volkes um ſich: er gibt ihnen eine Welt zu ſehen und hat ihre Seelen in ſeiner Hand, ſie dahin zu führen. So ſoll's ſeyn, ſo war's ehemals, immer aber und überall kann nur ein Gott ſolche Dichter geben. Was Menſchenwerk iſt, folgt auch menſchlichen Sitten um ſich her; es iſt von der Erde und ſpricht irdiſch; der Sänger der vom Olymp kommt iſt über alle, und eben der Stab ſeiner Wirkung iſt das Creditiv

ſeines Berufs. Wie der Magnet das Eiſen, kann er Herzen an ſich ziehen, und wie der elektriſche Funke allgegenwärtig durchdringt, allmächtig fortwandelt, ſo trifft auch ſein Blitz, wo er will, die Seele. Er wird weder Weichling ſeyn, noch Kitzler, noch Sittenverderber, nicht aus Geſetzen von außen, ſondern weil er edleres Feuer, höhern Beruf in ſich fühlet.

Wir, die keine Götter ſind, ſolche Sittenverwandler zu ſchaffen und der dürftigen Zeit zu geben, wollen ihren Werth wenigſtens erkennen und ihr irdiſches Werden nicht aufhalten. So lang unſere Dichtkunſt Meßgut iſt und Carmen an den Geburtstagen der Großen, ſo wird jeder Chiron in den Fels gehen und einen jungen Achilles etwa allein die Leier lehren. Kein Tyrtäus wird vor unſern nach Amerika verkauften Brüdern einherziehen und kein Homerus dieſen traurigen Feldzug ſingen. Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, neblichte Namen, ſo wird auch jede edle Harfe dumpf und im Nebel tönen. Ja endlich (die Urſache von allem!) ſo lange wir in naturloſer Weichheit, Unentſchloſſenheit und üppigem Zagen für Geld und Ruhm ſingen, wird nie eine Leier erſchallen die Sitten ſchaffe, die Sitten bilde.

Fortes creantur fortibus et bonis.
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Doctrina sed vim promovet insitam
Rectique cultus pectora roborant;
Utcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.

Οὐ οἷον ἀγαθὸν γένεσθαι ποιητὴν, μὴ πρότερον γενηθέντα ἄνδρα ἀγαθόν. Strab. Ἡ ποίησις ἱερόν τι χρῆμα

καὶ θεσπέσιον. Ὃς ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται, πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἱκανός ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτόστε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῶν μαινομένων ἡ τοῦ συμφρονοῦντος ἠφανίσθη Πλατ.

Beſchluß.

Die Hauptſätze meiner Abhandlung wären alſo dieſe:

1) Dann iſt die Dichtkunſt am wirkſamſten wenn ſie wahre Sitten, lebendige Natur darſtellt; ſind die Sitten gut, ſtellet ſie die lebendige Natur zu guten Zwecken dar, ſo kann ſie auch gute Sitten wirken, und lange erhalten.
2) Unter den Hebräern wies Gott welches der Zweck der Dichtkunſt ſey, auf welche und zu welchen Sitten ſie wirken müſſe; das Volk blieb der Abſicht des Gottes der ſie begeiſterte unendlich zurück; und unter den Griechen ward die Dichtkunſt nach guten Anfängen und mit einzelnen herrlichen Ausnahmen Mythologie, Machwerk, ſchöne Kunſt, Märchen und endlich mit die Verderberin ihrer Sitten.
3) In Rom war ſie unabhängig vom Staate: gut, aber roh, ſolange die Sitten gut waren; unnütz, müßig oder böſe und verſchlimmernd in dem Maße als dieſe fielen. Unter Nordländern, Arabern und allen einzelnen thätigen Völkern hatte und erhielt ſie den Charakter der Nation im Guten und Böſen.
4) Als Europa von den nordiſchen Völkern neue Sitten und neue Verfaſſung erhielt, änderte ſich auch die Dichtkunſt. Eben aber die Miſchung und Wanderung der Völker gab ihr einen unbeſtimmten, zuſammengefloſſenen Märchencharakter. Auch in den roheſten Zeiten hat die ſimple Poeſie des Chriſtenthums großen Nutzen gehabt, und hat ihn noch.

5) Mit der Nachahmung der wiedergefundenen Alten und dem neuen Zustande der Welt ward die Dichtkunst regelmäßiger, aber auch unwirksamer; abgetrennt von Wirkung lebendiger Sitten. Sie hat sich unendlich verfeint, alle Vorstellungsarten und Moralen erschöpft; wirkt aber wenig, und kann und soll jetzt leider nur wenig wirken; sie ist zum lieben Vergnügen.
6) Proben darüber in einzelnen Gattungen, bei mehr als einem Volke; und stille Winke daß sie lebendiger und wirksamer werde.

611876

Berichtigung.

Auf Seite 190 lese man beim zweiten Fragment Nr. 32.
„ „ 226 „ „ „ vierten Fragment Nr. 37.

Google